Stanford University Libraries
3610504820601O

# A. WILBRANDT

# FRANZ

Digitized by Google

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

| | | |
|---|---|---|
| Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Auflage. | Geheftet | M. 3.50. |
| —,— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Aufl. | . | M. 2.— |
| —,— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen. | . | M. 2.50. |
| —,— Menschenkinder. Novellenzyklus. | . | M. 3.50. |
| Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman. | . | M. 3.— |
| Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman. | . | M. 4.— |
| Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman. | . | M. 3.— |
| Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. | . | M. 4.— |
| Bülow, Frieda von, Kara. Roman. | . | M. 4.— |
| Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage. | . | M. 3.— |
| Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen. | . | M. 2.50. |
| Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl. | . | M. 3.— |
| —,— Božena. Erzählung. 4. Auflage. | . | M. 3.— |
| —,— Margarete. 4. Auflage. | . | M. 2.— |
| — Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten. | . | M. 2.— |
| Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage. | . | M. 5.— |
| Ertl, Emil, Mistral. Novellen. | . | M. 3.— |
| Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage. | . | M. 2.— |
| Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman. | . | M. 3.50. |
| Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 5. Auflage. | . | M. 3.50. |
| —,— Der König der Bernina. 6. Auflage. | . | M. 3.50. |
| Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman. | . | M. 2.— |
| Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage. | . | M. 3.50. |
| —,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage. | . | M. 1.— |
| Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage. | . | M. 1.50. |
| —,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage. | . | M. 3.— |
| Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman. | . | M. 3.— |
| Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl. | . | M. 2.50. |
| Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage. | . | M. 4.— |
| Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen. | . | M. 4.— |
| Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen. | . | M. 2.50. |
| Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl. | . | M. 4.— |
| Lindau, Rudolf, Martha. Roman. | . | M. 5.— |
| Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke. | . | M. 3.— |
| Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage. | . | M. 3.50. |
| Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Auflage. | . | M. 3.— |

Digitized by Google

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen. Geheftet M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman. „ M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman. „ M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl. „ M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage. „ M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage. „ M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck.) „ M. 4.—
Saltschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. „ M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman. „ M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. „ M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. „ M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die ewige Burg. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. „ M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 54. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 21. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 42. Auflage. „ M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 26. Auflage. „ M. 2.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 23. Auflage. „ M. 2.—
—„— Es war. Roman. 28. Auflage. „ M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. „ M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage. „ M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. „ M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. „ M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl. „ M. 2.50.
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage. „ M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage. „ M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage. „ M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Franz. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl. „ M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman. „ M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. „ M. 4.—

Digitized by Google

# Franz

Roman

von

Adolf Wilbrandt

---

Zweite Auflage

Stuttgart 1901

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

132296

YALE
MEDICAL
LIBRARY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Meiner geliebten Schwiegertochter

# Lisbeth

zugeeignet

Digitized by Google

# Erstes Buch

Digitized by Google

Eine Uhr im Nebenzimmer ſchlug elf; der immer pünktliche Graf Wildau ſtand auf, indem er der Gräfin mit den Augen winkte. „Es iſt Zeit, zu gehn, lieber Freund," ſagte er mit ſeiner hohen Stimme. „Von Ihnen geht man immer ungern weg; es muß aber doch ſein. Sie haben uns wieder Gedanken gegeben, die man brauchen kann. Schönſten Dank und gute Nacht!"

Franz, der Hausherr, erwiderte ein wenig lächelnd: „Ich weiß, es iſt nutzlos, Ihnen zuzureden; bleiben thun Sie doch nicht."

Der Graf lächelte auch: „Es iſt nutzlos; Sie haben recht." Die Gräfin hatte ſich erhoben, die beiden gleich großen Geſtalten ſtanden nebeneinander. „Gute Nacht," ſagte ſie zur Hausfrau, die in ihrem offenen, lang herabhängenden Haar, mit den ſtarr glänzenden Augen, im Lauf des Abends noch bleicher geworden, ſo fremd und faſt unheimlich ausſah, daß der Gräfin ein Wort darüber auf den Lippen ſchwebte. Sie verſchwieg es aber; ſie drückte Herminen nur die Hand. Auch die andern Gäſte empfahlen ſich, Profeſſor Werner mit ſeiner Frau und ein junger Diplomat. „Ich begleite Sie hinunter," ſagte Franz und nahm einen Leuchter. Hermine blieb mitten im Zimmer ſtehn und verneigte ſich noch einmal.

Digitized by Google

„Es ist und bleibt ein Unsinn, lieber Freund," sagte der Graf, während sie draußen zur Treppe gingen, „daß Sie nicht zu uns halten, nicht in die große Politik eintreten. Ich hab' heute wieder bewundert, wie weit und wie solid Sie denken. So ein Kopf sollte doch nicht am Schiffbauerdamm seinen einsamen Grillen nachhängen; verzeihen Sie mir die Offenheit. Hab' ich recht, Elisabeth, oder nicht?"

„Recht? Recht hast du gewiß," erwiderte die Gräfin; „aber er folgt ja doch nicht. Er thut ja doch, was er will."

„Er sollte zu uns kommen! nach Rom!" eiferte der Graf. „Da wollten wir ihn schon zum Politiker machen und auf seine Bahn bringen."

„Ach, wie wollt'st du das wohl machen," warf die Gräfin hin. „Papst würd' er da vielleicht, um Gott etwas näher zu kommen, aber nicht was du willst!"

Professor Werner lachte laut. Franz antwortete nichts; er hatte nur sein „lächelndes Schweigen", wie Gräfin Elisabeth es nannte. So stiegen sie die Treppen hinab. Als sie auf die Straße kamen, an der die jetzt schwarze Spree vorüberfloß, sahen sie oben auf dem matt vergoldeten Balkon die Hausfrau, Hermine, stehn; das dunkle Haar umwallte sie, ihr helles Sommerkleid leuchtete durch die schwüle Nacht. Noch heller war ihr blasses Gesicht. Wie ein Geist! dachte die Gräfin. Von der Marschallbrücke schaute sie noch einmal verstohlen zurück; Hermine verließ eben den Balkon, nach einem flüchtigen Winken mit der Hand.

Digitized by Google

Sie verschwand im hell erleuchteten Zimmer. Die andern gingen zu Fuß — wie der Graf es liebte — auf die „Linden" zu.

Nur Doktor Eisenhut, der junge Arzt und Hausfreund, war noch oben geblieben; mit der Schwester der Hausfrau, Fräulein Luise Berner (er hatte einmal Frau Luise Eisenhut aus ihr machen wollen), saß er an einem der offenen Fenster und sah der vom Balkon zurückkommenden, in ihr Zimmer gehenden Hermine nach. Er schüttelte den Kopf. „Sie wundern sich über meine Schwester?" fragte Luise, mit einem beklommenen Blick auf ihn.

Eisenhut erwiderte nichts.

„Sie fällt immer auf," sagte Luise leiser. „Jetzt die langen, offenen Haare; wozu das? Als wär' sie die Lorelei. Das treibt sie nun schon eine Woche lang. Ich bat sie heut: wenigstens für diesen Abend steck die Haare auf! Sie sah mir aber nur ins Gesicht — mit diesem starren Blick, wissen Sie, den ich gar nicht mag — und das Haar blieb hängen."

„Das wär' noch das Wenigste," murmelte der Doktor.

„Was meinen Sie?" fragte sie, sich vorbeugend; sie saß ihm gegenüber. „Sie machen so ein Gesicht. Halten Sie Hermine für — krank?"

„Krank?" wiederholte er. Dann sah er wieder vor sich hin. Er war einer von den Weltklugen, er hatte sich auch schon gewöhnt, seine Arztrolle zu spielen, unter anderm sich in eine Wolke von bedächtigem und beängstigendem Schweigen zu hüllen.

Digitized by Google

„Ach, thun Sie nicht so," sagte das Mädchen ungeduldig. „Sagen Sie kurzweg: was meinen Sie?"

Eisenhut guckte ihr in das liebe, weiche und doch charaktervolle Gesicht; er begriff noch sehr gut, daß er sich drein verliebt hatte, wenn's auch nun vorbei war. „Na ja, für gesund halt' ich sie nicht," murmelte er dann. „Wie hat sie diesen ganzen Abend dagesessen; eine Bildsäule aus carrarischem Marmor: der ist ja wohl der bleichste, kälteste. Wenn sie einmal fünf Worte sprach, das war schon viel. Und wie konnte sie früher plauschen; wie 'n Starmatz! — Aber die Augen, Fräulein Luise; ich bitt' Sie, was sind das für Augen. Sie starren durch einen durch, als wär' man 'ne Glasfigur. Und diese Bläsſe! Ich hatt' gehofft, das wird besser werden; es wird immer schlimmer!"

„Was soll man denn thun, mein Gott?" fragte Luise gequält; die Hände fuhren ihr plötzlich in das braune Haar. „Ich denk' ja im stillen schon oft —"

Sie sagte nicht, was sie dachte. Sie erblaßte aber.

„Was denken Sie?" fragte der Doktor.

Sie murmelte oder seufzte etwas, das er nicht verstand.

„Was denkt Ihr Schwager?" fragte er weiter. „Was sagt Franz dazu?"

„Er geht still herum. Ich weiß nicht. Er hat wohl viel mit sich selbst zu thun; Sie wissen, wie er ist. Immer gut, mit ihr, mit mir; aber seine Gedanken, denk' ich oft, sind auf andern Sternen. — Sie haben mich eigentlich arg erschreckt; es kommt aber

Digitized by Google

nun erſt nach — wie bei mir gewöhnlich. Nicht geſund, ſagen Sie!"

„Ich hab' nur geſagt: ich halt' ſie nicht dafür. Ob's bloß Nerven ſind oder was — ich will nicht ſo thun, als wüßt' ich das; vor Ihnen nicht. Wenn ich ſonſt auch zuweilen ſchwindle —"

„Sie!"

„Ja," ſagte er trocken, cyniſch; „meine Wenigkeit. Thun wir meiſtenteils alle; wir ſagen's nur gewöhnlich nicht. Ich will aber vor Ihnen nicht den Großmeiſter ſpielen; will Sie nur aufmerkſam machen; da Sie ſo ein nachdenkliches, kluges Mädel ſind. Will nur ſagen: Acht geben! und ſich immer denken, Sie haben's vielleicht mit einer ſchweren Patientin zu thun. Denn da ich bald vom Schauplatz verſchwinde —"

„Sie?"

Eiſenhut nickte: „Ich will's einmal wieder anderswo verſuchen; Berlin hab' ich ſatt. 's iſt wohl das unruhige Schwabenblut; ich möcht' weiter wandern! Oder weil mir hier nicht heimlich wird. Zu viel Berliner. Kurz, ich hab' jetzt Rom im Kopf. Da iſt doch noch mehr Weltluft, denk' ich; jeder Menſch kommt einmal nach Rom. Da gibt's mehr ſonderbare Kerle und verrückte Ziefer als hier. Deutſcher Arzt in Rom, das ſcheint mir!"

„Hm!" murmelte das Mädchen. — „Alſo wir verlieren Sie."

Der Doktor lachte auf: „Das iſt ſchön geſagt! — Fräulein Luiſe Berner ‚verliert' mich. Was die wohl

Digitized by Google

verliert! — Ich wär' ja gar nicht ungern hier geblieben, verehrte Landsmännin, wenn Sie ebenso viel Geschmack an mir gefunden hätten, wie ich einmal an Ihnen. Dann wohnten wir jetzt in der Französischen Straße oder da herum, als Herr und Frau Eisenhut ... Bitte, zucken Sie nicht so mit den Schultern. Ich bin schon fertig. So geschmacklos bin ich ja auch für gewöhnlich nicht, daß ich in sogenannten alten Wunden wühle und junge Damen mit Sentimentalitäten quäle. Ich bin eher ein Cyniker. Es war mir nur so komisch, daß Sie mich ‚verlieren'!"

Luise stand leise auf, die Augen auf den Boden geheftet; eine innere Unruhe ging durch ihre zarte, jungfräuliche Gestalt. „Fort," sagte sie vor sich hin. „Daran hätt' ich nie gedacht! Es — überfällt mich so. Wenn ich anfing, mich um Hermine zu ängstigen, hatt' ich so ein beruhigendes Gefühl: Eisenhut ist da! — Aber wenn Sie fortgehn —"

„Morgen oder übermorgen nicht; aber bald!"

Sie trat vor ihn hin, die kleinen, aber lebensvoll warmen Augen fest auf ihn gerichtet, die Hände zusammengedrückt. „Und Sie sagen: eine schwere Patientin —"

„Vielleicht! — Wer kann's wissen? Es kann sich wieder zurechtziehn, es kann weiter wachsen. Darum meinte ich: Obacht geben. Sie sind ja eine geborene Samariterin. Bei so 'ner sonderbaren, blassen Frau nicht immer ans Moralische denken, wie die dummen Leute, sondern an die gemeine Materie!"

* * *

Digitized by Google

Luise wollte etwas erwidern; Eisenhut deutete aber mit einem Finger nach der Thür: „Ihr Schwager kommt," murmelte er. Sie schwieg. Franzens hohe Gestalt trat ein; sie war eigentlich nicht so lang, wie sie schien, das glückliche, vollkommene Ebenmaß verlängerte sie. Er kam langsam näher, ohne zu sprechen. Eisenhut wunderte sich über sich selbst, nicht zum erstenmal: es ging ihm mit diesem Mann wie mit keinem andern. Er konnte keinen seiner gewohnten Scherze machen, wenn der Mann hereinkam; er, der sonst vor nichts Respekt hatte, weder vor Mensch, Gott, noch Teufel, fühlte sich immer etwas beengt oder „ernsthaft angeweht", wenn Franz Wiesner auf die Schwelle trat. Dabei schien es ihm thöricht, wie sehr er diesen Menschen liebte ... Er hatte sich vorgenommen, mit ihm über Hermine zu sprechen; da er nun in die großen blauen Augen sah, die eben etwas verhalten schwermütig Träumerisches hatten, schwand ihm der Vorsatz wie unter den Händen weg.

„Wo warst du noch?" fragte Luise, während der Doktor aufstand, um nach Hause zu gehn.

„Auf der Straße," antwortete Franz. „Etwas Luft zu schöpfen. Wie langlebig so 'ne große Stadt ist: elf Uhr vorbei, und noch so viel Menschen."

„Eine warme Sommernacht!" warf Eisenhut hin.

„Ja, ja. — Mir ist's aber immer komisch, wenn die ‚gute Gesellschaft', wie sie sich in ihrer Bescheidenheit selber nennt, im Sommer davonreist und dann sagt: ‚die Stadt ist wie tot!' oder ‚in der Stadt ist

Digitized by Google

kein Menſch!' Wir haben Mitte Auguſt, und die Straßen wimmeln."

„Ja, die eingebildete gute Geſellſchaft!" murmelte der Doktor. „Da ich aber auch dazu gehöre, muß ich nun wohlerzogen nach Hauſe gehn. Empfehlen Sie mich, bitte, der Hausfrau, die ſich offenbar ſchon zurückgezogen hat, und ſchlafen Sie wohl!"

Franz nickte ihm freundlich zu (wie der Mann nicken kann! dachte Eiſenhut) und gab ihm die Hand. Die ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt des Doktors verſchwand hinter der Thür. „Ich will Herminen noch gute Nacht ſagen," ſprach Luiſe halb vor ſich hin. Sie hätte gern über die „kranke" Frau geredet, aber auch ihr verſagte der Mut.

Franz ſtrich ihr ſanft über das ſchlicht ſchöne Haar. „Haſt heut beſonders ſchön geſungen," ſagte er mit ſeiner freundlichen Stimme, die ſo gerne wohlthat. „Die Gräfin pries dich noch eben vor der Hausthür."

„Ach, die ſingt ja viel ſchöner als ich!"

Er ſchüttelte den Kopf. „Sie *kann* mehr; aber du haſt mehr Gefühl; halbverſtecktes, weißt du: du Verſchloſſene. Deine Stimme geht mehr zu Herzen."

Luiſe lächelte ihn an: „Wie freut mich, daß du mir das ſagſt! Die andern, die ſagen's nicht — oder ſie fühlen's auch nicht. — Ich ſchaute heut beim Singen oft nach dir hin: auf deinem Geſicht ſah ich ſo gut, daß dir's Freude machte. Dein Geſicht kann alles ſagen und braucht nicht zu ſprechen. — Iſt das *Wind* da draußen?"

Digitized by Google

„Ja, ein schwüler Wind. Er stößt so von Zeit zu Zeit. Ich wär' noch länger umhergegangen, aber es fing an zu tröpfeln; ich war ohne Hut. Es gewittert wohl heute nacht."

„Gewitter? Hoffentlich nicht lange. Schlaf gut!"

Sie drückte ihm die Hand und ging. Franz sah ihr nach; auch ihr Gang hatte dieses Stille, Verhaltene, gleichsam Verschlossene, das ein Teil von ihr war. Er trat dann auf den Balkon hinaus, in die wolkengeschwärzte Nacht. Auf der langsamen Flut da unten, der Spree, die am Schiffbauerdamm vorüberzog, spielten die Lichter der nahen Marschallbrücke und der Uferstraßen; der Himmel war aber tintenschwarz, die letzten Sterne waren im Wolkenmeer ertrunken. So sehr die Stadt mit ihren tausend Gasflammen prahlte, dahinauf leuchteten sie nicht. Der Wind ließ schon wieder nach, er warf aber doch noch lange feuchtwarme Wellen in Franzens Gesicht, als hätte er sie aus dem finsteren Wolkenmeer herabgerissen. Rechts tauchte noch die bleiche Steinwand des Reichstagsgebäudes über dem Fluß aus der Dunkelheit auf, von den Gaslaternen angeschienen; doch seine goldene Kuppel war nicht zu sehen. Unten herrschten die Lichter der Menschen, oben die Himmelsnacht.

Sie leben ja auch, wie wenn's so wäre, dachte er; die „Gebildeten" von Spree-Athen — und die Halbgebildeten — und bald wohl alle. Das Licht kommt nur aus ihrem Hirn; was einst Himmel hieß und Gottes Feste, ist dunkler Aether und weiter nichts!



Digitized by Google

Nur auf der Erdrinde krabbelt und kraucht das Leben hin; drunter und drüber ist Tod. Die Menschenameisen handeln und wandeln, rennen durch die Straßen oder faulenzen in den Betten, hungern in der Dachkammer oder saufen im Bierpalast, lieben oder hassen, tragen Orden oder Blutnelken; „hilf dir selber, es ist kein Gott!“ „Die große Weltmaschine dreht sich und wird sich drehn; dreh' dich mit, solang' es geht, mach' dir einen möglichst guten Tag!“

Er sah in die gewitterschwangere Nacht, die ein neuer Wind durchsauste. Und wer beweist ihnen — und mir — dachte er mit zusammengezogenem Herzen weiter, daß es nicht so ist? Wer kann Gott beweisen? Wie viele hundert Götter waren schon Menschentraum. Vielleicht haben die Kältesten recht, und die Warmen träumen nur. Wir leben, weil wir werden mußten und vergehen müssen; das geht seinen gewiesenen Gang, ohne Anfang und ohne Ende. Gewiesen? Nein, von niemand gewiesen; es ist, weil es ist. Wir sind da, jeder ein Ich, um uns her die andern Ichs, Feinde oder Freunde; mach dir Freunde, soviel du kannst, junges Ich, erwehr' dich deiner Feinde. Und trau' deinen Freunden nicht zu sehr, dummes junges Ich; denn eigentlich ist jeder doch nur sich selber Freund, grade so wie du! Es gibt keinen wahren, vollkommenen Freund, der in den andern lebt; denn er müßte ichlos sein, oder das All-Ich — und so wär' er Gott. Aber wo ist Gott? Wer hat ihn bewiesen?

Ein schaurig kaltes Gefühl legte sich Franz um

Digitized by Google

die Bruſt; hundertmal kälter als die Eiſenſtangen des Balkons, um die ſeine Hände ſich preßten. In dieſer menſchenwimmelnden Welt, mitten in dieſer Rieſenſtadt fühlte er ſich auf einmal wunderbar allein, wie in einer öden Wüſte oder auf wildem Meer; ein losgelöſtes, ewig einzelnes Ich, auf die Erdrinde hingeworfen. Kein Faden, an dem es hängt, kein Band, der es mit dem All verknüpft, kein unſichtbarer Schoß, aus dem es kam, kein Hauch der Liebe umher. Nur ſo viel Sonnenwärme — Aetherwellen — daß es nicht erfriert. Kein wärmendes, tröſtendes, tragendes Geheimnis; im grenzenloſen All kein Gott, kein Freund . . .

„Kein Freund!"

Er ſprach die Worte mit den Lippen, hörbar vor ſich hin. Ihm war, als würde die Nacht noch ſchwärzer, als löſchten alle Lampen aus. Da ſtand er denn wieder vor dieſem letzten, unergründlichſten Schmerz; nicht zum erſtenmal: ſeit Wochen ſegelten ſeine Gedanken ſo oft über die öde See des Zweifels und ankerten in dieſer Todesbucht. Es war, wie wenn ſein Leben ſich im Kreiſe drehte; als triebe ihn der Dämon herum, der ihm in die Seele geflüſtert hatte: nur nicht ſchwärmen, du Gottesträumer, nur dich nicht mit Wahn belügen! kalt und hart in die Wahrheit ſchauen! Er hatte ſich gehärtet und gekältet wie nie. Er hatte die Wahrheit geſucht wie nie. Wenn er ſie gefunden hatte — ſo war ſie nicht beſſer als dieſe Gewitternacht, dieſe ſternenloſe, in der die erſten blindtreffenden, vernunftloſen Blitze zuckten und ein ſchwül ſeelenloſer Wind ſein Haar durchwühlte.

Digitized by Google

Er trat ins Zimmer zurück und schloß die Balkonthür. Der Wind that seinen Stirnnerven weh, die diese vergrübelten Wochen überreizt hatten; er war auch Denkens und Wachens müde. Zu schlafen versuchen! ging ihm durch den Kopf; seine Augen brannten, von so mancher schlechten Nacht, und sehnten sich nach Ruhe. Er löschte die Gasflammen im Salon und im Speisezimmer aus und ging in sein Schlafgemach. Nebenan war Herminens Schlafzimmer; eine Kerze anzündend horchte er: rührte sie sich noch? Oder lag und schlief sie schon? Dann sie nicht mehr stören: sie brauchte den Schlaf noch mehr als er. Ihre Nerven waren um Ruhe und Gesundheit gekommen, er wußte nicht, wie ... Eine Weile war's bei ihr still. Als er aber anfing, sich zu entkleiden, hörte er sie rufen. „Franz! Franz!" rief sie mit hoher, fast schriller Stimme.

Selbst die Stimme ist nicht gesund! dachte er, während er zur Thür ging. Er trat ein, sie lag im Bett; sie hatte sich aber fast gar nicht entkleidet — eine neue Laune — und vier Kerzen brannten auf ihrem Nachttisch. Das schwarzbraune Haar hing ihr ums Gesicht und lag verwildert auf dem weißen Kopfkissen. Das fast griechisch schöne, regelmäßige Gesicht war nicht mehr so bleich, aber aufgeregt, entstellt, verzerrt; als Franz näher kam, suchte es sich zu glätten und zu fassen. „Da bist du!" sagte sie und richtete sich ein wenig auf. Mit dem Durcheinander von Scheu und Trotz, das er nur zu gut an ihr kannte, mit zuerst furchtsamen, dann anklagenden Augen begann

Digitized by Google

sie darauf ohne weiteres: „O du hast unrecht, Franz; — entschuldige, daß ich das sage. Graf Wildau hat recht!“

Franz setzte sich an ihr Bett. „Worin hat er recht?“

„O, er hat heut lange mit mir gesprochen; — nein, nicht lange, aber so eindringlich. ‚Warum lebt Ihr Mann so still für sich hin,‘ hat er mir gesagt, ‚als hätt’ er nichts auf der Welt zu thun? So große Talente wie er sind sich der Welt schuldig; das sind sie, davon bin ich so fest überzeugt wie von der Existenz des Deutschen Reichs. Er ist sechsunddreißig Jahre alt! — Daß er nicht Offizier blieb damals,‘ sagte er, ‚das hab’ ich begriffen; dazu taugte ein Mann wie er wohl nicht — oder da hätt’ er sich nicht ausgelebt. Daß er dann eine Art Student wurde, sich einen großen Sack voll Kenntnisse und Wissenschaften auf die Schultern hängte — Bravo! selbstverständlich! Aber den hat er nun. Nun muß er in die Welt hinaus. Er macht mich nervös mit seinem Schiffbauerdamm, seinem stillen Hocken. So ein Mann gehört der Welt!‘“

„Er reitet sein Steckenpferd gut, der Graf,“ sagte Franz mit einem flüchtigen Lächeln. „‚Wir gehören der Welt!‘ Ein sehr braves, moralisches Steckenpferd. Es fragt sich nur: wer ist die Welt? Und dann, wie gehört man ihr am besten? — Ob der Graf das weiß?“

„Er sagt dasselbe, was ich sage, Franz! — ‚Ich kann ihn mir als bedeutenden Schriftsteller

denken,' ſagte er dann weiter; ‚warum ſchreibt er nicht? Ich kann ihn mir auch als die rechte Hand eines bedeutenden Miniſters denken; — für einen Bismarck nicht, der war zu groß; aber es werden ja doch neue Männer kommen. Ich hab' nicht das Zeug dazu,' ſagte er und lachte ſo hübſch, ‚ich hab' auch keinen Ehrgeiz, man ſoll mich nur ruhig als Botſchafter und Klavierſpieler laſſen, wo ich bin; aber es gibt andre Leute. Denen ſoll er helfen. Er ſoll helfen, das Deutſche Reich in die höchſte Höhe zu bringen. Dazu hat er dieſen Kopf, das iſt ſeine Schuldigkeit!'"

„Wie gut du das alles behalten haſt," erwiderte Franz ruhig lächelnd. „Und du ſchienſt doch heut oft ſo — abweſend, ſo weit weg."

Hermine ſchüttelte ihre Haare und die blaſſe rechte Hand: „Von all eurem Gerede durcheinander hab' ich auch wenig gehört; es war mir ſo überflüſſig und ſo widerlich. Aber als der Graf mir von dir ſprach und von meinem Unglück, da merkt' ich mir jedes Wort!"

„Von deinem Unglück?"

„Ja! — Wie leben wir denn? Was ſind wir denn? Franz Wiesner und Frau. Dabei bleibt's! Du haſt ſo viel Geld, um ‚anſtändig' zu leben — und ſo leben wir denn anſtändig — und ſo ſind wir nichts. Und jeder ſagt mir, daß du ein Talent, ein Genie biſt, daß du alles kannſt, daß du alle Ehren und Würden erreichen kannſt — und ich fühl's ja auch ſelbſt! ich fühl's ja auch ſelbſt!"

Sie richtete ſich ganz auf, ſo daß ſie im Bette

Digitized by Google

saß; die übergroßen dunklen Augen klagten ihn wieder an.

„Einst hast du noch andres gefühlt," entgegnete er und erhob sich, in einem plötzlichen Mißmut. „Da wußtest du sehr gut, daß ich nicht nach außen, sondern nach innen strebe, und das ‚gefiel dir so über alles', wie du sagtest, und ‚du sollst ganz so sein, wie du bist, ich will dich nicht anders!' So kamen wir zusammen; das weißt du wohl noch. Aber dann, allmählich —"

Er brach ab. Er sah an ihr vorbei auf die Wand, ging dann leise durchs Zimmer hin. Nichts war ihm mehr gegen die Natur, als um Unwiederbringbares zu rechten und zu streiten. Die Seele dieser Frau hatte sich schicksalsmäßig, unaufhaltsam geändert; zurückändern konnte er sie nicht. Ein alter Schmerz, hundertfach empfunden, langsam zugeschüttet, nun endlich begraben. Sie lebten wie auf seinem Grab nebeneinander hin. Nur ein Friedhofsleben. Wohl ihnen noch, wenn auch Friedhofsstille war ...

Hermine schwieg auch. Sie hatte die schwarzen Brauen hart zusammengezogen, ihre Zähne bissen in die Unterlippe; aber sie schwieg.

Nach einer Weile blieb er stehn: „Mit mir hat die Gräfin über dich gesprochen; und sie denkt wie ich. Dein Aussehn ist ja erbärmlich, sagt sie; und wie ich nur so ein schlechter Mann sein kann, dich den ganzen Sommer mit diesem Gesicht in Berlin zu lassen, statt dich in ein Bad oder ins Gebirg zu führen. Ich hab' ihr antworten müssen: ja, was

Digitized by Google

ſoll ich machen? Sie will nicht. Sie hat eine wilde Angſt vor dem Reiſen, und vor den Ungemütlichkeiten und dem ſchlechten Wetter. Sie bleibt lieber in ihren vier Wänden —"

„Ja, das thut ſie auch!"

„Die Gräfin iſt aber eine richtige Märkerin, weißt du, und ebenſo hoch und breit wie ihr Mann. Das dürfen Sie nicht dulden! fiel ſie mir ins Wort. Sie müſſen ſie zum Guten zwingen, wenn ſie nicht will!"

„Wollteſt du mich zwingen?" — Die blaſſe Frau reckte ſich empor, ihre Augen funkelten heftig, unnatürlich. Sie wiederholte die Worte.

„Nein," ſagte er ruhig, obwohl durch ihr Weſen heimlich erſchreckt: ſo hatte er dies Geſicht noch nicht geſehn. „Zwang hat hier keinen Sinn."

„Was geht die Gräfin an, wie ich lebe!" rief ſie. „Dieſe Sommerfriſchen widern mich an, ich haſſe ſie. ‚Natur, Natur' — da langweil' ich mich zum Sterben. Ich will Leben und Menſchen und Geräuſch haben um mich her! Ich will was erleben! Das fehlt mir. Danach lechz' ich. Was erleben will ich!"

Sie wiederholte die Worte, wie vorhin die andern. Es war, als triebe jemand ſie immer wieder aus ihr hervor, als thue es ihr wohl, ſie laut und lauter zu hören. Ihre Wangen brannten.

„Gute Hermine," murmelte er, in ſeinem Mitleid näher tretend. „Woher wollteſt du denn jetzt die Kräfte nehmen, ſo viel zu ‚erleben', wie du träumſt. Das brächte dich ja vollends um. Du biſt ja zu

Digitized by Google

ſchwach; — gib's doch zu! Was du langweilen nennſt, wär' dir wohl das Beſte. Aber dir graut davor; alſo gut. Hunderttauſende müſſen ſich in Berlin erholen. Warum ſollt' uns das nicht auch gelingen. Wenn du nur erſt richtig ſchlafen kannſt; du haſt's jetzt leider verlernt; — ich auch. Wir können uns nichts beſſeres ſagen als: Eine gute Nacht. Alſo gute Nacht!"

Er nahm ihre Hand und drückte ſie ſanft; ein Gegendruck kam nicht. Dann ging er zu ſeiner Thür.

„Und was der Graf mir geſagt hat?" ſprach ſie hinter ihm her, als er ſchon den Thürgriff gefaßt hatte. „Darauf haſt du gar kein Wort?"

„Was ſoll ich drauf ſagen?" Er blieb ſtehn und wandte ſich halb zurück. „Es wär' ja nur immer das Alte. Ich hab' noch mit mir ſelbſt zu thun. Bin ich damit fertig, dann will ich der Welt gehören, — glaub' mir: ganz und gar; wenn auch wohl nicht ſo, wie der Graf es denkt."

Er griff wieder nach ſeiner Thür.

Plötzlich ſprang Hermine aus dem Bett; ſo blitzſchnell, wie er es vielleicht noch nie an ihr erlebt hatte. Sie war auch ſogleich bei ihm und faßte ſeinen Arm mit krampfhafter Gewalt. Eben zuckte ein Blitz herein — das Fenſter war noch nicht verhängt — und ein ſtarkes Donnern folgte. „Franz!" rief Hermine; ſie ſchrie es faſt. „Du willſt ja ſelber nicht fort von hier. Du bleibſt gern, dir iſt's recht. Dich hält etwas in Berlin; ja, dich hält etwas in

Digitized by Google

Berlin! Jeden Abend gehst du fort, in die Nacht hinein. Wohin gehst du, Franz? Was treibst du?"

Sie hatte alle Scheu verloren, sie schüttelte seinen Arm.

„Sei nicht närrisch," erwiderte er, sich zur Ruhe zwingend. „Das hätt'st du lange fragen und lange wissen können. U m h e r g e h n thu' ich. Weiter nichts."

„In der Nacht? — Allein?"

„Allein."

„So stundenlang?"

„Nun ja doch."

„Warum in der Nacht?"

Franz lächelte: „Ist um elf in Berlin denn Nacht? — Bei Tage bin ich über den Büchern; 's sind auch heiße Zeiten. Im Dunkeln, wenn überall die Lichter hellen — Menschen um mich her, aber keiner gehört zu mir, keiner fragt nach mir — da bin ich am besten allein. Da kommen mir oft die eigensten Gedanken. Ich fühl' die lebendige Welt um mich, ich hab' sie auch im Herzen; aber doch kann mir so zu Mut sein, als säh' ich sie von einem andern Stern, oder aus dem Aether herunter. Dann geh' ich auch oft am Wasser hin, das so dunkel und so leise fließt — wie die Zeit, wie das Leben — wie der große Strom — und es spiegeln sich die Gasflammen und die Sterne drin. Ja, da geh' ich dann stundenlang . . . Starr' nicht so unmenschlich. Was ist dir? Glaubst du mir nicht?"

Hermine blickte ihm tief in die Augen, in das leichtgebräunte, offene, edle Gesicht. Widerwillig sah

Digitized by Google

sie, wie vertrauenswürdig, wie gut es war, und daß sie ihm glauben mußte. Es bäumte sich etwas in ihr; etwas Feindliches schrie in ihr. Sie hatte ein Verlangen, ihn so recht zu hassen.

„Woran denkst du dann?" fragte sie. „Wenn du so stundenlang —?"

„Nun, an — alles. — Ich suche."

„Was suchst du?"

Ihm kam wieder, was er vorhin auf dem Balkon gedacht hatte; „einen Freund," erwiderte er. „Den Freund."

Sie sah ihn mit verzehrenden Blicken an. „Such lieber mich!" sagte sie.

„Dich?"

Er betrachtete ihr erregtes, abgezehrtes Gesicht; mehr als dieses zurückfragende „Dich?" mochte er nicht sprechen. Dich noch suchen? dachte er. Nachdem ich dich für immer verloren hab'? So verwandelt wie dein Gesicht bist du ja ganz und gar! — Er sah durch diese andre Hermine hindurch die von damals, vor sechs Jahren; vierundzwanzig alt, aber in ihrer Schwarzwaldstille noch so weltfrisch, so morgenjung. Da schien sie ganz zu fühlen wie er; er war ihr die Welt. Ja, damals suchte er sie! und in ihren Wäldern bei Freudenstadt fand er sie, ein rechtes Märchen, ein Dornröschen, erst durch ihn geweckt. „Sie fragen weniger nach den Menschen als nach Gott, dem Schöpfer, dem Urgrund; o, wie bin ich darin eins mit Ihnen, wie begeistert mich das! Die Weltmenschen, die so an der Erde kleben, kann ich gar nicht

Digitized by Google

leiden. Jedes, jedes Ihrer Worte geht mir so zu Herzen!" Und er fühlte, wußte, dieses schöne Waldfräulein heuchelte nicht ... Nein, betrogen hast du mich nicht, dachte er sie anschauend, in gramvollem Mitleid. Hast nur dich selber betrogen; hast nicht gewußt, was für Erbteile noch in dir lauerten, ihre Zeit erwarteten — und wie ein lebendiges Ich sich verändern kann. Hast es auch so lange, lange nicht begriffen, daß du eine andre wurdest, in der Welt ein Weltkind, eine von denen, die „so an der Erde kleben". Und daß statt des Waldfriedens in dir diese Hitze kam, diese Leidenschaften; dieser gärende, zehrende Kampf, ob du mich, den „weltscheuen Gottesträumer", lieben oder hassen solltest ...

Er sah sie noch immer an, in seinen stummen, vorüberjagenden Gedanken. „Woran denkst du?" hörte er sie endlich fragen; es war ein unerwartet weicher, schmerzlicher Klang. Sie wollte eine Hand auf seinen Arm legen, sie zog sie aber wieder zurück.

„An Verlorenes," sagte er fast ohne Stimme.

„Ach, das ist kein gutes Wort. — Sag mir noch was, Franz! — Hab' ich dich gereizt? oder gekränkt? — Es ist vielleicht das Wetter, Franz. In mir gewittert's auch so. Wie wenn diese Blitze da — — wie wenn ich — — Ach Gott! — Was hattest du doch noch gesagt? Vom Suchen? — Sag mir noch ein gutes Wort — nicht wahr — eh' du schlafen gehst!"

Sie sprach unruhig, abgerissen, ihr Geist flatterte offenbar hin und her. Ihre Finger bewegten sich in der Luft, die Hände hingen nieder.

Digitized by Google

„Gute Hermine," entgegnete er, „dir fehlt vor allem Ruhe, Frieden. Wenn dich nur irgend jemand in Körper- und Seelenschlaf lullen könnte —"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich will leben! leben!"

„Ja, du sollst auch leben; aber mit den Ruhepausen, ohne die man nicht leben kann! — Dir sollte deine Schwester Luise täglich vorsingen, was sie heut abend sang: Wanderers Nachtlieder, von Goethe und Schubert. ‚Warte nur, balde ruhest du auch'; und das andre, das vielleicht noch schöner ist: ‚Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!' — Luise sang sie beide so innig. Ihre Stimme that mir so gut. Sie singt immer schöner."

Hermine legte die Augen wieder fest auf ihn. „Meinst du?" fragte sie, scheinbar noch harmlos. „Immer schöner singt sie?"

„Es kommt mir so vor. — Der Gräfin auch."

„Ihre Stimme thut dir so gut?"

„Wunderbar gut. Heut abend wenigstens fühlt' ich das wie noch nie."

„Ah!"

Das Ah fuhr ihr fast wie ein Schrei aus der Kehle. Sie lachte dann auf, so jäh und schrill, daß Franz erschrak.

„Was hast du?" fragte er. „Was ist da zu lachen?"

Ihr Gesicht verzerrte sich, es sollte offenbar Heiterkeit sein. „O, ich lachte nur, daß ich mir eingebildet hatte, du gingst so viel in die Nacht hinaus, weil

Digitized by Google

du — andre weibliche Gesellschaft suchtest. Ich bin wohl sehr dumm, nicht wahr. Die hast du ja zu Hause! Du Glücklicher brauchst nicht weit zu gehn: statt der Frau, die du nicht mehr magst, hast du ihre Schwester. Ihre Stimme thut dir so wunderbar gut; — wohl nicht bloß die Stimme. Wohl nicht bloß die Stimme . . ."

Sie hatte rasch und rascher gesprochen, jetzt versagte ihr auf einmal die Kehle, wie es schien. Eine wilde, in den Augen auflodernde Wut schien sie fast zu ersticken. Sie schlug sich auf die Brust, als wollte sie dort den Atem wecken. „Ich hab's heraus!" rief sie, als sie wieder Worte hervorpressen konnte. „O, wie war ich blind! Aber ich hab's heraus! Du und meine Schwester!"

Sie wandte sich plötzlich zur Thür, als wollte sie zu Luisen hin. Franz, in aller Erschütterung schnell gefaßt, trat ihr in den Weg und faßte ihre beiden Arme. „Es scheint, du hast recht: das Gewitter tobt in dir! So etwas Unsinniges kam noch nie aus deinem Mund. Deine arme Schwester —"

„Laß mich los!" fiel sie ihm ins Wort. „Laß mich los!" Ihre Arme zuckten und zerrten.

Er hielt sie schon nicht mehr; sein fester Blick bannte sie aber auf die Stelle, auf der sie stand. „So versündigst du dich an deiner Schwester?" sagte er mit mehr Schmerz als Zorn. „Bist du so krank geworden, daß du nichts mehr siehst, wie es ist? auch diese jungfräulichste Reinheit nicht? — Ueber solchen Argwohn sollte wohl kein Mensch erhabener

Digitized by Google

sein als Luise; von mir red' ich nicht. Luise! Ich glaub', die gehört wirklich zu den Menschen, die nur einmal lieben können. Der Mann, von dem du mir einmal sagtest, mit dem sie fast verlobt war, der ihr so tief im Herzen saß — ich glaub', der ist noch immer drin. Sie spricht nur nicht. Sie sagt ja nichts. Dafür aber hütet und pflegt sie dich — man kann's auf der Welt nicht schwesterlicher thun. Mir deucht, sie stürbe lieber, als dich und deine Rechte zu kränken! Und du —"

„Hermine!" sagte er nur noch, da sie vor ihm oder vor seinen Worten langsam gegen ihr Bett zurückgewichen war und nun auf dem Bettrand niedersank. Sie wagte ihn nicht mehr anzusehn. Es war noch einmal die alte Macht, vor der sie sich so oft gebeugt hatte; mehr noch die Macht seiner weich starken Stimme als dessen, was sie sprach. Wie oft, und früher wie gern, war sie in sich zusammengesunken vor dem „warmen Zorn", der aus seiner Sonnenseele hervorbrach wie die Protuberanzen aus dem Sonnenkörper. Der Zorn „ihres Propheten", wie sie ihn in den Glücksjahren nannte . . .

Sie wühlte in ihrem langen Haar, wie aus Unzufriedenheit mit sich selbst. Dann begann sie, wohl unbewußt, es wieder glatt zu streichen. Fast wie ein beschämtes Kind saß sie da. Es kam etwas von dem mädchenhaften Liebreiz des Waldfräuleins über sie, der sie einst unwiderstehlich gemacht hatte. Die Lippen bewegten sich einigemal; reden mochte sie aber nicht.

Digitized by Google

„So ist's gut," murmelte er nach einer Stille, die nur der laute Gewitterregen durchrauschte.

Sie schwieg.

„Ich meine, das Beste wär', du gingst nun zu Bett; aber ordentlich."

Sie sah ihn an und nickte.

Es leuchtete wieder ein Blitz herein; der Donner folgte diesmal zögernd nach. Franz deutete aufs Fenster: „Zu hell. Die Blitze stören dich; du hast dich an den Vorhang für die Nacht gewöhnt. Soll ich ihn herunterlassen?"

Sie nickte wieder. Ihre Arme hingen jetzt still an ihr herab. Er trat ans Fenster; „der Vorhang fällt," sagte er dann doppeldeutig. „Hoffentlich nun kein Wetter mehr. Verschlafen wir das. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" antwortete sie leise; es klang diesmal fast so kindlich wie in alten Zeiten.

Morgen red' ich mit Eisenhut! dachte Franz, indem er ging. In seiner heimlichen Sorge sah er noch einmal von der Thür zurück. Hermine saß aber noch ebenso friedlich und ergeben da. Mit einem letzten „Gute Nacht!" trat er in sein Zimmer.

* * *

Als die Donner ferner und schwächer wurden, war Luise eingeschlafen; sie wachte aber zu ihrer Verwunderung — eine Stunde später, wie sie bei einem entflammten Zündholz auf ihrer kleinen Uhr sah — bei neuem, stärkerem Donner auf. War das Gewitter herumgezogen, wiedergekommen? oder war's ein neues?

Digitized by Google

Der Regen hatte aufgehört, die Nacht schien aber noch finsterer geworden; Luise sah es vom Bett durchs Fenster, das sie nie verhängte. „Ach was, ich will ja doch schlafen!" sagte sie, über diese Zudringlichkeit des Gewitters entrüstet, und machte die Augen wieder zu. Es dauerte jedoch nicht lange. Sie war noch halbwach, als ein lebhafter Schein ihr plötzlich die Lider hob. Es war kein Blitz, wie sie zuerst im Halbschlaf dachte, sondern Kerzenschein. Hermine stand vor ihrem Bett, ein Licht in der Hand, in weißem Spitzenjäckchen und dunkelfarbigem Rock; sie war so leise in Luisens Schlafzimmer eingetreten, daß die nichts gehört hatte. Das Licht beleuchtete das blasse Gesicht so sonderbar, daß Luise leise zu zittern begann. Es war ein tiefer, unheimlicher Ernst darin; Hermine versuchte zwar zu lächeln und nickte der Schwester zu.

„Du hältst mich wohl für recht verrückt, daß ich dich jetzt störe," fing sie mit demselben Lächeln an; darauf verflog es. „Das ist nicht Gewitterangst; glaub das nicht! Sie poltern zwar wieder los, das thut mir aber nichts; das hat mir nur Eisenhut aufgebracht, daß ich mich vor Gewittern fürchte. Mir ist nur sonst so wunderlich ... Das heißt, ich möcht' noch mit dir sprechen; wir haben uns heut abend kein Wort gesagt, nicht einmal gute Nacht."

„Nicht einmal gute Nacht? Aber Hermine! Ich war ja bei dir. Du wollt'st dich eben niederlegen. Ich gab dir noch einen Kuß."

Hermine starrte in die Luft. „Wann denn? —



Digitized by Google

Ach ja. Nun weiß ich. — Das hatt' ich vergessen. Ganz vergessen. — Aber gesprochen haben wir uns doch eigentlich nicht. Und da zog mich's so her ... Zog mich so, weißt du ..."

Etwas Listiges, das bei ihr selten war, leuchtete verstohlen in den melancholischen Augen auf; die kluge Luise sah es sogleich. Indem Hermine den Leuchter auf das Nachttischchen niedersetzte, setzte sie sich selber auf den Rand des Betts; ihre linke Hand strich über Luisens Haar und Wange, es war eine überraschende, nicht mehr gewohnte Zärtlichkeit, fast so weich und gut wie in den Schwarzwälderzeiten. „Weißt du, was ich dachte?" begann sie wieder, offenbar mit Mühe. „Ich lag eben noch, da sah ich mich in Freudenstadt, vor der Tante Haus; das heißt, mich und dich; und diesen Ludwig Neidhart, den du damals liebtest. Ja, mein gutes Herz, den hast du rührend heiß geliebt! — Darf ich nicht davon reden? Du machst so ein Gesicht. Ich red' ja so gemütlich davon; ich bin ganz gemütlich. Und — und Franz sagt ... Weißt du, was Franz vorhin sagte? Du liebst ihn wohl noch immer, meint er. Fahr doch nicht auf. Warum? Warum? Wär' denn das 'ne Schande?"

Luise zog die Brauen zusammen: „Wovon ich nicht rede, davon soll auch niemand zu mir reden; das hab' ich nicht gern, weißt du! Das sind stille Sachen. Stehst du darum auf und weckst mich, um mir —"

Auf einmal fiel ihr Eisenhuts Warnung ein: „Bei so 'ner sonderbaren, blassen Frau nicht immer ans

Digitized by Google

Moraliſche denken, ſondern an die gemeine Materie!“ Ach, ſie iſt nicht geſund, dachte ſie. Schonen, ſchonen, ſchonen! — „Aber frag nur in Gottes Namen, was du wiſſen willſt,“ ſetzte ſie möglichſt ſanft hinzu. „Wenn du ſo neugierig biſt.“ Ich brauch' ihr ja nicht alles zu ſagen! dachte ſie, als handelte es ſich um ein allzu wißbegieriges Kind.

Hermine forſchte mit den heißen Augen: „Nun, dann ſag, hat Franz recht? Haſt du den Ludwig noch immer lieb?“

„Nenn ihn doch nicht mehr Ludwig, Hermine. Warum ſollt' ich den verſchollenen Menſchen, der vielleicht gar nicht mehr lebt —“

„O doch!“ fiel ihr Hermine ins Wort. „Neulich hab' ich von ihm gehört; — ich weiß nicht mehr, was.“

„Und wenn auch. Nach all den Jahren! Das iſt doch vorbei.“

„Ah! Das iſt vorbei. — Und Franz wollte mir einreden . . .“

„Laß doch Franz,“ ſagte Luiſe ungeduldig. „Was weiß Franz? — — Nun hätt'ſt du auch wohl genug gefragt, du Neugier, und nun könnt'ſt du gehn.“

Hermine blieb aber ſitzen, ſtill wie ein Geiſt. „Alſo — einen andern liebſt du.“

„Das hab' ich doch nicht geſagt!“

„Nein. Geſagt haſt du's nicht. — — Ich red' wohl recht dummes Zeug, Luiſe.“

„Weißt du, mir kommt's beinah ſo vor!“

Digitized by Google

Hermine verſuchte zu lachen; es klang aber nicht gut. Ihre Hand kam auch wieder, um der Schweſter über das Haar zu ſtreichen; ſie berührte es jedoch nur und ſank aufs Bett. „Was ich dir aber doch noch ſagen wollte: die beiden Nachtlieder, die Goetheſchen, haſt du heut abend gar ſo ſchön geſungen. Ich hatt' ſie lang' nicht von dir gehört. Für wen ſangſt du ſie denn?"

„Wieſo für wen?"

„Ich meine nur, ob dich jemand drum gebeten hatte?"

Luiſe nickte arglos: „Ja, Franz. Er hatte Sehnſucht danach, wie er mir vor dem Nachtmahl ſagte."

„Sehnſucht . . ."

Hermine bewegte ſich; ſaß dann wieder ſtill. „Und du thuſt ihm ja gern was zuliebe," brachte ſie ſo hell und leicht hervor, wie ſie irgend konnte.

„Sonſt müßt' ich ja auch Prügel haben; ſo gut, wie er zu mir iſt! — Heut mocht' ich eigentlich gar nicht ſingen, mir war nicht danach zu Mut. Aber weil er mich gebeten hatte — — und es hat auch niemand ſo viel Sinn für meinen Geſang wie Franz. Er ſagte mir auch ſo Liebes, Gutes nachher."

„Dir? — Mir auch!"

Herminens Stimme fing an zu zittern; Luiſe hörte es nicht, eben rollte wieder ein Donner. „Ich ſah auch beim Singen," ſprach ſie weiter, „daß es ihm zu Herzen ging. Ich ſchau' ihn ſo gerne an, wenn ich ſinge; ſein Geſicht ſpricht ſo mit."

„Und Lenardo ſah her, Blandine ſah hin," mur-

Digitized by Google

melte Hermine, von einer Erinnerung aus der Schul- und Balladenzeit ergriffen.

„Was summst du da?“ fragte Luise; sie hatte schlecht gehört.

Hermine stand langsam auf. „Also — also — also — — den andern liebst du nicht mehr. Aber — Franz hast du lieb.“

„Wie bringst du denn die beiden zusammen? Was soll das? — Gewiß hab' ich ihn lieb; ich weiß nur nicht, was du willst. Bitte, reiz mich nicht; ich bin auch gewitterig, ich hab' auch Nerven und allerlei. Wenn du mich so anguckst wie jetzt — das mag ich nicht. Sollt'st lieber zu Bett gehn, und mich schlafen lassen. Wär' uns beiden gut!“

„Ich thu' dir ja nichts. So laß mich doch. Was sag' ich dir denn? Ich sag' nur: du hast Franz lieb. Du bist glücklich, wenn du für ihn singst, und wenn er dich lobt. Du hältst ihn für einen edeln, herrlichen Menschen —“

„Ja, wenn ich das nicht thäte, wär' ich ein recht miserables, undankbares Geschöpf! Nie hat er mir was andres gethan als Gutes. Ich seh' keinen Menschen so hoch wie ihn. Ich weiß nicht, warum ich ihn verkennen sollte wie wohl andre Leute. Ich, bei Gott, ich nicht!“

Eisenhuts Warnung fuhr Luisen auf einmal wieder durch den Kopf, da sie in Herminens Augen sah; es war aber zu spät. Aus diesen Augen kam jetzt etwas Medusenhaftes, Unmenschliches, das sie noch an keinem lebenden Wesen gesehen hatte; es entsetzte und er-

Digitized by Google

ſchütterte ſie. Herminens Geſtalt war regungslos; plötzlich begann ſie zu flackern wie eine Flamme, es erſchien wenigſtens Luiſen ſo. Die Arme hebend, dann gegen die Schweſter ſchüttelnd, mit den bebenden Knieen gegen ihr Gewand ſchlagend, ſtieß ſie in raſender Ueberſtürzung hervor: „Nun iſt es gut! Nun weiß ich alles! Ihr zwei! Ihr zwei! — Darum bin ich ja nur hergekommen! Haſt dich verraten, haſt dich verraten! Alſo keinen Menſchen ſo hoch wie ihn. Und er wollte mir einreden, daß du noch den andern — — Ihr zwei! Du und er! Ihr lacht über mich! Ihr habt euch! Ihr betrügt mich!"

„Hermine!" ſchrie Luiſe nun auch mit voller Stimme.

„Sag mir kein Wort mehr! Ich hab's ſchon im Herzen! Ich hab' ſchon den Tod; da, da!" Sie griff in ihr Jäckchen und riß es auf, vor dem Buſen. „Da, da! — Ihr wollt meinen Tod! Ihr lacht hinter meinem Rücken, ihr ſagt: die iſt wahnſinnig — oder ſie wird's morgen. Aber es iſt nicht wahr. Ihr lügt. Ich bin nicht wahnſinnig; ich werd's auch nicht. Ich werd's auch nicht; ich verkündige euch —"

„Hermine!" rief Luiſe wieder. „Wir ſagen's auch nicht! Hör mich an!"

Die Unglückliche hörte nicht, ſie hob einen Arm, mit geballter Fauſt: „Ihr Heuchler! Ihr Tyrannen! Ihr wollt mich wahnſinnig machen, damit ihr dann leben könnt, wie ihr wollt. Aber ich will nicht! ich will nicht! Hört, was ich euch ſage: ich will nicht! Ich will lieber ſterben, als den Verſtand

Digitized by Google

verlieren! Ein Messer — gebt mir ein Messer — ich will —"

Sie sah Franz, den durch ihre Stimme Aufgeschreckten, eintreten; sie griff geschwind nach einer Schere, die auf Luisens Nachttisch lag, und stieß damit gegen ihr Handgelenk, um sich die Pulsader aufzureißen. Es drang auch etwas Blut hervor; die gefährliche Ader war aber offenbar nicht getroffen. Ehe sie von neuem zustoßen konnte — sie hob schon den Arm —, war Franz bei ihr und rang ihr die Schere aus der Hand.

„Laß mich!" rief sie mit halberstickter Stimme. „Ich will — ich will —"

Doch als fühlte sie nun, daß eine überlegene Kraft sie gebändigt hatte, warf sie sich mit einem dumpfen Wutschmerzenslaut auf den Boden hin.

* * *

Es war zehn Uhr morgens, am andern Tag. Doktor Eisenhut war gerufen worden; Franz und Luise hatten ihm berichtet, zu welchem Ausbruch es gekommen war, wie schwer sie die ganz Verstörte und Verwirrte dann beruhigt hatten. Eisenhut war nun bei Hermine, die im Bette lag; Franz saß in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, den müden Kopf in die Hand gestützt. Bin ich nicht mitschuldig? dachte er, nach seiner Gewohnheit, erbarmungslos in sich hineinzuschauen und mit sich zu rechten. Hat nicht die Zerstörung unsres Eheglücks sie zerrütten helfen?

Digitized by Google

Wären wir einig geblieben, vielleicht wär' sie noch gesund. Und that ich alles, was ich konnte, daß wir einig blieben? Hab' ich immer ebenso viel an sie als an mich gedacht? Wenn mich die innere Not ergriff, wenn ich zwischen Gottessehnsucht und Wahrheitsdrang nicht wußte, wohin mit mir, wenn ich nach Erlösung lechzte, vor den Büchern, vor den Menschen floh, mich in tiefste Einsamkeit stürzte — hab' ich da nie vergessen, daß diese andre Seele nach Leben oder Labung oder Liebe hungerte? — Der Hungernde erkrankt so leicht. Konnte ein Mensch ihr helfen, war ich's. Konnte keiner helfen? Hat das alles die Natur gethan, die mitleidlose? — Wer sagt mir das. Die Natur ist stumm. Arme Hermine — wie ist's uns ergangen. Wie ahnungslos schön fing unser Glücksmorgen an. Allmächtiger Gott! Ich hatt' auch deinen Geist so lieb. Ich hab' ihn nicht verderben wollen!

Die Thür zum Speisezimmer ging auf, Eisenhut schob sich geschmeidig und geräuschlos herein. „Ich komm' also von Ihrer Frau," sagte er, mit möglichst unbewegtem, eher heiterem Gesicht. „Wir sind in einer günstigen Reaktion, nach der Katastrophe; übrigens nach Ihrem Bericht hatt' ich das schon gehofft. Frau Hermine ‚fürchtet sich vor sich selbst', wie sie sagt; sie ist ganz erschüttert, daß das möglich war: der unsinnigste Argwohn — so sagt sie — auf das reinste Mädchen! Ich hatt' noch nicht viel geredet, da unterbrach sie mich schon: ‚Lieber Freund, was meinen Sie, was raten Sie mir? Ich bin zu allem

Digitized by Google

bereit!' — Na, da ging ich denn den gradeſten Weg. Ich bin immer für die großen Mittel, ſagt ich; die kleinen taugen nicht viel. Wenn ich ſo wäre wie Sie, Frau Hermine — es kann jeden treffen; mich trifft's vielleicht übers Jahr — ſo würd' ich zu meinen Leuten ſagen: bringt mich in ein gutes Irrenhaus; da wird man am ſchnellſten geſund! Zu Hauſe, das iſt nichts. Wenn Sie zum Beiſpiel nach Tübingen gingen; da ſind Sie in der Heimat, und Sie lieben ja Tübingen ſehr. Sie wiſſen, wie ſchön da das neue Irrenhaus liegt; beneidenswert ſchön. Der Direktor iſt Ihr alter Freund. Sie könnten den Fall gar nicht angenehmer haben. Die Jahreszeit iſt auch nicht ſchlecht. Kurz, Sie leben da wie in Abrahams Schoß, und in einem Vierteljahr ſind Sie kerngeſund!"

Es ſchüttelte Franz doch wieder, wenn auch nur im Innern, dieſe Frau im „Irrenhaus" zu denken; ein von alters her noch ſo düſteres, unheimliches Wort! — „Und ſie?" fragte er. „Was ſagte ſie?"

„Lauter gute Sachen. Ja, das Haus liege wunderſchön. Der Direktor ſei ein gar lieber Mann. Und ſie wiſſe auch: viele ſehnen ſich nach dem ‚Narrenhaus', wenn ſie wieder heraus ſind. Und ſie wolle fort von hier ... Plötzlich fuhr ſie auf — aber nicht beängſtigend, nur dem ganzen Zuſtand entſprechend lebhaft —: ‚Hier bleib' ich nicht! hier bleib' ich nicht! An dieſer ſchrecklichen Spree werd' ich nie geſund. Ich bin krank an Berlin! Ich haſſe Berlin!'"

Digitized by Google

„Sie hat oft das Gegenteil gesagt," murmelte Franz.

„Desto besser, daß sie jetzt das andre Gegenteil sagt! Es ist nützlich, also nur zu loben. Ich hab' sie auch darin bestärkt; natürlich. Das heißt, entschuldigen Sie: Ihnen ist das zum Munde reden nicht natürlich; für den Arzt gehört es aber zu seiner Apotheke. Ich hab' ihr gesagt — etwas drastischer —: ‚Mir hängt Berlin zum Hals heraus. Ich schüttle auch, wie Hans von Bülow, den Staub von meinen Füßen. Mit demselben Zug, wenn Sie wollen, der Sie nach Tübingen führt, sause ich nach Rom!'"

„Nach Rom? Sie wollen nach Rom?" fragte Franz verwundert, doch aus tiefem Träumen.

Eisenhut verneigte sich, leicht wie eine Gerte: „Ja — wie so viele große Männer. Ich — — Verzeihen Sie, daß ich Späße mache; es ist nicht die rechte Stunde dazu. Aber es ist so 'ne medizinische Heiterkeit über mich gekommen, weil die Sache gar so gut geht! — Das ermutigte also Frau Hermine sehr, daß ich mitfahren könnte. Und wir sind nun so weit in Ordnung; ganz. Wenn Sie wollen, ganz!"

„Ich? Was sollt' ich noch wollen?"

„Vielleicht eine Autorität befragen, eh' Sie weitergehn. Ob's auch nötig ist. Es könnt' Ihnen doch heut so vorkommen, als wär' da keine ernste Störung, als hätt' Ihre Frau nur Nerven und würd' auch zu Haus gesund."

Franz schüttelte mit einem schmerzhaften Lächeln

Digitized by Google

den Kopf. „Lieber Doktor, im Gegenteil! — Was brauchen wir noch ‚Autoritäten'. Wie es mit ihr steht, was noch zu hoffen ist, wird uns der Tübinger sagen. Da sie selber hin will, so ist's abgemacht!"

Eisenhut nickte und verneigte sich.

Franz stand auf. Die innere Unruhe regte sich zum erstenmal in einem leichten Zucken seiner sonst so beherrschten, schicksalsfesten Gestalt. Er trat vor den Doktor hin, der wieder einen Anfall von unfreiwilliger Ehrfurcht vor diesen „Seheraugen" verspürte. „Eisenhut, was denken Sie über diesen Fall? Sie kennen die Frau schon lange. Sie haben es kommen sehn. Wird sie wieder gesund?"

Der Doktor zuckte die Achseln: „Lieber Gott, was soll ich da sagen? Ich werd' Ihnen doch nichts vormachen; das wär' lächerlich. Ich bin erst einunddreißig geworden. Meine klinischen Studien im Irrenhaus hab' ich allerdings gemacht; aber doch nur so nebenher. Es ist besser, wenn Sie den Tübinger fragen. Uebrigens war mir Ihre Frage schmeichelhaft; danke. Ich hoffe, meine schöne Landsmännin Frau Hermine Wiesner wird wieder ganz gesund!"

Er lächelte geflissentlich. Dann drehte er sich leichtfüßig auf der Ferse herum, um einen Augenblick sein Gesicht zu „lüften", auf dem sich landsmännisches Mitleid — denn der junge Cyniker war doch leicht gerührt — und schwere Sorge angesammelt hatten.

Als er sich wieder wandte, sah er Franz auf dem

Digitized by Google

Schreibtisch sitzen; die sonst so aufrechte, hohe Gestalt war eingesunken, der Ausdruck eines schmerzvollen Denkens lag auf dem entfärbten Gesicht. Eisenhut meinte zu erraten, was der andre dachte; „nicht wahr, Sie gestatten mir noch ein Wort," warf er so leicht wie möglich hin. „Es ist medizinisch, gehört also zum Privilegium des Doktors. Vorhin, als Fräulein Luise wegging, machten Sie so eine Bemerkung — wie die Herren Idealisten sind —, als hätten Sie vielleicht so oder so dazu beigetragen — eine Art von Mitschuld — daß Frau Hermine geistig erkrankt ist. Bitte, fragen Sie mich noch einmal so schmeichelhaft: wie ich darüber denke; dann werd' ich Ihnen antworten: das ist eine entschieden nutzlose und überflüssige Selbstquälerei. Was wir an der armen Frau erlebt haben, das hat offenbar kommen müssen: erbliche Belastungen, Familiengeschichten; von denen haben Sie wohl als Idealist bei der Heirat noch nicht viel gewußt. Es ist halt nichtswürdig von diesen Belastungen, daß sie ihre Visitenkarte oft erst spät abgeben, wenn der harmlose Mensch gar nichts mehr erwartet! Ich hatt' übrigens auch ganz vergessen, daß die Berners so belastet sind; erst ein Gespräch mit einem Vetter von ihnen, der hier neulich durchreiste, hat mich wieder darauf gebracht. Das sind die grausamen Scherze der Materie. Das Moralische hat nichts damit zu thun. Nichts damit zu thun!"

Eisenhut glitt zum Fenster hin, als hätt' er nur so eine kleine Nebenbemerkung in die Luft geworfen, und sah auf die Kähne, die die Spree hinunter-

Digitized by Google

schwammen, und auf den rein blauen Himmel, der so unschuldig that, als ob er's nicht gewesen wäre, der diese Nacht in Gewitterkrämpfen gezuckt und gepoltert hatte.

Franz kam ihm nach. Eine Hand auf Eisenhuts Schulter legend, sagte er mit halber Stimme: „Gut sind Sie; wenn auch gegen Ihren Willen. Ich danke Ihnen. — Sie fahren also nach Tübingen mit?"

„Wenn Sie's wünschen, ja!"

„Ich bitte drum."

„Abgemacht!"

„Wir beide also. — Luise soll lieber ein paar Tage später fahren: es ist besser, denk' ich, wenn die Kranke uns nicht so zusammen sieht, und zusammen davongehn sieht. Das würde wohl wieder ihre gräßlichen Wahngebilde wecken."

Eisenhut nickte gegen das Fenster. „War auch meine Meinung. Ich zweifelte nur noch, ob ich's sagen sollte."

„Hab' ich Sie denn nicht ersucht: sagen Sie mir alles!?"

„Ja. Ich hab's Ihnen auch versprochen. Man thut aber doch nicht alles, was man verspricht."

„Das ist unser Elend!"

„Mag sein." Eisenhut wandte Kopf und Schulter: „Nun will ich Ihnen also folgendes sagen! Sie thäten mir und vor allem sich selbst einen großen Gefallen, wenn Sie von Tübingen nicht wieder nach Hause führen, sondern sich irgendwo recht fest in die Natur hineinsetzten und Sommerfrische simpelten, so

Digitized by Google

lang' es noch möglich ist. Sehr gut sehn Sie auch nicht aus. Das kommt nicht nur vom Denken, glaub' ich: Sie sagten gestern zum Grafen, Sie schliefen nicht gut."

„Zu wenig," antwortete Franz.

„Also mehr vegetieren, bitt' ich! Einen Monat in den Wäldern wie ein Räuber leben. Im Schwarzwald zum Beispiel — wenn Sie schon in Tübingen sind."

„Wie Sie wünschen, Doktor. Ich fühl's ja, Sie haben recht."

„Und Fräulein Luise auch, wenn ich bitten darf! Diese Monate haben sie angegriffen."

„Ja, Luise auch. — Schwarzwald . . . Kann wohl sein. — Schwarzwald . . . Vielleicht dahin, wo — —"

Franz sprach nicht weiter, er mochte nicht. Eisenhut wollte fragen, wohin; dann bewegte er aber nur die Hand und schwieg.

Plötzlich ging die Thür auf und Hermine erschien darin. Sie war in einem hellen Morgenkleid; nicht so bleich wie gestern, die Wangen ein wenig angeglüht; doch die Augen starrten wieder, jetzt dunkel bläulich umringt.

Sie schien aber wahrzunehmen, daß ihr Anblick beunruhigte, oder es ging sonst etwas in ihr vor: mit einer sonderbaren Bewegung der Finger fuhr sie sich über die Augen hin, als wollte sie sie lebendiger machen; darauf sagte sie mit einem zuckenden Lächeln: „Ich bin sehr vernünftig. — Hab' nur hören wollen, wie's hier steht, ob ihr einig seid."

Digitized by Google

Franz und auch der Doktor nickten.

„Dann ist's ja gut! Dann ist alles gut! — Ich hab' gar kein Grauen vor dem ‚Narrenhaus', Doktor. Ich geh' gerne hin. Ich hab' schon förmlich Sehnsucht dahin. Ist das lächerlich?"

Eisenhut verneigte sich, wie um der Weisheit der jungen Frau eine Huldigung darzubringen: „Das ist so außerordentlich vernünftig, daß man nicht weniger lächerlich sein kann. Das ist die Vernunft der Materie in Ihnen. Vielleicht giebt es gar keine andere; — entschuldigen Sie, Herr Theosoph."

Franz lächelte stumm; so gut er in diesem Augenblick dieser Unglücklichen gegenüber lächeln konnte.

„Reisen wir bald?" fragte Hermine. Ihre Hände ballten sich, offenbar vor Ungeduld. „Wär' ich hier erst fort!"

„Wir beschleunigen es so sehr als möglich," erwiderte Eisenhut. „Versteht sich. Nur noch a bissel Geduld!"

Sie sah vor sich hin, als hätte sie keine. Auf einmal schien auch eine Angst, eine Qual über sie zu kommen. Die schlanke, abgemagerte Gestalt zog sich zusammen.

„Sind wir erst dort," setzte Eisenhut hinzu, „dann sollen Sie sich wundern. Mit langsamer, aber unaufhaltsamer Geschwindigkeit werden Sie gesund!"

Hermine versuchte zustimmend zu lächeln; sie nickte auch, einen Augenblick. Es brach dann aber etwas aus ihr hervor, das sich wohl schon lange um ihr Herz gelagert hatte. Sie schüttelte den Kopf, stärker

Digitized by Google

und ſtärker, daß ihr die Haare um die Schultern flogen; „nie mehr!“ ſtieß ſie mit einem Schluchzen heraus. Dann ſank ſie auf das Sofa, neben dem ſie ſtand, und den Kopf auf die Lehne legend weinte ſie laut, faſt wie ein Kind.

Digitized by Google

# Zweites Buch



Digitized by Google

Auf der Terrasse des Schwarzwaldhotels bei Freudenstadt saß Helene Fischer mit ihrem Buch, in dieser Vorabendstunde ganz allein; nur eine der hübschen Kellnerinnen in Schwarzwälder Tracht ging ab und zu. Helene saß in einem leichten, lichten Sommerkleid, den breiten Strohhut auf dem Kopf; mit ihren rosig aufgeblühten Wangen — etwas stadtbleich waren sie hergekommen — sah sie jünger aus als ihre fünfundzwanzig Jahre. Ueber das Buch hinweg, das sie eben langweilte, schaute sie zum Bahnhof hinunter, auf dem gerade ein Zug abging, und nach rechts gegen die Stadt zu, die eine Viertelstunde entfernt liegt. Die nahen und fernen, ansteigenden und absinkenden Wälder, die in ihrem einförmigen Tannendunkel ihr bei der Ankunft wenig gefallen hatten, waren nun schon zu Freunden geworden, mit denen sie auf ihren geliebten einsamen Schlenderungen vertrauliche Zwiesprach hielt. Es reizte sie sehr, auch jetzt noch in den nächsten Wald hinterm Haus zu laufen, da der milde Abend so schön war; hätte ihr nicht Vetter August, der vor einer Stunde angekommen, gesagt: „Lene, wart auf mich!"

Sie wartete etwas ungeduldig; endlich kam er die Treppe herunter und aus dem Haus. Nachdem

Digitized by Google

er mit Vater und Mutter geziemend langes Wiedersehen gefeiert, hatte er auf seinem Zimmer nach der langen Eisenbahnfahrt frische Toilette gemacht; denn so sehr der junge Chemiker in seinem Laboratorium sich der Wissenschaft opferte und gegen Schmutz und Greuelgerüche verhärtet gleichgültig war, auf Reisen suchte er „sich der Menschlichkeit anzunähern", wie er selbst es nannte. Er kam wohlgewaschen, gekämmt, in einem funkelneuen hellgrauen Anzug, der die etwas vierschrötige Gestalt verschönerte; das frühreif kluge Gesicht mit dem schlichten, aschblonden Haar lächelte vergnügt. „Also jetzt beginnt die Prüfung," sagte er und legte sich in einen Stuhl, dem Mädchen gegenüber. „Lene Fischer, Cousine und Schwester, wird examiniert. Welches sind die Ergebnisse dieses Sommersemesters?"

Er warf zunächst einen nicht unzufriedenen Blick auf die wohlgeformten Umrisse ihrer großen, nun völlig aufgeblühten Gestalt; die frühere Magerkeit war ganz verschwunden. Auch der Charakterkopf mit dem schöngewellten braunen Scheitel mißfiel ihm nicht. Den Eindruck in seine „streng wissenschaftliche" Sprache übersetzend begann er: „Die äußere Erscheinung abgerundet; ausgepolstert. Für brüderliche Augen angenehm."

Helene verneigte sich dankend; an seine Redeweise war sie gewöhnt.

„Gesundheit?" fragte er dann.

„Famos," antwortete sie.

„Keine Störungen?"

„Unbedeutend."

Digitized by Google

„Verliebungen?“

„Keine.“

„Keine?“

„Einmal ‚keine‘ genügt.“

„Geistige Fortschritte?“

„Wie die bereits erwähnten Störungen: unbedeutend.“

„Schmachvoll! — Lebensluft?“

„Schwankend.“

„Unsinn. — Mehr arbeiten! — Die beste Freundin, die Gusti?“

„Treulos: verlobt.“

„Wehe! Meine letzte Hoffnung!“

Helenens schwarzbraune Augen sahen ihn sanft vernichtend an: „Du hätt'st sie ja doch höchstens ein Semester geliebt. — Jetzt komm' ich dran. Gesundheit?“

„Trotz der furchtbarsten chemischen Gestänke unerschüttert.“

„Verliebungen?“

„Wegen der schon erwähnten Gestänke einen Monat lang ausgeschlossen; sonst blühend.“

„Geistige Fortschritte?“

„In Göttingen selbstverständlich; denn andre Unterhaltung giebt's dort nicht.“

„Doktor?“

„Nächstens.“

„Liebe zur Schwester?“

„Ach, nun wird sie sentimental. — Ein Weib! ein Weib! — Liebe zu Lene Fischer? Gleich $SO_3,HO$.“

„Versteh' ich nicht.“

Digitized by Google

„Verbindung von Schwefelsäure und Wasser."

„Du wagst es, mich mit Wasser zu vergleichen? — Letzte Frage. Philosophie?"

„Keine."

August Ecker stand auf. „Philosophie . . . Da hör' ich des Vaters ‚Töchterchen'! — Nein, noch immer keine. Noch immer ‚Naturfrosch' und weiter nichts! — Vater Ecker, hör' ich, arbeitet ja wieder fünfundzwanzig Stunden täglich an einem neuen philosophischen Werk, das in seiner Familie im voraus mit heiligem Schauer bewundert wird. ‚Die Versöhnung der Naturforschung mit der Theosophie' soll es ja wohl heißen. Wenn ich mit meinem Doktor fertig bin, schreib' ich ein Gegenbuch!"

„Ungeratener Sohn!" sagte Helene lächelnd. Es war aber ein heimliches Weh dabei. Sie hielt ganz zum Vater; sie war wirklich sein „Töchterchen", im Geist und im Herzen, wenn auch nicht im Blut.

„Ja," sagte er übermütig und setzte sich auf den Tisch, „Bürgerkrieg im Hause Ecker; darauf freu' ich mich schon! — Jetzt, weißt du, in den Ferien, will ich Frieden halten: wenn Professor Ecker aus Leipzig auf seine Weltseele und den transcendentalen Gott kommt, dann geht der Göttinger Candidatus Ecker still aus der Thür. Denn zuhören, Lene, und maulhalten, das kann ich nicht. Und wenn ich chemisch-mechanisch gegen ihn loslege, das mag wieder der Alte nicht. Die Herren Väter sind nicht sehr duldsam!"

„Bist du's?" fragte Helene.

August antwortete nicht. „Was kommt da für

Digitized by Google

ein Patriarch?" fragte er, auf einen Wanderer deutend, der dem Scharzwaldhotel zuging.

Franz Wiesner kam vom Bahnhof her. Mit demselben Zug wie der junge Ecker angelangt, aber noch unentschlossen, wohin mit sich, hatte er dort lange bei einem erfrischenden Trunk gesessen; dann war er zur Entscheidung gekommen: nicht in die Stadt hinein, sondern ins Schwarzwaldhotel! So ging er auf dem Weg dahin, von diesem Wiedersehen tiefbeklemmt, von Erinnerungen umringt, wie schwarze Raben und Krähen stiegen sie aus allen Wäldern auf. Seine Schritte waren langsam, müde, obwohl ihn die hohe und waldfrische Luft nach der engen Fahrt erquickte.

„Wieso ein Patriarch?" fragte Helene den Vetter-Bruder, nachdem sie den Wanderer flüchtig angesehen hatte. „Es ist ja noch ein jüngerer Mann; so sieht er wenigstens aus."

„Ja; aber doch ein Patriarch. Er hat so was."

„Was hat er denn? — Was meinst du denn, daß er ist?"

„Prediger."

Helene sah schärfer hin, während Franz näher kam. „Prediger? O nein."

„Professor."

„Nein."

„Aristokrat."

„Nein."

„Sohn eines wegen Ketzerei abgesetzten Oberkirchenrats."

„Nein."

Digitized by Google

„Privatmann."

„Hansnarr!"

„Nein."

„Ich meinte d i ch," sagte Helene.

„Ich i h n. Er ist aber keiner."

„Aber du!"

„Dafür verlang' ich wissenschaftlichen Beweis!"

Der Fremde stand still, er war schon nah; dann ging er auf die Terrasse zu. „Ich weiß nicht, was du willst," sagte Helene leiser; „seine Gestalt und sein Gang gefallen mir so gut."

„Sein Gang?" flüsterte der kritische August. „Geh doch. Wie ein Priester."

„Gar nicht!"

„So gewählt, gesucht."

„Im Gegenteil: so schlicht. So vornehm."

„Vornehm? Ist das schlicht?"

„Für einen Vornehmen ist vornehm schlicht!"

August konnte nichts mehr erwidern: Franz stieg schon zur Terrasse hinauf. Er trug eine Handtasche, am Riemen über den braunen Rock gehängt; ein weicher, schwarzer Hut beschattete das ernste Gesicht und das an den Schläfen leichtgelockte Blondhaar. Die Kellnerin kam ihm entgegen; er betrachtete sie mit einem nachdenklichen Nicken, ihre ländliche Tracht schien in ihm auch Erinnerungen zu wecken. Dann grüßte er sie freundlich, den Hut lüftend; seine große, weiße Stirn erschien. Er fragte, ob ein Zimmer frei sei. Die hübsche Schwarzwälderin bejahte. Sie ersuchte ihn, mit hinaufzugehn und das Zimmer anzu-

Digitized by Google

schauen. Gleichgültig bewegte er aber nur die Hand, wie „abgemacht!“ gab ihr seine Handtasche und ging mit leisen, langsamen Schritten, wie in sich versunken, die Terrasse entlang.

Helene sah ihm nach. Aus dem Hause kam eben der Onkel, das „Väterchen“, mit der Tante; er hatte sein ländlich gemütliches Sammetkäppchen auf dem Kopf, das er, weil er's so gerne trug, „das Symbol der Sommerfrische“ nannte. „Mutter hatte schon wieder Sehnsucht, dich zu sehn,“ sagte der alte Herr in seiner stillen Heiterkeit zum Sohn, der ihm in den Weg kam; „und zur Gesellschaft bin ich mitgegangen.“ Er klopfte ihm aber auf die Schulter und lachte, ohne jeden Grund; die Liebe und die Freude wollten heraus, er hatte seinen Ketzer, seinen Gegner doch von Herzen gern.

„Und das Sammtkäppchen, das mußt du tragen, Vater?“ bemerkte August, auch darin Ketzer.

„Ja, das muß ich tragen! In der Sommerfrische.“

„Das Ding ist ja warm, Vater.“

„Höhenkurort! Siebenhundertdreißig Meter hoch! Und rundum nichts als Wälder. Ins Freudenstädter Wappen gehört eine Sammetkappe!“

Franz hatte vom Ende der Terrasse ins hügelige Land gesehn; er kam jetzt zurück. Die Gestalt des alten Gelehrten fiel ihm in die Augen; ein rechter deutscher Professor, eher mager als voll, etwas gerundeter Rücken, der schlichthaarige Kopf ein wenig vorgeneigt, über der feinen Nase große, graue Denkeraugen unter mächtigen Brillengläsern. Den kenn' ich

Digitized by Google

ja! dachte er. Nun hörte er ihn zu Helene reden, lachen, und es erwachten viele halbvergessene Erinnerungen. Er trat heran und lüftete ehrerbietig den Hut.

„Herr Professor," sagte er, „entschuldigen Sie freundlich, wenn ich Ihre Zurückgezogenheit in der Sommerfrische einen Augenblick belästige; es drängt mich so, Sie zu begrüßen. Ich war einer Ihrer Zuhörer in Leipzig, ein begeisterter. Wiesner ist mein Name."

Der alte Herr zog sein Sammetkäppchen ab; in drollig ungeschickter Verlegenheit spielte er damit. „Sehr freundlich — sehr freundlich," erwiderte er. „Wiesner . . . Ich hab' ein ganz verworfenes Namensgedächtnis; verzeihen Sie. Kann mich im Augenblick nicht entsinnen . . ."

Er braucht ihn ja nur anzugucken, dachte Helene; so einen hat er doch gewiß nicht oft gesehn!

Franz lächelte: „Warum sollten Sie sich auch entsinnen? Ihre Tausende von Studenten! — Ich war übrigens nicht Student, nur ‚Hörer'; früher Offizier. Ich blieb aber länger in Leipzig, als ich wollte, um Sie mehr zu hören. Hatte auch die Freude, Sie zuweilen in Ihrem Kaffeehaus —"

„Ja, ja!" fiel ihm Ecker nun in die Rede und schwenkte sein Käppchen, das er noch immer in der Hand hielt. „Im Kaffeehaus haben wir philosophiert! Ich bin sonst ein schreckliches, verächtliches Gegenstück zu Cäsar und den andern Strategen, die jedes Gesicht im Kopf behielten; aber Ihre merkwürdigen Augen — — ja, ja. Wiesner. Hab' Sie schon. Sehr willkommen in Freudenstadt!"

Digitized by Google

Er nahm Franz bei der Hand, die er herzhaft drückte.

„Ich wollt' Ihnen nur geschwind sagen, Herr Professor, daß ich Ihnen immer noch dankbar bin; keinem so wie Ihnen. Wir nannten Sie den Philosophen unter den Naturforschern und den Naturforscher unter den Philosophen. Sie waren beides in einem so großen Sinn, weil Sie eben beides waren."

Ecker der Jüngere warf einen geringschätzigen Seitenblick auf diesen Fremdling, der seinen Vater so „angeigte". Beides? dachte er und ging über die Terrasse hin. Nicht Fisch und nicht Fleisch! — Er liebte die starken, schonungslosen Ausdrücke, auch gegen alte Männer in Sammetkäppchen.

„Kurz, ich hab' viel von Ihnen gelernt," setzte Franz hinzu. „Sie haben mir neue Welten gegeben. Und da ich das nun los bin, stör' ich Sie nicht länger; schönen guten Abend!"

„Halt! Halt!" rief jetzt der Alte, als wäre Franz schon von der Terrasse hinunter. „Werter Herr, nein, nein! Mich stören; ich thu' ja nichts; ich leb' ja nur. Und wenn man solche Augen hat ... Frau, sieh dir die Augen an! — Sie entschuldigen. Die Augen aus meinem Kaffeehaus am Rosenthal; jawohl. Nein, lieber, guter Herr, Sie bleiben noch ... Oder müssen Sie fort?"

Franz schüttelte den Kopf.

„Wo wohnen Sie?"

„Hier."

Digitized by Google

„Erlauben Sie mir die Frage: wie kommen Sie nach Freudenstadt?"

„Eine alte — Freundschaft, Herr Professor; ich kenn' es lange. Aber Sie?"

„Ja, wir!" rief der Alte aus. „Das ist eine merkwürdige Geschichte! aber eigentlich recht symbolisch für das Menschenleben. Wir wollten im vorigen Sommer nach dem berühmten Triberg im badischen Schwarzwald, Mann, Weib und Kind; ich meine die da, unsre Pflegetochter. Die Frau wird mir unpäßlich, wir steigen deshalb in Freudenstadt aus. Als sie wieder wohl ist, hat uns inzwischen Freudenstadt so gut gefallen, daß wir hier bleiben bis zum letzten Tag; haben Triberg gar nicht gesehn!"

„Und nun sind wir wieder hier," setzte Helene hinzu.

„Ja," fiel der Professor ein; „aus Dankbarkeit und Treue."

Helene lächelte: „Die Treue gilt wohl ganz besonders den Kellnerinnen im Schwarzwaldhotel. Die gefallen dem Vater in ihrer reizenden Tracht so gut."

„Zu gut!" warf der vorüberpendelnde August hin.

Franz blickte unwillkürlich auf die Frau Professorin. Das stille, gute Gesicht, mit auffallend blühenden Wangen und kaum angesilbertem Haar, lächelte stumm; es war das gönnendste Lächeln, das man sehen konnte. Sie sagte nichts; sie hatte auch bisher noch kein Wort gesprochen.

„Sie sehen, mit mir steht's schlecht," versetzte der Professor in seiner geistreichen und doch auch kind-

Digitized by Google

lichen Heiterkeit: „die Jugend verdammt mich wegen ausschweifender Gefühle. Meine Damen haben natürlich nur geläuterte Empfindungen. Die hängen an Freudenstadt, erstens weil es Freudenstadt heißt —"

„Es ist auch ein zu hübscher Name!" warf Helene dazwischen.

„Und zweitens weil vertriebene österreichische Protestanten es gegründet haben; vor nun bald dreihundert Jahren. Das rührt natürlich ein Frauenherz."

„Deins auch!" rief Helene. — „Es ist aber doch auch lieb, nicht wahr" — sie wandte sich an den Fremden, der sie eben mit einem sonderbar tiefen Blick betrachtete —, „daß für so armes, frommes, verstoßenes Volk eine ‚Freudenstadt' gebaut wird, ein Himmelreich auf Erden. — Freilich, schwäbeln thun sie nun alle. Oesterreicheln kann keiner mehr!"

„Es waren auch von Anfang an viele Schwaben dabei, mein Fräulein," sagte Franz nach einem flüchtigen Lächeln. „So erzählen's die alten Kirchenbücher."

Helene seufzte: „Ach ja, die alten Bücher! Sie stellen jetzt die ganze Weltgeschichte auf den Kopf, man muß alles umlernen!"

„Geschieht euch recht: warum habt ihr all die Fabeln gelernt!" bemerkte der junge Chemiker im Vorübergehn, mit einer streng wissenschaftlichen Handbewegung.

Der Alte lächelte dazu wie ein Patriarch.

Vom Bahnhof her kam der Hausdiener, der einen Koffer brachte; aus dem Haus erschien wieder die

Digitized by Google

Kellnerin. „Das ist mein Gepäck," sagte Franz; „nun sollt' ich wohl auch endlich mein Zimmer sehn. Herr Professor, ich hoffe, wir sahen uns heut nicht zum letztenmal —"

„Täglich, wann Sie wollen!" rief Ecker.

„Und mein Fräulein, über die eingewanderten ‚Ketzer' denk' ich ganz wie Sie: es hat mich immer gefreut, daß ihnen hier so recht auf der Höhe eine Freudenstadt aufgemauert wurde. — Guten Abend!"

Er grüßte alle und ging mit dem Diener und der Schwarzwälderin ins Haus.

An diesem Abend ward er nicht wieder gesehen; er blieb in seinem Zimmer, dort aß er allein zu Nacht. Er hat irgend etwas Schweres, das sieht man, dachte Helene in weiblichem Mitgefühl; um seinen Mund, da liegt so viel. — Ich hätt' ihn heut gern noch einmal gesehn! — Es freute sie aber, daß er an sie das letzte Wort gerichtet hatte.

Als sie im Bett lag, ließ die Neugier sie lange nicht schlafen: was das wohl für eine „alte Freundschaft" war zwischen ihm und Freudenstadt? Und was für Schicksale ihn nun wieder hierher verschlagen hatten? — Ja, was mag er wohl sein? dachte sie, sich an ihr komisches Gespräch mit August über ihn erinnernd. Ein Kobold foppte sie, daß sie sich dieses ganze Gespräch wiederholen mußte; die dummen Reden ließen ihr keine Ruhe, bis sie sie alle wieder beisammen hatte. Der Kobold neckte weiter: noch ein zweites Mal mußte sie sich das Ganze hersagen, von Augusts ersten Worten an: „was kommt da für ein Patriarch?"

Digitized by Google

(zu dumm! dachte sie) bis zu ihren letzten: „für einen Vornehmen ist vornehm schlicht!“ Das gefiel ihr. Sie streichelte im Spaß ihre Wange. Das war fein gesagt.

Und er ist auch so! ging ihr durch den Kopf. Er ist vornehm und schlicht!

„Verliebungen? — Keine.“

Auch das kam ihr wieder in den Sinn, Gott mochte wissen, wie. Sie lächelte. Darauf ward ihr ernst zu Mut, sie starrte auf das Fenster. Die Augen fielen ihr nun aber zu, und sie schlief ein.

* * *

Wo er nun wohl ist? dachte Helene am andern Tag, und mehr als einmal; denn Herr Wiesner blieb unsichtbar, früh morgens war er fortgewandert und erschien weder beim Mittagsmahl, noch beim Abendessen. Sie ging in ihre Wälder, kam wieder, schlenderte wieder hin und her; der „Patriarch“ (sie haßte das Wort) tauchte nirgends auf. Erst als sie nach dem Nachtmahl im Gesellschaftszimmer allein am Klavier saß, in ihren geliebten Meister Beethoven vertieft, trat Franz plötzlich ein, tief ernst, aber leise, fast unhörbar, um sie nicht zu stören; setzte sich, ohne zu grüßen, auf den Stuhl zunächst der Thür und saß regungslos still. Sie fühlte, was er wollte, und spielte den angefangenen Satz zu Ende; sie war nicht mehr weit vom Schluß. Franz stand dann auf, sich zum Gruß verneigend. Es kam aber ein tiefes Atmen aus ihm, das fast wie ein bedauernder Seufzer klang.

„Ich bin viel zu spät gekommen,“ sagte er mit

Digitized by Google

gedämpfter Stimme. „Drei Viertel von dieſem Adagio waren ſchon vorbei; vorbei! — Ich ſtaune, daß Sie es ſpielen, mein Fräulein. Es iſt wohl das ſchönſte von allen Beethovenſchen Adagios — oder überhaupt von allen — aber man hört es ſo ſelten."

„Opus 106," entgegnete ſie.

„Ich weiß. — Beethoven hat wahrſcheinlich einmal einen Cherub und einen Seraph miteinander reden hören — ſie reden bekanntlich nur Muſik — und hat das niedergeſchrieben, um ſeine Erdenbrüder dadurch aufzurichten. — Hätt' ich gewußt, daß Sie dergleichen ſpielen — und ſo . . . Ich war eine Viertelſtunde zu lang' im Wald!"

Eine heiße Freude ſtieg Helenen in die Wangen, ſie wußte nicht recht, warum. „Das iſt ja leicht zu verbeſſern," ſagte ſie heiter. „Ich ſpiel' das Adagio noch einmal, wenn Sie wollen."

„Fräulein —!"

„Aber wie gern. Wenn Sie *wollen*, heißt es."

„Ich!" — Franz hob nur den Kopf und die rechte Hand und ſprach nicht weiter. Helene ſetzte ſich und ſpielte wieder; er ſaß an der Thür wie vorhin, wieder regungslos. Sie ſpielte ſo ſchön, wie ſie konnte; viele Stellen wurden ihr zu ihrem Erſtaunen herrlicher, inniger als je, wie wenn Beethoven inzwiſchen noch gefeilt und gebeſſert hätte. Als es gegen das Ende ging, und wo möglich noch ergreifender anwuchs — ſtand der andre auf, lautlos, und ging aus der Thür.

Helene ſah ihm betroffen nach. Was hat er?

Digitized by Google

dachte sie. Hab' ich so schlecht gespielt? Er wünscht sich's so sehr — „das schönste von allen Adagios" — und geht vor dem Ende fort? — Sie war im Begriff, nicht weiterzuspielen, so ärgerte sie sich. Aber sie schämte sich auch — vor Beethoven oder vor sich selbst — und spielte bis zum Schluß. Erst dann bewegte sie sich leise durchs Zimmer und zur Terrasse: stand er dort? Hatte er von dort den Rest gehört? — Nein, er war nicht zu sehn. Er blieb unsichtbar. Sie sagte den Ihren gute Nacht, die noch im Speisesaal beisammen saßen, und ging mißmutig zu Bett.

Diesmal schlief sie schlecht; wohl die halbe Nacht lag sie mit offenen Augen oder doch ohne Schlummer da. Als sie am Morgen wieder in ihren Lieblingswald kam, der sich hinter der Stadt bis zum Forbachthal hinzog — die Tage waren noch immer sonnig schön, es war der vierzehnte regenlose Tag —, so fühlte sie den verlorenen Schlaf, er pochte leise an die überreizten Augen und überwölkte gleichsam die Helle in ihrem Hirn. Ganz am Ende war ihr Lieblingsplatz: am Waldsaum hatte die Natur gegen einen knorrigen alten Baumstrunk eine kleine Erhöhung gemacht, auf der man wie auf einer Rasenbank sitzen konnte. Gleich daneben ging es in den tief eingerissenen Forbachgrund hinab, in dem das kleine Gewässer blitzte, Tannichte dunkelten und Schlote qualmten; der Bach verschwand dann geheimnisvoll nach rechts zwischen seinen Bergwänden. So in die Tiefe zu schauen war schön, wenn oben über der Träumenden die hohen Bäume leise rauschten. Sie kam



Digitized by Google

und setzte sich auf ihre „Bank“; ich will nicht mehr denken! dachte sie, indem sie immer noch wieder dumme Mißgefühle kränkten. Es gelang ihr auch, und mehr als gut: da der Baumstrunk ihr noch eine Art von Lehne gab, wenigstens für den halben Rücken, fielen ihr die Augen zu und sie sank in Schlaf.

Als sie erwachte, erschrak sie: ein Mann stand neben ihr. Aus dem Schreck ward aber sogleich Verwunderung: es war Herr Wiesner, der beim nächsten Baum stand, an dessen Stamm gelehnt. Der schwarze Hut saß ihm tief im Gesicht, die großen Augen dämmerten im Schatten. Es war aber, als blickten sie mit Empfindung; sie schienen sogar feucht zu sein. Als er den Hut abnahm, um Helene zu begrüßen, schimmerte es ihm im Auge, ganz unzweifelhaft. Sie glaubte auch zu spüren, daß er es gern verborgen hätte; ihm war nur nicht möglich, sich abzuwenden.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, seine wohlklingende Baßstimme dämpfend. „Ich wollte Ihren Schlaf gewiß nicht stören; ich hab' Sie auch nicht aufgeweckt. Vielleicht war's ein Häher, der da oben schnarrte. Sie machten auf einmal die Augen auf.“

„Vielleicht war's Ihr Blick,“ antwortete sie scherzend, um etwas zu erwidern. „Man sagt ja, der kann aufwecken!“ Jetzt fiel ihr erst wieder ein, daß ihr eigentlich nicht scherzhaft gegen ihn zu Mut war, daß sie ihm noch grollte. Er stand aber so ernst, bewegt, jeden Groll entwaffnend da. Sie erhob sich langsam.

„Wollen Sie schon gehn?“ fragte er; seine jetzt

Digitized by Google

blassen Wangen färbten sich ein wenig. „Sie wundern sich wohl über meine Augen. Es war mir so — merkwürdig, Sie hier, in diesem Wald, so im Dornröschenschlaf zu sehn! Aehnlich wie vor sechs Jahren eine andre junge Dame; eine Dame, die — — Das heißt, es war nicht ganz so; sie schlief nicht wirklich, sie dämmerte, träumte nur; war auch nicht allein. Aber auch in diesem Wald; weiter rechts. Als ich Sie nun plötzlich so sah — auch ähnlich gekleidet — da kam mir das alles wieder . . ."

Er suchte durch eine Bewegung der Hand zu deuten, was ihm wiederkam, da er nicht mehr reden mochte. Helene, das mitfühlende Herz traurig-süß beklommen, sah ihn schweigend an.

„Ich hab' Ihnen ja aber was andres zu sagen," begann er dann in einem andern Ton. „Was haben Sie gestern abend von mir gedacht? Ich benahm mich — wie nennt man das. Mit der rührendsten Güte spielen Sie mir, einem Fremden, das eben gespielte Stück, und was für ein Stück! noch einmal vor. Und eh' es aus ist, schleich' ich davon. Was haben Sie von diesem Menschen gedacht?"

„Ich — verstand es nicht."

„O nein, Sie waren zornig auf mich. Bitte, sagen Sie's offen, ganz ohne Schonung; ich mag nicht, daß man mich schont!"

„Ich war etwas zornig, ja," sagte sie nun schonungslos; aber mit einem streichelnden Lächeln gleich hinterdrein.

„Ich dank' Ihnen für die Aufrichtigkeit! — Viel-

Digitized by Google

leicht verzeihen Sie, wenn ich Ihnen sage, wie das über mich kam. Ich saß in einer Art von Verzückung da! Ich staunte auch über Ihr Gefühl, Ihren Anschlag, Ihr Können —"

„Wir haben so gute Lehrer in Leipzig," warf sie rasch ablehnend hin.

„Dann dachte ich aber an ein andres Wesen — an das ich jetzt viel denken muß; das, statt mit Beethoven über den Wolken zu wandeln, in einer schrecklichen Umnachtung sitzt. Und all die furchtbaren Widersprüche dieses Erdenlebens — Grauen über sie — Mitleid . . . Beethoven hat unrecht! dacht' ich. Die das Weltelend verklären, haben alle unrecht! Verklärung ist nur Selbstbetrug. Es giebt keine! Die Welt ist zum Elend verdammt! — Und so in eine Art von Hölle hinuntergeglitten, stand ich plötzlich auf; gegen Beethoven — nicht gegen Sie. Und ging aus der Thür. In die Nacht hinein. — So ist das gekommen."

Helene nickte schwermütig verstehend. Sie sah auf die Erde nieder, die Moos und Tannennadeln bedeckten.

„Verzeihen Sie mir nun?" fragte er.

„O Gott! — Warum sagten Sie das noch? Es versteht sich doch ganz von selbst."

„Ich danke Ihnen, Fräulein —"

„Bitte, sagen Sie so was nicht! — — Aber ich muß was sagen — für Beethoven. Nein, Beethoven hat doch recht! Die Welt ist doch, doch verklärt, mit all ihrem Elend; — ich drück' mich schlecht aus, ich weiß. Aber ich fühl' es so."

Digitized by Google

„Fühlen Sie es so?" Er sah ihr in die tapferen Augen; die seinen blieben düster ernst. „Ich hoffe, Sie haben noch nicht viel Schweres erlebt! — Ich möcht' Ihnen nur eines sagen, das — das mir jetzt am meisten Fragezeichen macht; damit Sie mich nicht für einen der gewöhnlichen Wehleidigen halten, die mir wie welke Blätter sind. Die junge Dame, an die Sie mich vorhin erinnerten — die ich in diesem Wald kennen lernte — ‚Dornröschen' — die ward dann meine Frau. Und die hab' ich jetzt nach Tübingen gebracht, in die Irrenanstalt; dreißig Jahre alt. Ich blieb zwei, drei Tage dort, um vom Direktor — der sie lange kennt — doch ein Wort zu hören: was er nach dieser ersten Beobachtung fürchtet oder hofft? Er wußte, daß ich nur die Wahrheit wollte. Hoffen Sie nicht zu viel, sagte er. Es ist einer von den Fällen, die mehr übel ausgehn als gut. Wir haben Besserungen, die nicht lange dauern; wir haben auch wirkliche Heilungen, aber nicht sehr viele. Hoffen wir, daß uns so eine wird!"

Helene blickte ihn an; er staunte, wie ausdrucksvoll die Wehmut, das Mitgefühl in ihr sprach, auch in den leisen Bewegungen der Arme und der Hände. Für Mitleid schien sie wie geschaffen. Sie murmelte nur leise etwas. Mehr war auch nicht nötig.

„Von Tübingen kam ich vorgestern her," fuhr er nach einer Weile fort. — „Wahnsinn! Was ist denn das? Oft viele Jahre lange Geistesnacht, in der ein sonst gesunder Mensch nutzlos und trostlos lebt? Wer verklärt mir das? — Geisteskrüppel, den körperlichen

Digitized by Google

Krüppeln gleich, mit denen die Natur nicht fertig wurde; denn so sieht's doch aus. Als gäb' es hinter den Dingen nichts als die sogenannte Natur, die nur immer schafft und schafft, so gut, wie sie kann. Oft aber kann sie's nicht gut, sondern es mißlingt ihr: da verkrüppelt sich's, am Körper oder am Geist. Ist das Allmacht? Ist das ein Gott, so wie wir ihn träumen?"

Er wollte offenbar noch weitersprechen; seine Augen schlossen sich aber, wie vor übergroßem Schmerz, und nur ein langsames Hin und Her des Kopfes, ein tiefer, schwerer Atemzug redete noch weiter. Als er wieder aufblickte, konnte Helene nicht anders, als ihm unverwandt in die Augen schauen: so viel Weh war darin, das ihr das Herz bewegte. Sie hatte dergleichen nie gesehn. Nicht ein schwächlicher, mutloser Kummer war's, sondern der wahrheitshungrige, rücksichtslose Gram eines heldenhaften Menschen; und als hätt' er nichts mit dem Ich zu thun, sondern mit der ganzen Welt; als fühlte er für die ganze Welt, in ihrem Namen. Eine Weile verging auch ihr die Lebensfreude; sie sah hin und mochte kaum mehr atmen.

Endlich kam sie doch wieder zu sich; wie wenn er so lange auch in ihr gelebt hätte. „Ja, das alles ist wohl schrecklich," fing sie an zu reden; sich Mut machend setzte sie hinzu: „aber verzeihen Sie — Beethoven hat doch recht! Und wer an Gott glaubt, hat doch recht! — Wie viel Elend giebt's auch sonst, das Sie nicht genannt haben; und wir glauben doch an ihn. Wir ahnen, das Elend gehört dazu: so viel Wunderbares wächst aus ihm heraus. Und wo wir

Digitized by Google

noch nichts ahnen, da — — Aber, mein Gott, wie red' ich zu Ihnen! Sie denken wohl: das Profeſſorenkind. Sie lächeln wohl über mich."

Franz nickte: „Ich lächle vielleicht inwendig, mein Fräulein; aber nur aus Freude. So einen unverzagten Menſchen zu ſehn, wie thut das wohl. Ich ſeh' es Ihnen an: Ihr Glaube kommt aus der Tapferkeit! — Glauben Sie mir, das iſt auch meine Art: ich war immer ſo. Das Leben aber, und die Forſchung — — Die Gottgläubigen der früheren Zeiten, o die hatten's leicht! Sie hatten noch Himmel und Hölle und alles, was ſie wollten; die Forſcher, die Gelehrten hatten's ihnen noch nicht weggeforſcht. Die Welt lag noch nicht ſo nackt und ſo maſchinenhaft vor ihnen, wie jetzt vor uns. Gott war ihnen gewiß; ſie fragten nur: wer und was iſt Gott?" — Franz lächelte ein wenig: „Mir deucht, Sie, mein Fräulein, haben's noch ebenſo gut wie die. Ueber Leben und Forſchung hinweg iſt auch Ihnen Ihr Gott gewiß!"

„Spotten Sie?" fragte Helene.

„O nein. Sie ſagen nur beherzt und ahnungsmutig: er iſt!"

Sie wehrte ſein Lob mit Kopf und Händen ab: „Ach, ich! Wer bin ich? Was ich ſage, das hab' ich ja nicht aus mir: hab's vom Vater — vom Onkel Ecker. In dem iſt das alles ſo gut beiſammen: Leben, Forſchung, Glaube. Gott bringen ſie doch nicht weg, ſagt er wohl zuweilen; noch im letzten Atom iſt Gott! — Und auch das ‚Weltelend' — weil Sie

Digitized by Google

davon sprachen — das beirrt ihn nicht. ‚Muß ich denn alles verstehn?‘ sagt er. ‚Verstünd' ich alles, so wär' ich Gott! — Aber wer ist denn für sich allein auf der Welt? Wir hängen alle aneinander, wir sind all-eins in Gott. Keiner ist für sich zu verstehn, erst mit allen andern. Er lebt in die andern hinein, und für sie; und so sie für ihn. Und wer leidet, der leidet in Gott; oder in ihm leidet Gott!‘ — Ich sag's Ihnen wieder, so gut ich kann."

Franz war eine Weile still, er betrachtete das Mädchen nur. „Ja, wer so einen Vater hat!" murmelte er dann; es war aber ein herzliches Gönnen in seinem Blick. „So hat er im Kolleg nicht zu uns gesprochen; da sprach nur die Wissenschaft. — Wie wunderbar ist mir zu Mut, daß ich durch Sie hindurch in sein Innerstes sehe, aus Ihrem Mund seine letzten Gedanken höre. Goldene Gedanken; ja, ja . . . Und wie stehn sie auf Ihrem Gesicht. Und Sie selber, in diesem Wald — in dem ich damals — — Als käme die alte Zeit noch einmal, aber neu, verjüngt. Liebes Fräulein! Sie können nicht fühlen, wie mir ist. Welch ein Morgen für mich!"

Er nahm ihre beiden Hände und hielt sie einige Zeit. Es wunderte sie wohl ein wenig, es beengte sie; aber es schien ihr ganz unmöglich, sie ihm nicht zu lassen.

„Welch ein Morgen für mich," wiederholte er fast ohne Stimme, offenbar mit sich selber sprechend. „Goldene Gedanken! aus diesem Mund. — Wald-

Digitized by Google

fräulein!" ſetzte er lauter hinzu, Helene ernſthaft anlächelnd.

„Ach, ich bin gar kein Waldfräulein," erwiderte ſie. „Aus Leipzig bin ich."

„Aber beim Vater Ecker! Der iſt allein ein Wald."

„Ja," ſagte ſie heiter, „das iſt er! Mit all ſeinen Jahren und ſeinen Schickſalen ſo grün und friſch wie ein Wald! — Ach, wenn Sie erſt wüßten, wie er mit der Tante iſt; die auch ſeelengut iſt wie er, aber ſo ſtill — Sie haben's wohl bemerkt — und ſo weltfremd, ſo ſchüchtern; beſonders ſeit ihrer Kinder Tod: ſie haben nur den Auguſt noch. Da iſt er nun ſo ritterlich ... Alles, alles thut er."

„Ja," murmelte Franz vor ſich hin, die Augen ins Erdreich bohrend, „in ihm iſt Gott. — Gott iſt! — — Jetzt in irgend einen Wald hinein; dies alles ſo weiter denken. — — Nur noch eine Frage, liebes, gutes Fräulein. Morgen kommt die Schweſter meiner — kranken Frau; ſie lebte das letzte Jahr mit uns, ſeit der Mutter Tod; der Vater, hier Oberförſter, ſtarb ein Jahr vorher. Sie wird drinnen in Freudenſtadt bei einer alten Tante wohnen; es wird ihr aber einſam ſein — und tieftraurig dazu. Darf ich ſie Ihnen bringen? Daß Sie auch ihr von Ihrem Lebensmut und Ihrem Gottvertrauen ein paar Broſamen ſchenken?"

„O wie gern," ſagte Helene raſch; es ſtieg ihr wieder die Freude in die Wangen wie geſtern, als er ſich das Adagio gewünſcht hatte. „Morgen gleich! Ich bitte!"

Digitized by Google

„Liebes Fräulein, ich —"

„Nein, danken Sie mir nicht! Das mag ich nicht!"

Er lächelte und begnügte sich, den Hut vor ihr zu senken. „Guten Morgen also!" — Es war ein neues Leben in sein bleiches Gesicht gekommen; seine Wangen waren wie aufgeblüht, die blauen Augen leuchteten. O, ein Heldengesicht, dachte Helene, die ihn in stiller Wonne ansah. Sie nickte und neigte sich ein wenig, zum Abschied; sagen mochte sie nichts mehr. Er trat an den Rand und begann den Abhang hinunterzuspringen, ohne Weg und Steg, zwischen Baumstümpfen und Sträuchern hindurch. Das hatte sie nicht erwartet; verwundert trat sie vor und blickte ihm nach.

* * *

„Lene," sagte August Ecker eine halbe Woche später (der August ging zu Ende), als sie beide nachmittags jenseits der Stadt auf dem Rippoldsauer Weg schlenderten, „der, den ich nicht mehr Patriarch nennen soll, ist nicht mein Mann, er hat zu viel von Vaters andrer Hälfte" (damit meinte er die religiös-philosophische); „aber seine Schwägerin — alle Achtung! Ein Veilchen, aber ein allerliebstes. Eigentlich hat sie nur kleine Augen, und wie viel ist drin. Und überhaupt — — Bleibt sie lange hier?"

„Ich denk', ebenso lang' wie er," antwortete Helene. Sie hatte schon viel mit der neuen Freundin geredet, aber davon noch nicht.

„Dann soll er nur bis zum Oktober bleiben! Er steigt jetzt in meiner Zuneigung, — ohne seine Schuld!"

Digitized by Google

Helene lächelte und erwiderte nichts. Sie verschwieg, was sie selber wünschte. Am Waldsaum, an einem der wohlgepflegten Nebenwege, die in diesen Wäldern umhersteigen, sah sie nun ein Bild, das sie zum Stillstehn brachte: der Mann, von dem sie gesprochen hatten, saß auf der bemoosten Erde, gegen einen Baum, die Füße übereinander gelegt; zwei Kleinere saßen neben ihm, ein Bub und ein Hund. Der noch nicht schulreife Bub, mit unbedecktem Blondlockenkopf, schaute aufmerksam und wie andächtig zu dem großen Mann hinauf, der zu ihm sprach; er schien auch zu dem Hund zu sprechen, einem jungen schwarzen Pudel, denn dieser betrachtete den Mann ebenso wie der Bub, und scheinbar ebenso aufmerksam. Zuweilen fiel zwischen den Bäumen durch ein Sonnenstrahl dem Franz ins Gesicht; dann sah Helene es ganz eigen leuchten, von Humor, von Güte, von etwas, das mehr zu fühlen als zu sagen war. Die drei unter dem Baum waren ganz miteinander beschäftigt, wie auf der Welt allein; Helene schaute unverwandt hin, sie mochte nicht weitergehn, solange das Bild sich nicht rührte.

„Komm doch!" sagte August, und wieder. „Von den drei Pudeln hab' ich nun genug!" Sie antwortete nicht; sie blieb stehn. Der Vetter ging endlich weiter, nach der Stadt zurück. Sie trat leise näher.

Der Bub lachte gedämpft, es klang gar lieb; Franz strich ihm über den Lockenkopf, mit einem heiter herzlichen Blick. Dann streichelte und kraute er auch den Pudel, wie wenn er den nicht verkürzen wollte. Es

Digitized by Google

kam aber etwas in seinen Blick, das durch die beiden kleinen Kameraden hindurch wie in die weiteste Ferne sah; etwas Geisterhaftes. Das Blau seiner Augen leuchtete sonderbar: so körperlos, als wär' es selber das, was in uns denkt. Darüber ward sein Gesicht so schön, wie sie noch keins gesehn; wenigstens so verklärt war keins. Der Trübsinn der ersten Tage schien daraus verschwunden; ein feierlich friedlicher Ernst war hineingekommen, etwas männlich Hohes, das sie heimlich rührte.

Sie bewegte sich dann wohl, ohne es zu wollen; ein trockener Zweig knisterte unter ihrem Fuß, der Hund hörte es und begann zu bellen. Franz blickte auf. Er sah Helene und grüßte mit der Hand, denn sein Hut lag neben ihm. Der Pudel kam gesprungen. Helene war rot geworden, sie konnte nicht verstehn, warum; sie neigte den Kopf zum Gruß und ging rasch davon, ihrem Vetter nach.

„Was haben mir meine Kinder erzählt?" sagte der alte Ecker am Abend zu Franz, als sie nach dem Nachtmahl noch auf der Terrasse saßen, Eckers, Franz, Luise. Die andern Gäste hatten sich ins Haus verzogen, da es nachtkühl ward; die sechs scheuten sich vor der waldfrischen Kühle nicht. Ecker hatte eben bei der schönsten der Kellnerinnen eine Flasche badischen Rotweins bestellt und in ihren auffallend reizenden, feingeformten Kopf ein paar seiner anmutigen Scherze hineinzuschmuggeln gesucht; es war ihm aber nicht geglückt, die Scherze waren zu sehr mit Geist beschwert. Das Mädchen ging so schön und so dumm

Digitized by Google

ins Haus zurück, wie es gekommen war; Auguſt und Helene lachten leiſe über dieſe mißlungene „Werbung", wie der Chemiker ſie nannte. „Man muß ſich beſcheiden," ſagte der Alte heiter reſigniert: „die Natur iſt eine gute Haushälterin, vergeudet wird nicht. Dem Mädel da hat ſie Schönheit gegeben, dann iſt ſie weitergegangen: ‚ich hab' mehr zu thun, auf mich warten viele!'"

„Die Schönheit an ſich, nicht durch Geiſt geſtört," bemerkte Auguſt, indem er des Vaters Redeweiſe ein wenig zu parodieren ſuchte.

„Armer Vater!" ſcherzte Helene. „Dein unverſtandenes volles Herz!"

„Da hören Sie's," ſprach der Alte zu Luiſen hinüber; „ſo geht die neue Generation mit der alten um!" — Dann wandte er ſich wieder zu Franz: „Ja, was haben mir meine Kinder erzählt? Sie befreunden ſich mit der Freudenſtädter Jugend, man hat Sie im Wald mit einem Rotznäschen und einem Pudel geſehn. Sie richten den Pudel ab, meint mein Sohn."

„Und den Buben?" fragte Franz.

„Na, den wohl auch!" entgegnete Auguſt.

Franz hörte die verſteckte Schärfe, die der junge Chemiker liebte, zumal gegen ihn; er antwortete aber behaglich, ungeſtört: „Nein, da irren Sie. Ich laß mich umgekehrt von den beiden erziehn: ſie bilden mich, ſie geben mir beſſere Gedanken. Das Bübchen, ein kleiner Ururenkel der Bergmänner, die damals als vertriebene Ketzer hierher kamen — dafür halt' ich ihn wenigſtens — iſt ein helles Köpfchen; auf dem

Digitized by Google

Marktplatz von Freudenstadt haben wir uns kennen gelernt. Der Pudeljüngling hat sich uns angeschlossen, ich weiß selbst nicht, wie."

„Der Pudeljüngling war so aufmerksam," nahm Helene das Wort. „Wovon sprachen Sie denn, als ich vorbeikam?"

„Ich erklärte dem Bübchen eben, was für ein schnurriges Tier so ein Hund, so ein kleines ‚Mohrle' sei: in seinem Schwanz hab' es oft mehr Gefühl als ein ganzer Mensch. Und wie wunderbar es am Menschen hänge, als wisse es sehr gut, daß der ein höheres Wesen sei; und wie furchtbar treu es lieben könne, wenn der Mensch ihm gut sei. Wir dürften uns aber durch so ein Tierchen wohl nicht lumpen lassen! — Der kleine Ketzerenkel schien das einzusehn. Lächerlich aber war der Pudel; er saß da und sah mich an und wedelte, als wüßt' er: von mir und von der Gattung Hund, Canis, ist die Rede. Und der Herr versteht uns!"

„Sie nannten ihn wohl aber auch bei seinem Namen, als ‚Mohrle'," bemerkte Ecker.

„Ja, das that ich allerdings. Und er sah, daß meine Augen ihm gut waren! — Dann ging Fräulein Helene vorüber; darauf dacht' ich: wie wir drei hier sitzen und wie die Welt beisammen ist! Vor den Pfoten des ‚Mohrle' lag ein schönes Stück Quarz, das leuchtete mich an. Ich saß auf den niedrig kriechenden Pflänzchen, dem Moos, und lehnte mich an eine himmelhohe Pflanze, eine Edeltanne. Neben mir kroch eine Raupe; oben zwitscherte ein kleiner Vogel.

Digitized by Google

Und vor mir hatt' ich den Menschenfreund, den Hund, und das kleine Menschlein; und ich selber war der erwachsene, der Kulturmensch, der das sah und dachte. Vom Stein bis zum Denker alles beisammen ... Da fühlt' ich auf einmal so recht das Wunder der Entwickelung; und daß gewiß ein Sinn drin ist. Kurz — mir war wohl zu Mut!"

Der Alte, freundlich lächelnd, nickte. August war aufgestanden; er witterte Unheil, Naturphilosophie, Gottesglauben. Er ging wieder auf und ab, bereit, rechts oder links abzuschwenken und „auszukneifen", wenn ihm die Sache zu theologisch würde.

„Vom Stein bis zum Denker — Entwickelung — da liegt's!" sagte Ecker mit seiner oft gedämpften, träumerischen, fast zu leisen Stimme. „Und wenn Darwin auch recht hat, ich glaub's: daß wir Steine, Pflanzen, Tiere uns unendlich viel Zeit genommen, den größten ‚Umweg' gemacht haben, um zuletzt Professoren und kritische Chemiker zu werden, — ohne einen, der es machen konnte, ist doch nichts geworden. In hundert Millionen Jahren konnte doch nicht eine Raupe, nicht ein Regenwurm entstehn, wenn nicht eine Schöpferkraft immer neue ‚Blasen trieb', neue Formen hinwarf! Und bis zu meinem Sohn da, der mich eben liebevoll vernichtend anschaut, wär' der ‚Urschleim' nie gekommen, wenn nicht der Gott, den mein Sohn nicht leiden kann, sich des alten Urschleims angenommen hätte."

August blieb stehn: „Ich könnt' ihn schon leiden, Herr Vater, wenn ich Grund hätt', an ihn zu glauben.

Digitized by Google

Oder wenn ich überhaupt — — wozu etwas *glauben*? Mich geht nur das an, was sich *beweisen* läßt."

„Beweisen!" rief jetzt der Alte; seine Stimme schlug kräftig an. „Guter Junge, was kannst du denn beweisen? Nebensachen, ja; aber alles Wichtigste, Höchste, Letzte, das ist Glaubenssache! Daß es Lichtwellen, daß es Aether, daß es Atome giebt, das ist Glaubenssache. Daß die Schwerkraft durch die ganze Welt geht, das ist Glaubenssache. Wie die Sterne entstanden sind und entstehen — und ob Raum und Zeit unendlich sind — und ob es überhaupt Gesetze giebt, die durch Raum und Zeit unabänderlich wirken, auf die Ecker junior sich berufen kann — das ist alles Glaubenssache! Es giebt gar kein Wissen, das nicht in Glauben endet, weil es sonst nicht mehr weiter kann. Und es will, es muß, es soll doch weiter! Und so kommt es doch immer zu dem, von dem es nichts wissen wollte — zu dem Urgeheimnis — zu dem, was ich Gott nenne — und was mein Sohn wohl *auch* noch so nennen wird, wenn die Jahre kommen!"

August schüttelte zögernd, höflich den Kopf. Er ging dann langsam und geräuschlos ins Haus.

Franz aber war aufgestanden; es trieb ihn zu dem Alten hin, der mit seinem Jugendfeuer so befreiende Worte hingeworfen hatte. „Teurer Herr Professor," sagte er mit dem sonnigsten Lächeln, „ich dank' Ihnen für dieses letzte Kolleg. Für mich wohl das beste! Mir hat überhaupt diese Zeit — — Sie, mein alter Führer und Meister, haben —"

Digitized by Google

Er wollte so vieles sagen, das die Freudenstädter Tage in ihm angesammelt hatten, nun kam's nicht heraus. Es glühte nur in seinen Augen. Es bewegte sich an den Brauen und auch auf den Lippen.

Der Alte sah es; er erhob sich auch. „Ich glaub' zu erraten, was Sie meinen," entgegnete er fast übertrieben schlicht, wieder mit seiner leisen Stimme. „Es giebt so Epochen im Leben. Sie haben sich wiedergefunden, scheint mir. Freut mich, freut mich. Ist mir, bei Gott, eine große Freude . . ."

Er wollte sich wieder niedersetzen. „Ach was!" sagte er dann plötzlich, als jagte er eine Schwerfälligkeit oder Schüchternheit fort, breitete die Arme aus und drückte Franz an seine Brust.

* * *

Mit dem September kamen schlechtere Zeiten: statt der sonnig klaren Heiterkeit und Frische, mit der sich dieser Monat so gerne brüstet (und oft hat er ja recht), fiel regnerische Schwüle ein, von der er wenig wissen will. Er mußt' es aber gleich dem Heideröslein „eben leiden", wie der immer leicht getröstete Ecker sagte. Weniger unverzagte Gäste flohen, da der Regen sehr lästig wurde; das Schwarzwaldhotel ward leerer, die Gasthöfe im Städtchen auch. Die sechs Befreundeten hielten um so fester zusammen; Luise Berner kam täglich hinaus, oder man holte sie zu Ausflügen ab, die man dem Wetter zum Trotz unternahm. Sie gefiel allen gut, — dem jungen Ecker



Digitized by Google

nur zu gut. Helene sah es und sah auch ahnungsvoll kommen, was dann endlich kam: ein nicht gutes Ende.

Es war einmal wieder ein ganz erwünschter Morgen geworden, blauester Himmel, Sonnenschein; Helene ging ungeduldig auf der Terrasse auf und ab, auf den Bruder wartend, der einen Morgengang mit ihr verabredet hatte. Als der sonst so Pünktliche nach langem Harren erschien, kam er zu ihrer Verwunderung nicht aus seinem Zimmer, sondern von der Stadt her. Er hatte aber den Hut tief ins Gesicht gedrückt, grüßte im Vorbeigehn, flüchtig, als ging' ihn das Mädchen nichts an, und verschwand ins Haus. Helene, in solchen Fällen resolut, ging ihm nach. Sie folgte ihm die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Er hatte sich noch nicht aufs Sofa geworfen, was er wollte, als sie vor ihm stand und fragte: „Du! Was hatten wir denn abgemacht?"

„Ja, ja!" stieß er heraus, warf sich aber auf den nächsten Stuhl.

„Wo kommst du denn her?"

Diese Frage aus ihrem Mund kannte er so gut, aus den alten Leipziger Zeiten. Als Primaner, als junger Student hatte er sie oft gehört; hatte der älteren „Schwester" dann gewöhnlich gebeichtet, denn zur Vertrauten hatte sie viel Talent. Ihre „Seelengegend", wie er's hieß, war voll Mitleid, und in ihrer „Großhirnrinde" war der nötige praktische Verstand ... Er sah sie an, zuerst wider Willen. Es rührte sich schon wieder der alte Beichtsinn, den er

Digitized by Google

trotz seiner wissenschaftlichen Männlichkeit noch nicht verloren, der eigentlich bei jedem Wiedersehn seine Kraft bewährt hatte. Mit einem Achselzucken, in dem noch sein Mannesstolz kämpfte, und mit tiefem Stirnrunzeln warf er hin: „Woher? — Na, woher denn? Aus der Freudenstadt."

„Was haben sie dir denn da gethan?" fragte Helene, als ahnte sie nichts; es hatte ihr aber einen Stoß gegeben. Ihr war, als wüßt' sie nun alles.

„Diesem Mädel, der Luise Berner, hatt' ich ein Buch versprochen; na, also das hab' ich ihr gebracht! — Sie war allein zu Hause, saß in ihrem Zimmer am Fenster, unter einem Epheubogen; das sah schon so altfränkisch, aber auch gemütlich aus. Die Sonne guckte schräg herein und spielte in ihrem braunen Haar, machte Gold. Ich — — Also ich überreichte ihr das Buch und die Blumen, die ich mitgebracht hatte —"

„Ah!"

„Was ‚ah'! Sie hatte mir doch neulich eine Rose geschenkt. — Und so dankte sie denn; und so sagt' ich denn —"

Er trat ans Fenster: Helene sah ihn zu erwartungsvoll an. Er sprach in eine Scheibe hinein: „Und da hab' ich dann eine Dummheit gemacht."

„Da hab' ich dann eine Dummheit gemacht," wiederholte er nach einem Schweigen, da sie gar nichts sagte. Er wünschte aber eine Frage von ihr, als Anstoß, um sich auszusprechen.

„Was hat's denn gegeben?" fragte sie jetzt; sie merkte, was er wollte.

Digitized by Google

Dadurch ermutigt fuhr er fort: „Eine große Dummheit! — Ihre verwünschte weiche Stimme — und die Augen, die so warm sind, daß man denkt — — Also kurz, ich sprach von Gefühlen! — Nun kann sich die kluge Lene ja schon alles denken. Und fragte nach Gegengefühlen; natürlich. Und da stellte sich denn heraus, daß — —"

Er drehte sich herum. Sein mattrötliches Gesicht war rot geworden, seine hellen Augen waren erhitzt; er lächelte verächtlich, grimmig. „Das heißt, die weibliche Logik stellte sich heraus; war ja zu erwarten! Sie sei alt und könne überhaupt nicht lieben; dann, eine Minute später: ihr Herz sei nicht frei. Noch ein bißchen später: wenn sie noch lieben könnte, so würde sie vielleicht mich und so weiter; aber ihr Herz sei tot, es sei gestorben. Es habe wohl zu leidenschaftlich geliebt! — Zwischen diesen drei Berichten konnt' ich also wählen. Ueberhaupt nicht; gestorben; nicht frei! — Weiber, Weiber, Weiber!"

Er lachte auf, als sei er nun damit durch, und warf sich wieder auf den Stuhl.

„O, wie ist das dumm," sagte Helene, als es im Zimmer nun gar so still wurde. Sie hatte viel Mitgefühl wie immer; ein wenig war ihr aber doch auch lächerlich zu Mut. Diese Art von Verliebungen kam ihr jetzt so fremd, so klein vor. Dazu Augusts „logisches" Lachen ...

„Sie hat sich vielleicht ungeschickt ausgedrückt," sprach sie darauf so hin; „denn so furchtbar un-

Digitized by Google

logiſch ſind wohl ſelbſt Weiber nicht. Aber das iſt ja gleichgültig —"

„Wurſcht —"

„Gewiß! Denn die Hauptſache iſt, daß ſie nicht will. Armer — — Nein, ſei ruhig: ich bemitleide dich nicht. Das ‚armer' kam nur ſo mechaniſch. Sie iſt ja auch viel, viel zu alt für dich! — Und ich blick' lieber in die Ferne, Auguſt: da ſeh' ich ein halb Jahr ſpäter, was ich ein halb Jahr und ein ganz Jahr rückwärts ſehe: ein andres Städtchen, ein andres Mädchen. Deutſchland hat ja wohl zwanzigtauſend Städte!"

Auguſt ſprang wieder auf, die breitſchultrige, ſtämmige Geſtalt trat dicht vor ſie hin. „Ich möcht' aber doch wiſſen," rief er, „was mit dieſem merkwürdigen Herzen iſt: nicht liebefähig oder ſchon verliebt oder tot! Der Menſch mag doch klar ſehn. Er hat wohl in ſolchem Fall auch ein Recht dazu. Du thätſt mir 'nen Gefallen, Lene, wenn du dieſe problematiſche junge Dame fragteſt, wie's denn eigentlich in ihr ausſieht! was die objektive Wahrheit iſt!"

„Ich?"

„Ja, mer denn ſonſt? — Ihr ſeid ja ſchon ſo vertraut, ſo zärtlich. Und zwei junge weibliche Seelen, die ſich gern haben, ſind ja wie durch ein Telephon verbunden!"

„Sie ſagen ſich aber doch nicht alles. — Ich kann's wohl verſuchen, Auguſt. Wenn ſie aber nicht —"

Jetzt unterbrach er ſie durch ein neues Lachen.

Digitized by Google

„Dann ist mir's egal! Lächerlich, märchenhaft egal! — Frag sie nicht. Es wär' ja ein Unsinn. Ich hab's doch nur aus Spaß gewollt. Sprecht vom Wetter, von Halskrausen und Taschentüchern!"

Ja, nur die Männer sind logisch! dachte Helene. Eins der aufwartenden Mädchen kam, um sie abzurufen: unten warte jemand auf sie. „Geh nur!" sagte August. „Auf Wiedersehn bei Tisch!"

Helene nickte ihm zu und ging.

Auf der Terrasse stand das blondlockige Bübchen, mit dem sich Franz Wiesner vor Wochen befreundet hatte. Sein Mützchen in der Hand, meldete es gar nicht ungeschickt: Fräulein Luise sei in den Wald hinterm Hotel gegangen und lasse fragen, ob Fräulein Helene auch hinkomme; es würd' sie sehr freuen.

Sie fragt nicht selbst, sie schickt 'nen Boten! fuhr Helenen durch den Kopf. Sie scheut sich wohl, August zu sehn! — „Ich komme schon," sagte sie; streichelte den Kleinen, den Franz zum Kameraden erwählt hatte, beschenkte ihn mit Obst und ging. Am Waldrand sah sie Luise in ihrem dunkeln Hut und Kleid auf und ab gehn; die zarte Gestalt schien unruhig, nicht so gehalten und geschlossen wie sonst. Helene schritt aus und war bald bei ihr. In Luisens Gesicht wechselten die Farben; es war eine Erregung drin, die sie schöner machte. „Ach, das ist gut, daß Sie kommen," sagte sie im Entgegengehen; sie nannten sich noch Sie, das Du schwebte aber in der Luft. „Ich hätt' Ihnen was zu sagen, Lene."

„Das können Sie ja auch thun, mein Schatz!"

Digitized by Google

Helene nahm ihren Arm und zog sie auf einem Fußweg in den Wald hinein. Sie war so viel größer, daß es ihnen nicht natürlich war, gleichen Schritt zu halten; Helene richtete sich aber heute ganz nach ihr.

„Nämlich, was hilft das alles!" fing Luise an. „Es waren hier so schöne Zeiten; für mich unvergeßlich. Ich hab' Sie so lieb gewonnen; und die alten Eckers auch. Aber — nun muß ich doch fort!"

Helene blieb stehn; sie that überraschter, als sie war. „Nein! — Sie schon fort?"

„Ja, leider."

„Wohin denn?"

„Zu 'ner andern Tante. Ich hab' noch eine in Ludwigsburg."

„Und die verlangt mit wilder Leidenschaft nach Ihnen?"

„Wilde Leidenschaft? — Sie will mich halt sehn!"

Helene ging wieder weiter; Luise ging ganz ergeben mit. „Soll ich offen zu Ihnen reden, Luise?"

„Natürlich. Das Gegenteil wär' ja schrecklich."

„Soll ich Ihnen sagen, wie diese Tante aussieht, derentwegen Sie fort wollen? Sie hat einen noch schwachen blonden Schnauzbart, hellgraue Hose und Weste, viele chemische Kenntnisse, und heißt August Ecker."

„Um Gottes willen — was meinen Sie?" Luise starrte in Helenens Gesicht, das zu lächeln anfing.

„Kind, ich war ja immer seine Vertraute. Ich weiß ja schon alles. Er kam mit einem kleinen Korb

Digitized by Google

nach Hause. Darum wollen Sie sich nun in Luft verwandeln! sich beiseite schaffen!"

„Sie wissen schon —!"

„Ja. — Aber deswegen sollen Sie doch nicht fort, Sie Zartfühlende; — wie süß das ist. Das wär' aber doch die verkehrte Welt. Und dann — dieser Auguſt — nehmen Sie's auch nicht so schwer! Er ist jetzt aus dem Häuschen, natürlich; aber an der Hand seiner beiden Hausdamen, der Wissenschaft und der Männlichkeit, kommt er immer bald wieder hinein. Er ist nicht so tragisch. Nein, nein, nein, Sie bleiben hier!"

„O Gott," seufzte Luise, „er ging so verstört, so verbittert fort! ‚Kurz, Sie sind die verkörperte Logik!' waren seine letzten Worte; dann war er aus der Thür. Ich hab' mich aber wohl auch sehr dumm benommen; ich wollt' ihm die Wahrheit sagen, natürlich, aber wie sie ihm am wenigsten weh' thät': er that mir so leid. Und da hab' ich allerlei hingeredet . . ."

Sie sah in den Wald hinein, als sähe sie da sich und ihn, und wie sie's gemacht hatte.

Helene lächelte wieder: „Ich glaub', daß Sie so unlogisch waren, das erbittert ihn beinah mehr, als daß Sie ihn nicht lieben. Aber — Sie lieben einen andern, sagt er. Dann haben Sie wieder gesagt, Ihr Herz ist tot. Das versteht er nicht. Und, denken Sie, ich auch nicht. Er möcht' gern wissen, wie's ist. Und — — ja, ich auch!"

Luise drückte Helenens Arm; sie nahm sie dann an beiden Schultern; sie zog sie einen Augenblick gegen

Digitized by Google

ihre Bruſt. „Ach, du — — Ach, Sie Gute! Ich red' ſo gar nicht gern von mir; ich hab's faſt verlernt. Aber dir — — aber Ihnen möcht' ich alles ſagen, da Sie ſo viel Herz haben — und ſo unverhofft viel für mich. Und da Sie das alles ſchon durch Herrn Ecker wiſſen. Es will nur nicht recht aus der Bruſt heraus —"

„Drücken Sie nur zu!"

„Dann muß ich aber Du ſagen. Mit Sie und Ihnen kann ich's nicht. Und mein Herz ſagt ja ſchon ſeit acht Tagen du!"

„Aber meins ja auch, Luiſe. Ich dacht' nur, weil du die Aeltere biſt . . . Alſo du, du, du!"

Sie hatten ſich zugleich umfaßt; die warmen Lippen waren ſchnell beiſammen. Sie lachten ſich dann mit den Augen an. Es war eine kleine Lichtung im Wald, wo ſie ſtanden, mit aufgeſchichtetem Fichtenholz; von der andern Welt war nichts zu ſehn.

„Magſt du jetzt reden? ja?" fragte Helene, die ihre neue Duzſchweſter noch in den Armen hielt. „Horch, wie ſtill es hier iſt. Und kein Menſch."

„Ach, da iſt nicht viel zu reden," ſagte Luiſe, nun ganz erweicht; „mußt nichts Beſonderes erwarten; die alte, ewig dumme Geſchichte! — Ja, es iſt ſo, wirklich, mein Herz ſeh' ich an wie tot; es hat aber doch noch lieb! — Hier war's. Hier herum, um Freudenſtadt. Vor neun Jahren kam er zuerſt, ich war achtzehn alt; ach Gott, ein ſtilles Schwarzwaldkind — und er ſchon faſt Weltumſegler und mit all ſeinen Gedanken und Sinnen in die Welt hinaus.

Digitized by Google

Er war mir zuerst unheimlich; dann gefiel er mir. Er pfiff allen Vögeln nach, er erzählte alle Geschichten, und so gut, daß alles lebte. Seine Späße waren mir oft grauslich, frech — bis ich merkte: er ist ein gar guter Mensch, und bis ich mir einbildete: das alles ist genial! Da war ich also schon verliebt. — Ach, aber er hat auch wohl etwas Geniales; ich glaub' es noch — — bin also wohl noch verliebt!"

„Das war ja auch die Meinung," bemerkte Helene.

„Ja, es wird wohl so sein! Aber anders jetzt: nicht so kindisch wie zu jener Zeit! — Er war wohl eher häßlich als schön; aber ein so interessantes, blitzendes, wechselndes Gesicht, daß ich dachte: ich hab's lieber so! Er kam öfter wieder, offenbar um meinetwillen: denn was hatt' er sonst in unserm Winkel zu thun? Ein Thüringer war er von Hause her, nach England und Amerika führten ihn seine Geschäfte; aber plötzlich — immer wie ein Sturmwind — war er in Freudenstadt. Ebenso plötzlich nannten wir uns dann Du und waren wie verlobt . . . Luise, sagt' er mir da eines Abends, im Garten hinter unserm Haus: ich glaub', du kannst herzhafter, gründlicher lieben als die andern Mädchen; darum häng' ich auch so an dir. Aber doch: wird's reichen? Ein Herumfahrer bleib' ich, das kann ich nicht ändern, das steckt mir in Saft und Blut. Ich muß große, freche Geschäfte treiben, hier und da, wie's kommt, waghalsig, allerlei zugleich. Wenn ich dann nach Haus komm', will ich da ein süßes Nest, meinen Hafen, meinen

Digitized by Google

Frieden finden; ein himmlisch gutes Weib, das mich anlacht: na, da bist du wieder! was hast du mir mitgebracht? und das mir immer einfach gut ist, ob ich nun mit oder ohne Million, ob ich nach einem Monat oder nach sechsen komme! Kannst du das, Luise? — Ich will's versuchen, sagt' ich. Mir lief zwar ein Schauer über den Leib, muß ich dir gestehn; aber ‚ich will eine Heldin sein', war mein Ideal — ein Held der Weiblichkeit, weißt du — und ich hatt' ihn so mächtig lieb!"

Helene sah auf den Weg nieder. „Ich könnt's nicht."

„Hab' ich's denn gekonnt? — Er war wieder fort; im nächsten Jahr wollt' er zur Hochzeit kommen, ‚mit der ersten Million', wie er sagte. Nun fing also das Briefschreiben an. Gott, wie war ich dumm! Immer Liebes- und Sehnsuchtsklagen; wenn er nur wieder da wär'! wenn ich ihn erst hätte! Er, bald hier bald da, schrieb oft, aber ‚einen Fuß im Steigbügel', oder ‚geschwind ein Stehseidel'; nie ohne ein zärtliches, verliebtes Wort, aber meist hinterdrein: ‚die Zähne werden zusammengebissen!' oder ‚Wehklagen nützen nichts!' — Ich las das und blieb immer dumm. Männerliebe und Frauenliebe! dacht' ich, und strömte meine Frauenliebe weiter in seitenlangen Schmerzen aus. Bis er eines Tages, plötzlich —"

Luise war im lebhaften Reden geschwinder weitergegangen; jetzt stand sie still, zog die Schultern zusammen und schüttelte den Kopf. „Ach, es thut doch noch weh," sagte sie nach einer Weile, möglichst ruhig, hart; was sie fühlte, war aber doch zu hören. „Da-

Digitized by Google

mals dacht' ich: ich überleb' es nicht! Na, das kann ich jetzt doch, wie du siehst, sehr gut! — Er schrieb also plötzlich: wie grausam schwer 's ihm auch werde, er müsse sich wie ein Mann fassen und sich sagen, so geh' es nicht. Die Frau, wie er sie brauche, hab' er also doch nicht gefunden: das hätten ihm diese Monate und diese Briefe gezeigt. Nach einem solchen Anfang, wie solle es da enden! Wie solle da sein Lebenstraum in Erfüllung gehn! Er sei offenbar auch nicht der Mann, wie eine so zarte Seele ihn brauche; er sei eine Art von Unmensch, das wisse er ja sehr gut. Für mich werd' es ein Glück sein, wenn ich ihn noch bei Zeiten los werd', wenn wir auseinandergehn!"

„Da hatte er wohl recht," sagte Helene. „Wenn er dir das schreiben konnte."

„Ach, Lene! Ich weiß nicht. — Damals dacht' ich so. Damals, sobald ich den ersten Todesschmerz überstanden hatte, sagt' ich mir in meinem Stolz: er hat recht, es ist besser so! Und ihm sagt' ich nichts mehr; und aus war's, aus. Aber jetzt — nach sechs, sieben Jahren — — Wenn er nun doch so war, wie ihn Gott geschaffen hatte! ‚Ich kann nicht auf die Weide gehn wie ein Ochs,' sagte er mir einmal, ‚ich muß herumfliegen wie ein Wandervogel.' Nein, Lene, ich hätt' ihm schreiben sollen: Gieb mich noch nicht auf; ich war ungeschickt, thöricht, aber ich kann's besser machen; dein rechtes Weib bin ich doch! — Hätt's geholfen? Ich weiß es nicht. Thun hätt' ich's doch sollen. Nun sitz' ich da — mit der Reue

— — ach ja; ſchüttle nicht den Kopf. Mit der Reue und ohne ihn. Und es kommen wohl noch andre Männer — ich hab' aber kein zweites Herz. Das eine iſt vergeben!"

„Hm! — — Wie verſchieden die Menſchen ſind. — — Und du haſt ihn nie mehr geſehn?"

„Nein. — Bald auch nichts mehr gehört. Er lebt noch, ſagte meine Schweſter neulich. Ich weiß nicht, ob's wahr iſt. Mir iſt's auch lieber, weißt du, wenn ich nichts mehr höre; dann leb' ich ſo ſtill als Witwe hin."

„Hm!" ſummte Helene wieder. „Was das für ein Wort iſt; das hab' ich noch nie gehört. — Ich dank' dir, daß du mir das alles geſagt haſt; aber — eigentlich verſteh' ich's nicht!"

„Was verſtehſt du nicht?"

„Daß du dir ſo 'ne Ehe wünſchen, ſie dir überhaupt denken konnteſt. Und dann, daß du jetzt noch denkſt: hätt' ich's beſſer gemacht, hätt' ich ihn behalten! Daß du ihm noch gut ſein kannſt!"

„Könnt'ſt du das nicht?"

Beinahe ungeſtüm ſchüttelte Helene den Kopf. „Aber, weißt du, das bedeutet nichts: ich könnt' manches nicht. Ich müßt' meinen Liebſten, meinen Mann ſehr, ſehr für mich haben; ſonſt ging's gar nicht gut. Wenn er viel herumwutſchte —"

„Nur in Geſchäften, Kind, nicht mit andern Frauen —"

„Ach, das weiß man nicht. — Und wenn auch! Ließ' er mich ſo lang' allein, dann käm' die ſchlimme

Digitized by Google

Lene in mir nach oben und räsonnierte und machte ihre dummen Streiche —"

„Du hast eine schlimme Lene?"

„Ja, lächle nur; ich hab' sie wirklich. Ich bin ein Abgrund, Luise. — Nun lacht sie laut!"

Luise lachte von Herzen; sie lachte sich die Witwengefühle weg. „Also so sieht ein Abgrund aus! — Es scheint, du bist auch einer von den Menschen, die sich mit Wollust schlechter machen, als sie sind."

„Hast das schon bemerkt? — Manchmal wohl, kann sein. Aber im Ernst, es ist da irgendwo eine schlimme Lene; geerbt, denk' ich mir, von irgend einer verwerflichen Urgroßtante. Für gewöhnlich muß sie kuschen; manchmal will sie nicht. — Ich glaub', du, mein Schatz, du bist einfach rundherum gut."

„Ich? Ach du lieber Gott! Ach nein!"

„Du hast nicht Abenteuer im Kopf, wie ich. Möcht' einmal recht was Tolles erleben. Ich bin fin de siècle, weißt du."

Luise lachte wieder. „Schaust auch grad' so aus! — — Laß nur einmal 'ne rechte Liebe kommen, dann ist das alles weg."

Helene ward ernst und sah so vor sich hin. Eine Weile schwieg sie gern. „O ja," sagte sie dann so leicht wie möglich, „furchtbar lieben, das könnt' ich wohl. — Das ist nun aber vorbei, mein Liebchen: fünfundzwanzig Jahre! — — Du bleibst also hier; selbstverständlich. Wie ich August kenne, wird er jetzt ein Ränzchen packen und auf ein paar Tage in den Schwarzwald gehn. Wenn er dann wiederkommt,

Digitized by Google

hat er schon wieder eine dünne, aber haltbare Hornhaut über seinem Siegfried-Herzen. Sein Herz ist sehr ‚zweckmäßig gebaut', wie er selber sagt. Komm, wir wollen Pilze suchen!"

* * *

Noch eine Septemberwoche war vergangen; an einem grauen, umwölkten Morgen stand Franz mit Luise und Helene auf dem Marktplatz von Freudenstadt, neben der Kirche, auf den Meßner wartend. Der sogenannte Marktplatz ist ein riesenhafter quadratischer Platz, für die kleine Stadt vielmal zu groß; Herzog Friedrich, der Gründer, hat ihn so gewollt: in der Mitte sollte ein Herzogsschloß stehn, das aber nie erbaut worden ist. In jede Ecke des Riesenvierecks ward auf sein Verlangen ein größerer Bau in Gestalt eines Winkelhakens gestellt: Kirche, Rathaus, Kaufhaus und Krankenhaus. Nur Kirche und Kaufhaus stehen noch. Es ist wohl die sonderbarste Kirche im Deutschen Reich: zwei gleich hohe Ecktürme schließen zwei selbständige Schiffe ab, die im rechten Winkel aufeinander stoßen; so hat es der Winkelhakentraum des herzoglichen Gründers gewollt. Zwei Zwillingskirchen scheinen zusammengewachsen zu sein. Franz und seine Damen betrachteten sie mit weltlicher Heiterkeit; obwohl Franz empfand, daß der wackere Baumeister seine gefährliche Aufgabe mit gutem Anstand gelöst hatte. Sie wollten endlich einmal auch das Innere betreten; noch hatten sie es nicht gesehn.

Digitized by Google

Der kleine, behäbige Meßner erschien und schloß ihnen die Kirche auf. Nun zeigte sich erst recht das Wunderliche: indem sie das eine Schiff entlang gingen, ahnten sie eigentlich das andre noch nicht, das von links herankam. Erst als sie bei der Orgel um die Ecke traten, blickten sie das zweite Schiff hinab. Wo beide zusammenstießen, hatte der Baumeister auf den inneren Winkel den reichverzierten Orgelbau gestellt, gegenüber in den äußeren die schlichtere Kanzel. „Bei uns ist das so," sagte der Meßner wohlgefällig: „in dem Schiff sitzen die männlichen Kirchgänger, im andern die weiblichen; beide können den Herrn Pfarrer auf der Kanzel sehn, aber einander nicht."

Helene lächelte; einem Gedanken, der ihr komisch war, widerstand sie nicht, auch nicht in der Kirche. Ihr fiel dabei die Frage eines sinnigen kleinen Neffen ein, den sie einmal in ein leeres Gotteshaus geführt und der ihr aus seiner Andacht heraus zugeflüstert hatte: „Tante Helene, darf man in einer Kirche etwas Drolliges denken?" — Sie nahm Luisens Arm und zog sie in das „weibliche" Schiff; von dessen Eingang wollte sie dann, als käme der weibliche Teil der Gemeinde, auf die gemeinsame Kanzel zugehn. Franz sah ihr nach; er erriet, was sie wollte. Ihm war, als erriete er überhaupt mehr und mehr, fast mit jedem Tage mehr, was sie dachte, fühlte. Es war, was dieses Mädchen anging, gleichsam ein Hellsehen über ihn gekommen ... Er trat in das Schiff der Männer zurück, das Schnitzwerk betrachtend, das unter

Digitized by Google

der Orgel hin die Geschichte des Alten und des Neuen Testaments in vielen Gestalten und Reliefs erzählte.

Der Meßner beeilte sich, die Darstellungen zu erklären; Franz bedeutete ihm durch eine freundliche Handbewegung: ich verstehe schon selbst! — Er hörte dann leises Gewänderrauschen; die Mädchen kamen zurück. Er trat in den Winkel vor. Sie sahen sich nun wieder; Helene lächelte ihn halb grüßend an, wie nach einer Trennung. Er lächelte zurück. Es wunderte und freute ihn wieder, wie scheinbar widerspruchsvoll gemischt sie war: so kindlich und so klug, so heilig und weltlich zugleich. Und wie sind wir gute Freunde geworden, dachte er, in so wenig Wochen.

„Ich muß nun fort," sagte Luise leise. „Die Tante erwartet mich." Sie ging davon, durch das Männerschiff. Der Meßner, der keine Belehrung mehr zu geben hatte, ging ihr langsam nach; in der Nähe der Thür blieb er mit seinem Schlüsselbund stehn.

„Mir gefällt die Kirche doch," fing Helene an; „sie hat so was Eigenes, so was ganz für sich! — Ich dachte aber eben, als wir im andern Schiff herangingen: wenn zwei sich sehr lieb haben — zwei Freudenstädter, mein' ich, und von verschiedenem Geschlecht — denen mag's doch die Andacht stören, wenn sie so getrennt auf den Pfarrer schauen und können einander nicht sehn. Als hätten sie wohl denselben Gott, aber in der Welt wären sie geschieden!"

Die Worte berührten Franz sonderbar; es war wie das Gefühl eines Stichs in der Brust. „Ge-



Digitized by Google

ſchieden," wiederholte er nach einer Stille. „Wir werden ja nun auch bald geſchieden ſein. Die Herbſtfriſche geht zu Ende. Jeder geht ſeinen Weg."

„Ja, ja," murmelte ſie. Dann ſuchte ſie ein wenig zu lächeln: „Wie ſchade!"

„Ich hab' Ihnen für vieles zu danken, liebes Fräulein Helene."

„Sie? I. Sie mir?"

„Wiſſen Sie das nicht mehr? — Ich war in eine Senkung gekommen; Denken und Erleben hatten in mir das angefreſſen und erſchüttert, was mir doch ſo notwendig wie das Atmen iſt. Ich hab' es wieder. Hab' mich ſelber wieder. Ganz. Mehr als je! — Gutes Fräulein Helene!"

„Was i ch?" ſagte ſie; ihr zitterte aber das Herz vor Freude. „Hat Ihnen da etwa ein Menſch geholfen — ein bißchen —, ſo hat's der Vater gethan."

„Nein, Sie mehr als er! Denn Sie — —"

Er hielt inne. Ihm wollten zu lebhafte Worte auf die Lippen. Nach einer kühlenden Abwägung fuhr er mit einer Art von Heiterkeit fort: „Sie haben den Vorzug Ihres Geſchlechts; ein alter Profeſſor giebt nicht ſo viel Sonnenſchein. Ich brauchte aber nichts ſo ſehr wie den! — O glauben Sie mir, liebes Fräulein: der Gott, den ich denke, nach deſſen Willen ich leben möchte, iſt ein ſonnenwarmer Gott — wenn man ſo ein Wort ſagen darf. Er hat uns wohl in Nebel gehüllt, aber durch alle die Nebel bricht ein ahnungsvolles Licht und eine tröſtende Wärme.

Digitized by Google

Er hat uns gegeben, was wir brauchen, daß wir uns unsrer Kräfte freuen, unser Leid bezwingen, auf dem Berg der Entwickelung höher klimmen können. Ob schwach oder stark, die Tapfern sind seine besten Kinder! — — Von Ihnen glaub' ich, daß Sie tapfer sind."

„Ich dank' Ihnen, daß Sie mir das sagen," antwortete sie leise. „Kämpfen will ich wohl."

„Und ich danke Ihnen für den Sonnenschein!"

Er nahm ihre beiden Hände wie damals, auf ihrem Lieblingsplatz, als er zuerst so dankbar fühlte. Auf einmal war ihm aber, als sei alles anders; als stünden nun zwei andere Menschen da. Aus den warmen Händen, die schwach zu erzittern schienen, flog etwas herüber, das ihm durch die Glieder ging. Er sah ihre Augen nicht, sie hatten sich gesenkt, und doch schien ihn etwas anzuschauen ... Ich hab' sie ja wohl zu lieb! sagte er sich plötzlich. In demselben Augenblick zogen sie beide ihre Hände fort. Es ward eine wahre Kirchenstille.

Ich hab' sie ja wohl zu lieb! wiederholte etwas in ihm. Ein wohlig schrecklicher Schauder rieselte über ihn hin. Er sah — auch das kam plötzlich — seine blasse, kranke Frau; seiner Seele so fremd geworden, aber doch sein Weib. Ihre langen schwarzen Haare, so glaubte er sie zu sehn, hingen wild und traurig an dem elenden Gesicht herab. Wenn sie genesen in die Welt zurückkam, so mußte sie ihr Haus doch wiederfinden; ihr und sein Haus! — Ihr gehör' ich, dachte er. Von diesem Punkt hinweg wollte er nicht

Digitized by Google

denken. Er strich sich über die Stirn, in der sich noch heiße Gefühle drängten, und trat wieder vor die Orgel hin.

Jetzt erst sah Helene vom Boden auf. Sie hatte wohl auch empfunden, warum ihre Hände sich verlassen hatten. Ihr Antlitz war bleich; es zuckte ihr aber etwas Entschlossenes, ein Wille um den zusammengepreßten Mund.

„Was ich aber auch noch sagen wollte," begann er endlich, sich halb zu ihr wendend. „Ich reise schon morgen ab; mit einem Umweg durch die Schweiz nach Rom. Graf und Gräfin Wildau, von denen ich Ihnen einmal erzählte, haben mir geschrieben, mich noch dringender eingeladen; da wart' ich nun doch nicht länger. Nicht daß ich nur darum nach Rom ginge: o nein. Es sind — innere Sachen. Eh' ich es versuche, mein Werk in der Welt zu thun, will ich noch allerlei — — Zunächst also Rom! — Ich hab' es noch niemand gesagt, auch Luisen nicht. Ich möcht' es — Ihnen zuerst sagen. Da wir so gute Freunde sind."

Er hatte alles mit fester, ruhiger, nur vorsichtig langsamer Stimme gesprochen; so blieb es auch bis zum letzten Wort. Ich will auch so sprechen! dachte Helene, obwohl das Herz in der Brust ihr Schmerzen machte; sein beglückendes Wort: „von Ihnen glaub' ich, daß Sie tapfer sind," fiel ihr wieder ein. „Man wird sich ja wohl wiedersehn," entgegnete sie, mit einem fast übertrieben hoffnungsvollen Lächeln.

Er nickte. „Gewiß!"

Digitized by Google

„Da hab' ich nur noch eine Bitte: geben Sie uns Luise mit! — Sie will nach Dresden oder Hamburg, hat sie mir gesagt, um etwas Ordentliches zu leisten, will Unterricht im Gesang geben; — das begreif' ich ja. Aber für die ersten Monate wenigstens, oder für einen, sollt' sie mit uns gehn. Wir haben Platz für sie; und wir haben sie alle so lieb. Und ich hätt' etwas —"

Ihr schwebte ein gefährliches Wort auf der Lippe: „ich hätt' etwas, das zu Ihnen gehört." Sie erschrak noch zur rechten Zeit. „Etwas recht Liebes," brachte sie heraus, eh' noch ihr Verstummen zu lang wurde. Dann schaute sie ihn mutig fröhlich an.

„Luise ist ja mündig," erwiderte Franz. „Sie kann thun, was sie will."

„Aber was Sie ihr abraten, das thut sie nicht!"

„Warum sollt' ich's ihr abraten? — Liebes, gutes Fräulein. Jeder Faden, der von mir zu Ihrem Haus führt —!"

Er sah Helene noch einmal so recht mit zehrenden Augen an; die große, vollblühend reife Gestalt, der edle Kopf mit dem Charakterprofil schien ihm in diesem geweihten Raum erst am rechten Ort. „Ich will Ihnen hier schon Lebewohl sagen," trat ihm auf die Lippen, es war ein jäher Einfall. „Wenn ich's morgen, vor den andern, thue, ist es doch nicht das. Hier im Kirchenbau des Meisters Schickhardt ... Geben Sie mir noch einmal die Hand!"

Er nahm nur eine; sie war kalt geworden. Ein

Digitized by Google

feuchter Hauch begann Helenen die dunkelbraunen Augen zu trüben; sie konnte ihm aber doch fest in die seinen blicken. „Ja, leben Sie wohl!“ sprach sie leise hin.

Der Meßner an der Thür ward ungeduldig, er fing an, aber noch bescheiden, mit seinen Schlüsseln zu klingeln. „Gehn wir!“ sagte Franz. Sie gingen.

Digitized by Google

# Drittes Buch

Digitized by Google

Im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol, dem Sitz der deutschen Botschaft in Rom, war das abendlich späte Diner beendet; der Botschafter, Graf Wildau, erhob sich mit der Gräfin und seinen Gästen, einem der Herren von der Botschaft und einem vom deutschen archäologischen Institut. Man ging in das Musikzimmer, das in diesem Haus eine große, vielleicht die erste Rolle spielte. Der Graf setzte sich ans Klavier, auf dem er sich als Meister ansah; in der Politik beanspruchte er das nicht, da genügte ihm, ein guter „Gehilfe" zu sein. Er spielte ein paar kleine Stücke von Schubert und Schumann. „Willst du uns nicht durch einige schöne Lieder erfreuen?" sagte er dann zur Gräfin, ritterlich wie immer.

Die Gäste baten; die schöne Frau trat an den Flügel; daß sie noch nicht lange von der Tafel fort war, störte sie nicht. Vom Grafen mit weicher Anpassung begleitet, sang ihr kräftiger, auch temperamentvoller Alt eine italienische Arie, dann deutsche Lieder. Die Stimme war gut geschult, und heut von besonders jugendlichem Wohllaut. „Hast 'nen guten Abend, Elisabeth," bemerkte der Graf nach dem dritten Lied, als er das träumerische Nachspiel beendet hatte. „Wie leicht schlagen die hohen Töne

Digitized by Google

an." Galant setzte er hinzu: „In jedem Konzertsaal hätt'st du deinen sichern Erfolg!"

„Mach mich vor den Herren nicht lächerlich," sagte die Gräfin, die sich's heimlich seit zehn Jahren wünschte, einmal öffentlich zu singen. Die hohe, nordisch aristokratische Gestalt sah dabei auf ihren Sechsundvierziger — sie war fünfzehn Jahre jünger — beinahe mütterlich strafend herab. „Und bedenk' doch auch ein bißchen die Folgen deiner Handlungen! Wenn du mich fort und fort eitel machst —"

Sie hielt neckend inne.

„Na, was dann?" fragte Wildau.

„Du wirst es noch dahin bringen, daß ich mich von dir scheiden lasse, um Konzertsängerin zu werden; — du sitz'st dann in der ersten Bank!"

Der Graf lachte auf.

Die Gräfin sah nach der Thür: „Da kommt Doktor Eisenhut! — Jetzt wird nicht mehr Musik gemacht. Jetzt wird in der Stadtchronik geblättert. Guten Abend, Doktor!"

Sie nannte ihn die Stadtchronik, so schnell hatte sich dieser neue Römer in die oberen Schichten der „ewigen Stadt" eingelebt. Seit sie wieder in Rom war — diesmal waren sie schon am ersten Oktober gekommen — blätterte sie fast täglich darin. Auch als Arzt hatte sie ihn schon angenommen, da der „alte Körner" sich auf den Friedhof bei der Pyramide des Cestius zurückgezogen hatte. Eisenhut, in Rom eher noch schlanker geworden, geschmeidig wie eine Eidechse, trat in seinem leichten Geschwindschritt heran

Digitized by Google

und küßte der „gnädigen Patronin“ die Hand. Er hatte noch beſſer als früher gelernt, dergleichen Huldigungen ſo ſpielend aus dem Handgelenk hinzuwerfen, daß ſein Selbſtgefühl nicht dabei litt: es war wie Ernſt und Scherz zugleich. Sein blühendes, ſanft rotwangiges Geſicht mit den klugen Augen lächelte vergnügt und verbreitete in der kleinen Geſellſchaft ſogleich eine gewiſſe Heiterkeit.

„Wenn Sie ſo lächeln, Doktor,“ ſagte die Gräfin, die *auch* kluge Augen hatte, „ſo beſonders harmlos und jugendlich, dann wollen Sie etwas. Ja, man kennt Sie ſchon! — Was haben Sie denn heut im Sinn?“

Eiſenhut verneigte ſich tief: „Da muß man ſich ergeben! Wenn man *ſo* durchſchaut wird, dann iſt die beſte Diplomatie — nicht wahr, Herr Graf — ohne jeden Umſchweif zu bekennen, daß man etwas will.“

Graf Wildau lächelte. „Ganz gewiß! — Bei meiner *Frau* rat' ich Ihnen das überhaupt ein für allemal!“

„Ich dank' Ihnen, Excellenz.“ Der Doktor ſetzte ſich, er nahm ein Gläschen von dem Liqueur, den ein Diener zugleich mit ſchwarzem Kaffee anbot, und trank es aus. „Es giebt hier alſo jetzt eine Dame, für deren Bekanntſchaft *mir* die Herrſchaften danken werden, wenn Sie mir die Bitte erfüllt haben werden, mit der ich heut komme.“

Der Graf lachte. „Gut eingeleitet!“

„Dieſe Dame alſo — — Da geſtatten Sie mir erſt eine Frage. Iſt Herr Franz Wiesner eingerückt?“

„Noch nicht,“ antwortete die Gräfin, „er kommt

Digitized by Google

erst morgen. Er will aber leider nicht bei uns wohnen; er braucht Stille, schreibt er. In der Botschaft geht es ihm zu geräuschvoll zu. Und wir haben noch nicht Mitte Oktober! Noch keine Spur von Saison!"

„Liebes Kind," bemerkte Wildau, „wenn man so ein Schicksal hat wie unser armer Freund."

„Ach, das hat er doch nun schon lange. Und die Frau wird wieder gesund werden, denk' ich."

„Glauben Sie?" fragte der Graf zum Arzt hinüber.

Eisenhut schüttelte den Kopf. „Nicht mehr weit vom Witwer," entgegnete er so trocken sachlich, daß Gräfin Elisabeth zuckte. Sie liebte an Eisenhut dieses „Medizinische" nicht.

„Ich hoffe sehr, daß Sie irren!" versetzte der Graf. „Frau Hermine Wiesner hatte immer einen Charme, der sehr — — Schon dieses eigentümlich griechische Gesicht. So ungefähr muß Sappho ausgesehen haben. — Nun legen Sie aber mit Ihrer Bitte los! Wir waren bei einer Dame."

Eisenhut nickte: „Eine Dame, die gewiß dem Franz Wiesner einen großen Eindruck machen wird; dadurch kam ich auf ihn. Sie hat einen mystischen Zug wie er. Sie kann einen Atheisten in religiöse Schwingungen versetzen, wie er. Na, und diese Dame — das ist meine Bitte — ich möcht' ihr die Ehre und Freude Ihrer Bekanntschaft verschaffen. Möcht' sie Ihnen vorstellen dürfen, Frau Gräfin. Wie gesagt, Sie würden mir's danken."

„Wie heißt sie denn?" fragte die Gräfin. „Wo haben Sie sie kennen gelernt?"

Digitized by Google

„Hier in Rom. Vor einem Monat, bald nach meiner Ankunft; in der Septemberhitze. Die that ihr aber nichts; sie kam aus Ostindien. Frau Natalie Petroff heißt sie."

„Ah?" machte der Graf. „Die Theosophin, die Buddhaistin?"

„Die Spiritistin?" fragte der Archäolog.

„Die so viele Männerköpfe verdreht?" fragte der Herr von der Botschaft.

Ein wenig betroffen lächelnd blickte der Doktor im Kreis herum. „Die Dame ist schon ziemlich bekannt, wie es scheint. — Ich muß mir nur erlauben, zu bemerken: diese Bezeichnungen sind lauter — Farbenbrechungen, das reine, weiße Licht der Wahrheit sind sie alle nicht! Sie ist nicht Buddhaistin, auch nicht Spiritistin, auch verdreht sie nicht gar so viel Köpfe. Etwas Wahrheit ist aber bei alledem, wie gewöhnlich. Sie ist halt ein sehr anziehendes Wesen, sie beschäftigt sich mit Geist und Geistern, sie hat sich in indische Philosophie und Religion getaucht. Sie sucht eben Gott, auf jede Weise."

„Und Sie suchen mit?" fragte der Graf. „Ich glaubte doch leider zu wissen, daß Ihnen daran wenig liegt."

„Erlauben Sie, Herr Graf! Mich interessieren alle Rätsel, also auch das größte. Was mich an Franz Wiesner anzog, das war ja vor allem dieser furchtbare Ernst, womit er durch alle Dickichte hindurch nach dem einen suchte. Und jetzt diese Frau — — merkwürdig! Noch jung, ich glaub', vierunddreißig

Digitized by Google

alt; feurig, lebensluſtig, reizend; dabei ‚lebt ſie in und mit Gott‘ und möcht’ eine neue Religion gründen.“

„Was?“ fuhr der Graf auf. „Keine Chriſtin?“

„Doch, doch, Excellenz! Auf dem Boden des Chriſtentums möcht’ ſie eine wiſſenſchaftlich forſchende, philoſophiſch religiöſe Geſellſchaft gründen. Ich hab’ mich ſchlecht ausgedrückt.“

„Natalie Petroff heißt ſie?“ fragte die Gräfin.

„Ja. Ruſſiſcher Adel. Südrußland. Sie hat aber auch franzöſiſches und deutſches Blut, wie ſie mir erzählt hat. Eine intereſſante Miſchung, kann ich Sie verſichern.“

Der Graf blies aus ſeinem Zigarrenrauch einen Ring in die Luft: „Lieber Doktor, ich muß Ihnen eine Bemerkung machen. Ich hab’ gehört — gehört, ſag’ ich nur — daß dieſe Theoſophin mit unſerm Geſchlecht etwas — frei verkehrt.“

„Bitte, glauben Sie das nicht, Herr Graf. Die Männer möchten gern frei mit ihr verkehren; aber bei dem Mögen bleibt’s. Die Frau iſt einfach genial, das erklärt halt alles! Sie hat große Ziele, ſie will alles wiſſen, alles kennen lernen; dazu braucht ſie Männer. Wollt’ aber einer auch nur ein unbeſchaffenes Wort ſagen — draußen wär’ er. Sie will nur Geiſt von den Männern; ſonſt eine veſtaliſche Prieſterin!“

„Na, na, na!“

Eiſenhut griff in die Bruſttaſche: „Sie ſollten ſie doch ſehn, Herr Graf. Vorläufig als Bild!“ Er zog eine Kabinettsphotographie hervor, auf der faſt nur ein weiblicher Kopf war, groß, voll Leben, von

Digitized by Google

einem zarten, dunklen Schleier umrahmt; unter dem Hals war das Gewand nur noch angedeutet. Das Gesicht war auffallend unregelmäßig: die Nase slawisch, klein und aufgeworfen, der Mund lang, mit üppigen Lippen, die Wangenknochen fast zu breit. Unter der reizend gewölbten Stirn funkelten aber schwarze Augen, nicht eben groß, doch in schöngeformte Höhlen gebettet; sie schauten mit solcher Gewalt heraus, daß man wohl im ersten Blick noch nichts sah als sie. Dabei wirkte der Schleier so eigen mit, man mußte den ganzen Eindruck poetisch nennen.

Wildau betrachtete das Bild zuerst; die Gräfin trat hinter ihn und schaute mit hinein. „Hm!" sagte der Graf und dann eine Weile nichts. „Wissen Sie — eine vestalische Priesterin — so sieht sie nicht aus. Aber die Augen — Donnerwetter! — Ja, und überhaupt. Ueberhaupt! Zuerst denkt man —"

„Zuerst denkt man nichts," warf die Gräfin ein, „und guckt nur die Augen an."

„Sehr richtig; sehr richtig. Und dann — dann sieht man — — Ich hab' für solche Köpfe den Ausdruck: ein famoses Frauenzimmer!"

„Nun ist auch das ganze Rätsel gelöst," nahm wieder die Gräfin das Wort: „der Doktor ist in sie verliebt!"

Der Graf schüttelte die Photographie gegen Eisenhut: „Sehr richtig! — Da haben Sie's! — Ja, ja, meine Frau ist ebenso gut Diplomat wie ich!"

Er vertiefte sich wieder in das Bild. Es erregte ihn angenehm. Er war noch immer in seine Gräfin verliebt, und er hatte „den Sinn der Treue", wie

Digitized by Google

er bei Gelegenheit nicht ungern sagte; aber es reizte ihn doch, sich an so einer absonderlichen, internationalen Schönheit etwas zu berauschen.

Eisenhut erhob sich rasch; jetzt werd' ich's doch nicht verspielen? dachte er. „In die Frau verliebt?" sagte er verwegen heiter. „Ja, das will ich meinen! Grade so wie der Herr Graf; schauen Sie ihn nur an, Frau Gräfin. Das ist ja das Merkwürdige bei dieser russischen Indierin: gleich im ersten Augenblick ist man ihr gut; das heißt, sie zieht an und stößt ab; gut sein muß man ihr aber doch. Das liegt an ihrer Seele. Sie kann derb sein und ist so fein; sie kann leidenschaftlich hassen und ist so gut!"

„Also eine — kühne Mischung," erwiderte der Graf, der noch immer die Photographie studierte; nun gab er sie aber seinen Gästen hin.

„Ja, Excellenz, das ist das Wort! Sie sagen das rechte Wort!"

„Und die Dame möchten Sie uns —?"

„Am Empfangstag der Frau Gräfin bringen, wenn meine gnädige Patronin will. Frau Natalie Petroff verehrt die Deutschen, das Denkervolk; und das Volk der Musik. Es hat ihr einen tiefen Eindruck gemacht, daß ein deutscher Botschafter eine Abhandlung über die alte deutsche Musik geschrieben hat —"

„Ach, die alte Schwarte!" sagte Wildau geringschätzig; der tiefe Eindruck freute ihn aber doch, seine Abhandlung galt ihm mehr als die „Excellenz".

„‚So einen Botschafter muß man kennen lernen!' sagt sie. — ‚Die Gräfin,' sagt sie, ‚kenn' ich schon.

Hab' ſie auf dem Pincio geſehn. Da hab' ich meinen Glauben verloren, daß die braunen Hindumädels eine ſchönere Haut haben als die Europäerinnen. Dieſe zarten und dabei doch ſo kraftvollen, ſchneidigen Blondinenfarben, das iſt unvergleichlich!'"

„Schneidig!" ſagte die Gräfin und lachte. „Was für ein Ausdruck für Hautfarben!"

Eiſenhut erwiderte nichts. Er wußte, daß die ſchöne Gräfin für ſo ein Lob nicht ganz unempfänglich war, und daß ſie mit Bezug auf ſich das Wort „ſchneidig" liebte.

Graf Wildau nahm eine neue Zigarre. „Nu, Eliſabeth? Was thun wir da? — Verheiratet, ſagten Sie?"

„Witwe," antwortete der Doktor. „Schon lange."

„Willſt du ſie empfangen?"

Die Gräfin machte eine kleine Verneinung gegen ihren Grafen: „Wie der Herr Botſchafter meint. Religiöſe Gründerin — das gehört ja ſchon beinah zur Politik!" Sie war neugierig, dieſe merkwürdige (und geſchmackvolle) „Gottſucherin" zu ſehn; wenn ſie aber wußte, wie in dieſem Fall, daß der Graf es auch war, ſo überließ ſie gern ihm die Entſcheidung, ihm als dem „Gebieter".

„Dann verlaſſen wir uns alſo auf den Doktor und thun ihm den Gefallen! — Die Geſtalt?"

„Wie das Geſicht," erwiderte Eiſenhut: „nicht regelrecht, aber — man ſchaut gerne hin. — Herr Graf und Frau Gräfin, ich danke Ihnen von Herzen. Sie werden es nicht bereuen."



Digitized by Google

Der Graf hob eine Hand: „Ja, aber glauben Sie nicht, daß wir uns durch äußere Reize verblenden lassen werden."

„Sie werden auf so viele innere stoßen, daß Sie die äußeren, wie ich, bald kaum mehr bemerken!"

* * *

Natalie Petroff lag am nächsten Morgen in ihrem Boudoir, in einer der Straßen, die zum Colosseum führen, auf einer hoch aufgepolsterten Ottomane; sie nahm von dem teppichbedeckten Tisch zu ihrer Linken Tabak und Papier, drehte sich eine neue Zigarette und zündete sie an. In diesem blauen Dampf und Duft dachte sie am liebsten, kamen ihr die stärksten und wärmsten Gedanken; auch dieses halb sitzende Liegen, mit erhöhtem Kopf, half dazu; wenigstens glaubte sie's. Das Buch, an dem sie, noch heimlich, schrieb, „Die neue Lehre", entstand nach und nach in diesen Ottomanenträumen: sie ließ die Phantasien, die Einfälle kommen, wie sie wollten, sie belauschte sie, in einer geistigen Wollust spielte sie mit ihnen, bis sie ihnen endlich „das ehrbare Kleid der Form anzog", wie sie's bei sich nannte. Dann erst entschloß sie sich, sie aufzuschreiben, eine süße Trägheit mühsam überwindend . . . Jetzt lag sie noch im Glück des Träumens da. Ein farbiges seidenes, orientalisches Mützchen ruhte auf dem schwarzen Haar, das tief in die Stirn hinein sich lockte. Ein persischer Schlafrock floß um die nicht große, volle, am schönen Hals entblößte Gestalt. Die Augen dämmerten wohlig

Digitized by Google

matt, ihr Blick war wie eingelullt; nur zuweilen leuchtete er plötzlich auf, von einem Gefühl oder Gedanken geweckt. Starke Wohlgerüche schwebten durch das Zimmer; sie liebte es, wenn sich diese schwülen Düfte mit dem süßlich kräftigen ihrer Zigaretten mischten.

Manu, ihr kleiner indischer Diener, trat ins Zimmer, ein vierzehnjähriger Knabe, den sie aus Bombay mitgenommen hatte. Er verneigte sich und kreuzte die Arme auf der Brust: „Der Doktor ist gekommen," sagte er auf englisch.

„Laß ihn eintreten," erwiderte sie.

Der Knabe ging; sie hob den Kopf, auf die Thür blickend, ein Ausdruck der Spannung flog über ihr Gesicht. Dann verschwand er aber in einem Lächeln sicherer Erwartung. Da erschien denn auch schon Eisenhut in der Thür, den Triumph in den grauen Augen. Mit raschen Schritten war er bei der Ottomane; hier ließ er sich auf ein Knie nieder, als ein rettungslos verliebter Mann, und lächelte ihr kopfnickend zu.

„Ach, wie groß er thut," sagte sie, die kirschroten Lippen verziehend. „Ich soll also die hohe Ehre haben? Man ‚genehmigt' mich?"

„Die Gräfin wird sich freuen, Sie morgen, an ihrem Empfangstag, bei sich zu sehn; zwischen fünf und sieben. Bitte, nicht so lächeln, Frau Natalie! Wenn Sie das erlebt hätten, wie ich mich hab' winden müssen, und was für grobes Schmeicheleigeschütz ich hab' auffahren müssen, um die feindliche Stellung zu nehmen. Ja, ja, feindliche! Man hatte schon allerlei von Ihnen gehört — und nicht lauter Unbedenkliches."

Digitized by Google

„Was kann man von mir gehört haben?“ ſagte Natalie kaltblütig, den Rauch ihrer Zigarette gegen Eiſenhuts Geſicht blaſend. „Ich leb' wie 'ne Nonne.“

„Denken Sie: das glaubt man nicht! — Ich hab' ihnen aber mit überwältigender Beredſamkeit —“

„Ja, Sie ſind ein großer Mann!“ fiel ſie ihm ins Wort und ſtreckte eine Hand nach ſeinem Ohr aus, um daran zu zupfen; ſein Kopf wich aber zurück. „Ja, Sie ſind ein großer Mann! — Und Sie haben ſich furchtbar lieb!“

„Das verwechſeln Sie, Nataſcha Pawlowna: ich hab' jemand *anders* furchtbar lieb — der nun in meiner Schuld iſt. Denn das wiſſen Sie wohl: wenn ich das erreichte, Sie in das Haus des deutſchen Botſchafters und damit in die allerbeſte Geſellſchaft zu bringen, ſo haben Sie mir verſprochen, endlich gut zu ſein.“

„Gut? Was nennen Sie gut?“

„Ach, das wiſſen Sie ja. Nataſcha!“

„Das hätt' ich verſprochen? Lügner!“

„Nicht mit klaren, nackten Worten; dazu ſind Sie —“

Er ſtockte.

„Zu klug? — Sprich nur aus, du Sklav. Ja, unter anderm bin ich auch zu klug. Ich hab' nur geſagt —“

„Ihre Augen, Ihre Brauen, Ihre Stirnlocken haben mir's verſprochen. Und ich verzehr' mich ja. Von morgen an, zwiſchen fünf und ſieben, haben Sie eine neue Stellung in der Welt. Dann ſollen Sie alles, alles erreichen. Ich helfe weiter. Nataſcha!“

Digitized by Google

Er nahm einen ihrer Füße, der in seinem Pantöffelchen aus dem Schlafrock vorguckte, um ihn zu küssen. Sie riß ihn aber los und stieß Eisenhut damit zurück. „Frecher Schwab!" sagte sie, nicht zornig, aber einschüchternd. „Da hinter Ihnen steht ein Stuhl; auf den setzen Sie sich! — So. Da nehmen Sie sich gut aus; da sind Sie wieder my sweet boy. Versprochen? Meine Stirnlocken sagen mir eben, sie hätten Ihnen nichts versprochen. Ich danke Ihnen, daß Sie das für mich gethan haben; ich werd's Ihnen auch vergelten — plötzlich einmal — und so, daß Sie sich wundern werden. Aber wie ein Tauschgeschäft, wie auf der Börse: je donne — je prends — pfui! — — Wie lieb er dasitzt auf seinem Stuhl. Hab' ich wieder einen Sklaven?"

„Nein."

Natalie zog die starken, rabenschwarzen Brauen hoch: „Ah! Ich hab' keinen Sklaven? Er murrt wieder? — Ueberhaupt, so ein Schwabenkopf! Nehmen will er alles; aber sich selber geben — o! Wissen Sie wohl noch, wie zäh Sie waren, wie lang' Sie sich wehrten, eh' Sie Hartschädel zugaben, daß ich die bin, die ich bin? So stumm und so unverschämt sagten mir diese deutschen Denkeraugen immer ins Gesicht: ei du Schwindlerin! — Jetzt lächelt er. Jetzt bittet er ab. Glauben Sie nun endlich, daß ich wirklich Sanskrit gelernt hab'? Wie?"

„Das wissen Sie ja."

„Glauben Sie nun endlich, daß ich wirklich auf

Digitized by Google

der halben Erde war und die ganze kenne? Und daß ich meinen eigenen Gott hab'? Wie?"

Eisenhut zuckte mit den Achseln, aber ganz ergeben: „Wozu fragen Sie denn, Sie gottähnliches Weib, wenn Sie es doch wissen?"

„Weil ich's von Ihnen hören will, darum. Glauben Sie jetzt, daß ich meinem Gott näher bin als die andern Menschen? Daß ich in die Geisterwelt hinüberreiche? Daß mir von da her Gedanken kommen? Daß meine Freunde da wohl auch meinen Willen thun?"

„Ich bin unsinnig verliebt, Sie Lotosblüte, Kamala, und drum glaub' ich alles. Ich glaub' auch, daß Sie einen reizenden Hals und verrücktmachende Augen haben; ich glaub' alles, alles."

„Ja, aber was können Sie thun für mich?"

„Sie wissen es ja. Was denn nicht? — Es ward mir nicht leicht gestern, können Sie mir glauben: so viel zu — phantasieren — nun ja — vor so guten, ehrlich vornehmen Leuten. Sie aber, Sie mißhandeln mich."

„Nein," sagte sie, „ich prüfe Sie. Was Sie da gestern thaten, das war erst ein Anfang."

„Was soll ich denn noch thun, mein Gott? — Ich thu' alles! alles!"

Natalie richtete sich plötzlich auf und sprang von der Ottomane herunter; es geschah so rasch, daß Eisenhut ein wenig zusammenfuhr. Diese Verwandlung der trägen, weichen Ruhe in blitzartige Beweglichkeit war noch überraschend, was er auch von dieser

Digitized by Google

sonderbaren Frau schon gesehen hatte; denn er begriff diesmal nicht, was sie in die Höhe trieb. Sie ging an ihm vorbei durchs Zimmer, ans Fenster. Man konnte von da ein Stück des Colosseums sehn; es war noch sichtbar, weil in der neuen Straße noch ein paar Häuser fehlten. Die dunstlos klare Oktobersonne beschien das warme Gelb der Steine oben am Rand des Riesenbaus. Natalie blickte eine Weile hin. Sie schien dabei leise mit sich zu sprechen, was bei ihr nicht so selten war wie bei andern Menschen. Ihre runden Schultern, der sanft gewölbte Nacken, die schöne Form ihres Kopfes gingen dem Doktor übermächtig auf die Sinne; er war so verliebt wie noch nie.

So rasch, wie sie aufgesprungen war, kam sie dann zurück und stellte sich vor ihn hin. „Also alles thun Sie! Alles thut my sweet boy; — ach, ich möcht' nicht mehr Sie zu dir sagen; ich hasse dieses pedantische, allerdevoteste deutsche Sie; Du ist das einzig Menschliche. — Aber sag' ich du zu dir, dann verlangt der Herr wieder zu viel; — also es bleibe beim Sie! — Also alles thun Sie. Da könnten wir ja zusammenkommen: Sie thun alles, und ich dann auch!"

„Was wollen Sie denn noch von mir?" fragte er beklommen: in ihren Augen lauerte etwas, das ihm nicht gefiel.

„Ich will ja doch mehr, verstehst du — verstehn Sie — als in der ‚allerbesten Gesellschaft' ein Röllchen spielen! Aus der komm' ich her; die hab' ich

Digitized by Google

aufgegeben, weil ich Freiheit wollte, die Welt ſehn, in ihr Gott und ſeine Geheimniſſe finden — und etwas für Gott bedeuten. Dabei lebt man nicht wie ein Penſionsfräulein, verſteht ſich ... Nun drückt die allerbeſte Geſellſchaft doch ein Auge zu, es ſcheint ja ſo — weil ſie mich ‚intereſſant' findet — ja, und weil Sie dabei helfen, Sie großer Mann! — Macht mich das denn glücklich? Ich will meine neue Lehre in der Welt verkünden; in der vornehmen und großen Welt, verſtehſt du. Ich will ihnen zeigen, daß Gott mich lieb hat, daß ich ſeine Prophetin bin. Daß ſeine Geiſter mit mir ſprechen, daß ſie für mich arbeiten. Verſtehſt du!"

„Lotosblüte, ich verſtehe," ſagte Eiſenhut, in ſein Schickſal ergeben, daß dieſer liebreizende ſchwarze Teufel auch den Ehrgeiz der Prophetin hatte. „Schreiben Sie Ihr Buch!"

„Schafskopf! hätt' ich bei einem Haar geſagt. Glaubt man an ein Buch? Das lieſt man erſt, wenn man glaubt. Ich muß ihnen beweiſen, zeigen, daß ich mit den Geiſtern lebe! — Ach, ſehn Sie mich nur nicht ſo erſchrocken an; dann wird Ihr kluges Geſicht beinah rührend dumm. Senſation! Senſation! Das will ja die Welt. Ein Heiligenſchein von Senſation muß ſich um meine ſchwarzen Locken legen! — Dazu brauch' ich Sie, Doktor. Sie thun mir ja alles."

Eiſenhut rückte auf ſeinem Stuhl; Natalie hatte ſich ihm gegenüber auf ein „Hockerl" geſetzt. „Mich?" fragte er beſtürzt.

Digitized by Google

„Ja, Sie."

„Warum denn? Wozu? Soll ich etwa Geister spielen?"

„Es scheint so." Sie nickte.

„Es scheint so? — Bitte, sprechen Sie ernsthaft!"

„Ich thu' ja nichts andres. — Sitzen Sie nur still."

„Kamala!"

„Ich höre."

„Ich — versteh' Sie nicht. Sie haben ja Ihre Geister; das haben Sie mir zehnmal gesagt — und beim zehnten Mal hab' ich es geglaubt. Ihre Geister kommen zu Ihnen. Was wollen Sie denn noch? Laden Sie sich die Herrschaften ein — ich meine jetzt die Menschen — und lassen Sie Ihre Geister kommen!"

Natalie streifte einen ihrer weiten Aermel zurück, so daß der bloße Unterarm hervorleuchtete; sie ließ einen goldenen Armreif aufspringen und rollte ihn dann um den Zeigefinger. „Kind, verstehn Sie mich doch. Es ist nun ja doch der Tag gekommen, daß wir uns verstehn. Sie wollen mit mir leben, nicht wahr! Sie wollen der ‚glücklichste Sterbliche' sein, wie Sie neulich sagten! — Ich will die Herrschaften einladen, gewiß. Aber ob meine Geister dann kommen — das ist noch die Frage. So wie die Geister der Spiritisten, der Mediums, sagen wir: der Schwindler, so sind meine nicht. Sie kommen nicht, wann ich will, sondern wann es ihnen beliebt; versteh mich, du unverschämter lächelnder Schwab: wann sie frei

sind! denn auch sie haben Gottes Werke zu thun. Wenn aber meine Herrschaften auf meinen Stühlen sitzen, können wir nicht Tag und Nacht auf die Geister warten. Ich brauch' aber den Glauben der Menschen an mich! Ich brauch' ihre Sinne, damit ich ihre Köpfe habe! Ich brauch' ‚Sensation'!"

Eisenhut stand auf. In seinem „Hartschädel" drehte sich's; es fing an vor seinen Augen zu flimmern, ein kaltes Gefühl ging ihm den Rücken hinab. Er hatte mit den Geistergeschichten dieser Frau gespielt wie mit der kühnen Phantasie eines klugen Kindes; im Rausch der sehnsüchtigen Verliebtheit hatte er vor der Prophetin gekniet: „Lotosblüte, ich glaube alles!" — Nun ward ein so schauerlicher Ernst aus dem Puppenspiel. Da hockte dieses rätselhafte Weib, so weich und so frisch wie ein harmloses Kind der Welt, in den Augen loderte aber etwas wie eine höllische Flamme, und darüber, auf der kühnen Stirn, saß ein fester Wille. Doktor Eisenhut aus Berlin! fuhr ihm durch den Kopf. Deutscher Arzt in Rom. Jung und schon beliebt. Sklav und Hausgeist bei Natalia Pawlowna Petroff!

Er schüttelte den Kopf. Er fühlte wie eine Art Erlösung: es ist ja einfach ganz unmöglich!

„Warum schütteln Sie den Kopf?" fragte sie, blieb aber ruhig sitzen. „Soll das heißen: ich will nicht!?"

„Ja. — Wenn dies alles nicht ein Spaß ist, um mich zu foppen —"

„Du Narr!"

Digitized by Google

„Wenn Sie wirklich Geister brauchen und keine zuverlässigen von drüben haben — so nehmen Sie, wen Sie wollen, nur nicht mich. Geistern hab' ich nicht gelernt; bin nun auch zu alt dazu."

„Zu alt dazu?"

„Ja. Das hätt' früher kommen müssen, eh' ich Gelehrter und Doktor und ein Mann von Ehre wurde! — Ihre Geisterfreunde, sagen Sie, waren früher indische Philosophen und Buddhapriester. Wenn die nicht kommen wollen, Sie haben ja einen lebendigen Indier. Nehmen Sie den Manu!"

„Meinen kleinen Manu?" Natalie lächelte nachdenkend, sachlich, als fühlte sie sich durch Eisenhuts Reden ganz und gar nicht gereizt. „Seine Gestalt, die wär' schon recht: er ist ebenso geschmeidig wie Sie. Eisenhut! Sie sind ja wie geschaffen dazu. Ich dachte, als ich Sie zum erstenmal sah und Sie sich bewegten: ein geborener Geisterspieler! — Manu ist ein halbes Kind. Unmöglich! Aber Sie und ich — wir könnten die Welt erobern. Wir könnten ihr solche Wunderdinge vormachen, daß sie glauben muß. Anders glaubt sie nicht! Ihr Glaube soll sie aber erleuchten, Mensch; soll sie zur höchsten Gotteserkenntnis führen, soll sie besser machen. Sehn Sie doch endlich ein, wer ich bin! Das Beste, was Indien hat, bring' ich nach Europa — und das, was Gott mir gab, dazu!"

„Gab Ihnen Gott den Gedanken, mich so zu versuchen? Dann nehmen Sie sich 'nen andern Gott, dann ist's nicht der rechte!"

Digitized by Google

Natalie ſtampfte auf den Boden, ihre Augen blitzten. Sie drohte ihm mit beiden Fäuſten. Plötzlich lachte ſie auf: „Wann ſind Sie denn dieſer ſtrenge Cato geworden? In der Nacht von geſtern auf heut? — ‚Ein Mann von Ehre.‘ Ich bin eine Frau von Ehre, und was ich von Ihnen verlange, das können Sie ohne Schaden thun! — Haben Sie mir nicht ſelbſt einmal einen lateiniſchen Spruch geſagt: ‚Die Welt will betrogen werden, drum betrüge man ſie!‘?“

„Damit meint' ich nicht —“

„Bitte, unterſcheiden Sie nicht zu fein. Für einen ſo großen Zweck ein wenig zu gaukeln, das wird Ihnen nicht oft geboten werden. Sie werden auch für weniger große Zwecke gaukeln —“

„Aber nicht als indiſcher Geiſt, Natascha! Verlangen Sie etwas andres von mir, ich will Ihnen ſo gern meine Liebe zeigen. Aber das — das kann ich nicht!“

„Ihr letztes Wort?“

„Ja, ja!“

Natalie ſtand auf. Es kam ein ariſtokratiſcher Hochmut in ihren Kopf, in ihre Schultern, den ſie ſonſt faſt niemals zeigte. „Dann ſollten Sie ſich nicht länger bemühen, Doktor Eiſenhut,“ ſagte ſie mit einer Kälte, die ihm wie ein Meſſer durch die Gebeine ging. „Sie verlieren hier Ihre koſtbare Zeit. Ihre Patienten warten.“

„Adieu!“ antwortete er, nach einem Zucken, das er überwand. Er nahm ſeinen Hut vom Tiſch und ging zur Thür.

Digitized by Google

Jetzt kam sie ihm aber nachgelaufen und faßte ihn am rechten Arm. „Ach was! So werden wir doch nicht auseinandergehn. Halten Sie das aus? Ich nicht! — Ja ja, gehn Sie jetzt; aber nicht mit diesem Mördergesicht. Sie erdolchen mich ja. Sie werden wiederkommen, Sie werden zur Vernunft kommen —"

„Zu Ihrer Vernunft? Wohl nie!"

„Ich verlange jetzt nichts von Ihnen, und Sie werden wiederkommen. Und dann wird die Zeit mir helfen — oder auch nicht," setzte sie hinzu, da er seinen Kopf mit grimmiger Tapferkeit schüttelte. „Was für ein Schwabenkopf! — Geh nur, geh nur. Die Zeit. Zum Dank für gestern abend nimm das!"

Sie griff mit beiden Händen in sein dichtes, dunkelblondes Haar und gab ihm den ersten Kuß. Er erschrak wie ein Junge, als er diese warmen, weichen, vollen Lippen so fest auf den seinen fühlte. Seine Augen schlossen sich unbewußt.

Dann, wie wenn sie ihm nun Gift genug eingegeben hätte, hauchte sie nur noch „Auf Wiedersehn!" und schob ihn sanft aus der Thür. Sie zog sie hinter ihm zurück. Er taumelte dem Ausgang zu.

* * *

Es war der Nachmittag des nächsten Tages. Franz Wiesner hatte endlich, nach langem Suchen, eine kleine Wohnung gefunden, wie sie ihm gefiel, und im Fenster des eroberten Arbeitszimmers liegend sah er aus dem ersten Stock auf seine neue Welt,

Digitized by Google

den wohlbekannten Kapuzinerplatz, hinaus. Vor zehn Jahren hatte er hier schon einmal gewohnt; es war noch immer einer der stillsten Plätze in Rom, wenn ihn auch die neue, auf- und umbauende Zeit nicht ganz übergangen hatte. Die Kapuzinerkirche gegenüber schaute ihn in ihrer unaufdringlichen Zopfigkeit beruhigend an; rechts begrüßte ihn ein Stück des angrenzenden Barberiniplatzes mit seinem geliebten, jetzt freilich unsichtbaren Tritonen; dort flutete allerdings das Leben der großgewordenen Stadt vorbei. Unter seinen Fenstern war's doch still. Gedanken, einsame, langsam lautlos wachsende, ließen sich hier wohl denken ... Er schüttelte aber sich wundernd den Kopf: der vor zehn Jahren auf denselben Platz hinaussah, war's derselbe Mensch? Damals zitterte er vor Freude auf Rom, wie's die schönheitshungrigen Deutschen thun; wie beste Freunde und wie höchste Wonnen erwarteten ihn die Ruinen der Alten, die Kirchen und Paläste, die seligen Gebilde der Kunst. Jetzt wohnte ihm ein andrer Hunger im Herzen: die Sehnsucht nach dem, was hinter den Dingen ist. Auf diesem größten Friedhof der Menschen hoffte er mehr davon als anderswo zu finden; nach dem Goetheschen Wort, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist".

Er sah nach links; nun bemerkte er dort einen männlichen Kopf, der mittlerweile im Nebenfenster erschienen war und den neuen Nachbar mit scharfen, aufmerksamen Augen betrachtete. Es war ein rötliches Gesicht mit einer auffallenden Hakennase. Franz

Digitized by Google

mußte einige Augenblicke hinschauen, eine interessante Häßlichkeit zog ihn an; dann wandte er sich wieder dem fast menschenleeren Platz zu. Auf einmal hörte er diesen andern sprechen, halblaut, deutsch, zu ihm hin. „Ja, ja, der ist es! Natürlich!“

Ich? dachte Franz verwundert. Wer soll ich denn sein? Die Stimme nebenan ward lauter: „Entschuldigen Sie; nehmen Sie's nicht übel. Sie finden es natürlich unpassend, einen wildfremden Menschen gleich so anzurempeln; ich auch. Aber die bekannten Ausnahmen, die die Regel bestätigen und so weiter. Sie sind doch der Herr Franz Wiesner aus Berlin?“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte Franz, dessen Erstaunen zunahm.

„Bitte, geben Sie erst die Thatsache zu! — Ich danke. Wußt' es ja! — Doktor Eisenhut sagte mir gestern, Sie kommen nach Rom und werden 'ne Privatwohnung nehmen. Und beschrieb mir ungefähr, wie Sie sind. Und wie Sie nun hier aus dem Fenster guckten —“

Der Fremde brach mit einer kurzen Kopfbewegung ab, als verstände sich alles andre von selbst.

Franz lächelte. „Warum rieten Sie denn gleich auf m i c h? Es kommen viele Deutsche nach Rom.“

„Ja, aber nicht mit solchem Kopf! — Ich will Ihnen doch natürlich nicht schmeicheln, Sie sind keine Dame. Aber Thatsachen dürfen ausgesprochen werden. Sie haben kein Incognito. Na, das ist kein Unglück. Ich wollt', ich hätt' a u c h keins!“

Er fuhr sich mit einer Hand rasch über das Ge-

Digitized by Google

ſicht und lachte. Es war ein drollig ſelbſtverſpottendes Lachen.

Franz ſah nun dieſen Nachbar aufmerkſamer an. Der erſte Eindruck war Häßlichkeit; die Züge waren aber ſo beweglich, daß es ſchon eine Unterhaltung war, dieſem Gebärdenwechſel zuzuſchauen. Vor allem ſchien ein ſchnurriger Humor frei auf dem Geſicht zu ſpielen. Die Augen konnten offenbar lachen wie Kinder. Die Stirn ging oben als Glatze weiter; doch ſchien der Mann noch jung zu ſein.

„Mit wem hab' ich das Vergnügen?" fragte Franz, dem allerlei an dem Mann gefiel.

„Lieber Herr, das Vergnügen iſt zweifelhaft; beſonders für einen ‚idealen Kopf' wie Sie! — ‚Lieber Herr' darf ich ja aber noch nicht zu Ihnen ſagen, die Sitte nimmt das übel; ich nehm's alſo zurück. Neidhardt iſt mein Name. Ich reiſe. Gegenwärtig Station Rom."

„Geſchäfte?"

„Natürlich. Ohne Geſchäfte erſchöſſ' ich mich vor Langeweile! — Herr Wiesner, ich hab' mich unpaſſend benommen, ich hab' Sie als Nachbar wie ein burleſker Kleinſtädter in der erſten Minute angeredet; bitte nochmals um Entſchuldigung. Wenn Sie mich von nun an ignorieren, ſchneiden, als Luft behandeln, ſo werden Sie mich gewiß nicht kränken. Es war ein ſchnöder Neugierskitzel. Ich wollte mir den Mann gerne anſehn und mit ihm ein paar Worte ſprechen, von dem mir dieſer Doktor Eiſenhut — dies und das erzählt hatte."

Digitized by Google

Franz Wiesner lächelte wieder: die Züge des andern sprachen eben wieder so lebendig mit. „Was hat er Ihnen denn erzählt?"

„Nichts Ehrenrühriges, werter Herr. Es war ungefähr so, wie wenn Sie auf der Durchreise nach einem andern Stern wären, oder von einem andern kämen. Kurz, was man so Idealisten nennt. Aber prima Sorte!"

Der Ausdruck belustigte Franz. „Was verstehn Sie denn unter einem Idealisten, wenn ich fragen darf?"

„Führen Sie mich nicht aufs Glatteis, Herr. Ich bin nicht so geschult, mich da erschöpfend auszudrücken. Ein Idealist? prima Sorte? Das ist für mich ungefähr ein Mann, der lieber in schönen, edlen Gefühlen als in geldbringenden Geschäften lebt; der lieber über die ganze Geschichte d e n k t als mit ihr zu schaffen hat. Und so kommt er allmählich dem sogenannten Himmel näher und weiter von der Erde weg."

„Das ist freilich schlimm. — So sind Sie nicht?"

„Jessas! wie die Wiener sagen. O nein! Ich kleb' an der Erde. Das heißt, ich bin schon mehr wie ein Vogel: bald hier, bald da, die Erde wird ja täglich kleiner; aber immer setz' ich mich wieder hin. Geschäfte, Herr! Geschäfte!"

„Und was ist denn Ihr Geschäft?"

„Reich werden. Millionen sammeln."

„Wenn ich fragen darf: haben Sie schon viele?"

Neidhardt zuckte die Achseln, schräg aus seinen

grünlichen Augen flog ein blitzender Humor heraus: „Passiert! — Oder besser gesagt: es sind Passanten. Ich bin nur so 'ne Herberge für Millionen, bis jetzt; sie kommen abends an — ganz nobel, ganz wohlgebildet — morgens ziehn sie weiter. Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende, Herr! Mein Plan ist gemacht, und ich führ' ihn auch noch aus, hol' mich der Bock!"

„Darf man fragen —?"

„Sehr gern. Aus 'ner Herberge will ich ein Feierabendhaus für Millionen werden! — Nun behellige ich Sie aber nicht länger; Sie haben eben schon ziemlich ausdrucksvoll auf den Himmel gesehn. Also mich nach Belieben schneiden, bitte. Wünsche guten Abend!"

Er zog seinen Kopf zurück.

Franz blieb noch eine Weile in seinem Fenster; durch den sonderbaren Menschen erheitert und nach seiner Art über ihn nachdenkend. Neidhardt? dachte er auch. Hab' ich nicht einmal einen Neidhardt irgendwo gesehn? oder von ihm gehört? — Er kleidete sich dann um, zur Gräfin Wildau zu gehn. Gestern spät abends angekommen, heute wohnungsuchend umhergelaufen, hatte er seine Freunde noch nicht gesehn. Das Wetter war so herbstlich schön, er machte sich zu Fuß auf den Weg.

Als er die Via del Tritone hinunterschritt, auf den Korso zu, fiel auf einmal eine Sehnsucht über ihn her, so heftig, daß er unwillkürlich stillstand. Rom war weg, er war im Schwarzwald; er war in

Digitized by Google

der rechtwinkligen Kirche, dann trat er unter die Edeltannen, auf Helenens Lieblingsplatz, tief unten das Forbachthal. Helene ſtand ihm gegenüber, in dem breiten Strohhut, mit ihren roſigen Wangen, den dunklen, denkenden Augen, dem weltfrohen Lächeln. Es war ihm, wie wenn er auch die liebe, herzliche Stimme hörte. Sein Herz ſchlug ſchmerzhaft und ſtark.

Was hilft's? dachte er, ſich faſſend. Nun ſind ſie auch nicht mehr im Schwarzwald; werden daheim ſein, in ihrem Haus beim Leipziger „Roſenthal". Ob dort wohl irgendwer in dieſem Augenblick an mich denkt? — Langſam, wie ein gern noch Zögernder, hatte er ſich vom Schwarzwald entfernt, ein Stück Schweiz durchwandert, bis er ſich über die Alpen ins welſche Land geſtürzt hatte. Aus dem traurigen Krankenhaus in Tübingen waren ihm Botſchaften nachgereiſt, eine der andern gleich: beſſer, ſchlechter; hoffen!

Er ſchritt aus, endlich ſtand er auf dem Kapitol, trat in den Palazzo Caffarelli ein; hier hatte er die Freunde noch nie geſehn. Erſt im Frühjahr war der Graf als jüngſter der deutſchen Botſchafter hierher gekommen; die Freundſchaft ſtammte aus ſeiner Heimat, der Mark, aus alter Berliner Zeit. „Excellenz Frau Gräfin hat ihren Empfangstag," ſagte der Portier, auch ein Märker, ein ſtattlicher. Er ſah Wiesners Karte; „ah, der Herr Profeſſor. Die Frau Gräfin hat ſchon geſtern abend gehofft, den Herrn Profeſſor zu ſehn!"

Digitized by Google

Still lächelnd stieg Franz die Treppe hinauf; wie sie sich doch alle zu helfen wissen, dachte er. So 'nen aristokratischen Diener stört es natürlich, daß zu seiner Herrschaft auch bürgerliche Freunde kommen; aber er ernennt mich zum Professor und darauf verzeiht er mir! — Durch den großen Festsaal der Botschaft trat er in die kleineren Empfangssäle ein; hier waren nicht viele Besucher mehr. Die Stunden gingen zu Ende; auch war die „Gesellschaft" noch nicht beisammen, noch Oktoberstille. Einige Herren und Damen der Diplomatie und der deutschen Kolonie saßen oder standen umher; auch ein paar der gefeierten Schönheiten des römischen Adels waren schon erschienen, blühend, schlank, halb antike, halb moderne Züge, Geist durch Gesundheit ersetzt. Franz trat auf seine Gräfin zu, die er im zweiten Saal bei einer stehenden Gruppe fand; der Graf war nicht mehr anwesend. Die hohe Gestalt kam ihm rasch entgegen: „Sind Sie endlich da, lieber Freund? Einsiedler, menschenscheuer — — Aber Sie sehn ja gar nicht so aus. Sie haben sich verjüngt! Ihre Augen leuchten wie vor zehn Jahren. Wie haben Sie denn das gemacht?"

„Ich hab' mich mit dem Leben verständigt," erwiderte Franz; „wir haben einen neuen Vertrag gemacht."

„Das Zimmer, das Sie bei uns bewohnen sollten, ist ganz melancholisch! Sie hätten's da sehr gut gehabt: einen langen Balkon und einen Blick aus der Vogel- und Denkerperspektive auf Rom. Rom ist

Digitized by Google

bekanntlich das Zentrum der Erde, das Kapitol ist das Zentrum von Rom, wir sind das Hauptstück vom Kapitol; und Ihr Zimmer liegt da in der Mitte. Nun denken Sie mal! Das haben Sie weggeworfen. Sie verstehn Ihren Vorteil nicht!"

Franz senkte lächelnd den Kopf: „Das soll wohl so sein; das steckt in mir."

„Und ein Asyl sind wir ja auch. Sie konnten hier das schönste Verbrechen begehn, in die Botschaft durfte kein Scherge herein!"

Von der Seite fiel Franz jetzt eine dunkle Gestalt ins Auge, da sie sich bewegte. Er wandte den Kopf und sah eine schwarzgekleidete, mittelgroße Dame mit einem auffallenden, fremdartigen, lebendigen Gesicht, aus dem ihn zwei glühende schwarze Augen wie gebannt betrachteten. Neben ihr stand Eisenhut. Die Dame griff nach dessen Arm, ohne den Blick von Franz zu wenden; „Buddha!" sagte sie leise, aber doch so deutlich, daß Franz es hörte.

„Da ist auch Ihr Freund, Doktor Eisenhut," fuhr nun die Gräfin fort; „hat Sie auch schon mit Ungeduld erwartet." Auf eine bittende Gebärde des Doktors stellte sie vor: „Herr Wiesner, Frau von Petroff. Eisenhut behauptet, Sie und Frau von Petroff wären zwei verwandte Seelen. — Sie entschuldigen!"

Ein diplomatisches Ehepaar wollte gehn; Gräfin Elisabeth trat zu ihnen und begleitete sie — wie eine Fürstin anzuschauen — bis in den ersten Saal.

„Mir scheint," sagte Natalie Petroff, die Franz

Digitized by Google

noch immer anblickte, „Sie haben eben gehört, was ich zum Doktor Eisenhut sagte. Damit Sie mich nur nicht falsch verstehn! Ich sah in Indien ein altes Bild, das den Religionsstifter, den Buddha vorstellt; das einzig echte, wie man sagt. Dem sind Sie so ähnlich, daß es mir förmlich in die Augen fiel. Da flüsterte ich unwillkürlich: ‚Buddha!'"

Das Bild erfindet sie eben! dachte Eisenhut, der genau so früh, wie Natalie es wünschte, eifersüchtig wurde. Es war ihm übrigens auch genau so ergangen, wie sie's erwartet hatte: schon gestern nachmittag hatte er wieder an ihre Thür geklopft.

„Ich dem Buddhabild ähnlich?" entgegnete Franz. „Gnädige Frau, wie mach' ich das? Ein blonder Germane!"

„Es ist doch so. Die Haarfarbe macht's ja nicht. Sie haben die Kopfform, die Stirn, die — die Seheraugen. Entschuldigen Sie; das ist nicht mein Wort: Doktor Eisenhut hat Ihre Augen so genannt. Er hat recht, der gute Doktor! — ‚Blonder Germane', sagen Sie. Na, das ist der Doktor auch. Aber wie Buddha, mein herrlicher Buddha, sieht er gar nicht aus; das muß er schon Ihnen lassen!"

Sie sah ihren Eisenhut lächelnd an, so heiter grausam, wie vielleicht nur Frauen sein können. Der Unglückliche lächelte auch, krampfhaft, mit dem ganzen Gesicht. Kränken will sie mich, dachte er; mich eifersüchtig machen. Soll ihr nicht gelingen! — Es war aber schon gelungen; er fühlte plötzlich so scharf wie noch nie, wie edel schön Franz Wiesner dastand,

Digitized by Google

Kopf und Geſtalt. Er ſah auch, wie Nataliens Augen an ihm hingen.

„Der Doktor meint mir's gut," ſagte Franz, nickte ihm herzlich zu und drückte ihm die Hand. „Ich hab' Sie noch gar nicht recht begrüßt, lieber Eiſenhut. Wie kommen Sie aber zu dieſer kalten Hand? — Sie haben auch was Dunkles unter den Augen, ſeh' ich. Verbrauchen Sie ſich zu ſtark? Sind Sie nicht mehr ſo berühmt geſund?"

„O doch, doch! Perfekt!"

„Das freut mich, Doktor. Sie ſchrieben mir ja auch nach Freudenſtadt: ‚Nun fängt erſt das wahre Leben an. Rom iſt mein Paradies!'"

Natalie lächelte, es ſchien völlig harmlos: „Vielleicht iſt 'ne Schlange drin. Man ſagt dem Doktor ſchon ſo was nach; eine Römerin oder ſonſt was Welſches; Goethes römiſche Elegien, ſagt man, laſſen ihn nicht ſchlafen."

Auch Eiſenhut lächelte, wieder wie vorhin: „Sehn Sie, lieber Freund, ſo ein großer Mann bin ich: es werden ſchon Fabeln um mich herumgedichtet! Nein — ach du lieber Gott — ich weiß von keiner Schlange."

Er ſah Natalien dabei feſt in die Augen; ſeine Brauen zuckten aber, ohne daß er's wollte.

„Jedenfalls," nahm ſie wieder das Wort, „freut er ſich unbändig, rührend, daß Sie gekommen ſind und 'ne Weile bleiben. Möglichſt lange, hofft er! — Ich auch. Darf ich das ſchon ſagen? Man thut ja im Grunde nichts auf der Welt, als ſeelenverwandte Menſchen ſuchen. Wenn nun ſo einer plötzlich daſteht —

Digitized by Google

in einem roten und gelben Prachtsalon, wo sonst nur der elegante Durchschnitt aufmarschiert ... Sie finden mich aber vielleicht sehr anmaßend, daß ich Sie auf diese Art von Verwandtschaft anspreche."

„Aber gnädige Frau!" sagte Franz, den Natalie anzog, abstieß, er wußte noch nicht, warum und wie. „Ich bin ja in demselben Fall wie Sie: bin auch so ein Menschensucher. Ich wäre glücklich, wenn ich gleich in der ersten Stunde gefunden hätte."

„Ich hoff' es! Und sehn Sie nur den guten Doktor an: er hofft es mit mir. — Ach, ich bin nun so, ich kann nicht hinterm Berg halten; darum taug' ich auch in die ‚Gesellschaft' schlecht. Ich muß Ihnen gleich verraten, daß ich mich schon mittträume, wenn ich Sie und Doktor Eisenhut zusammen denke. Ein Triumvirat! — Ist das lächerlich? — Ich bin ja eigentlich keine Frau. Ich will auf der Welt dasselbe, was die Männer wollen. Was sagen Sie, Doktor? Sie, ich und — Buddha!"

Eisenhut zuckte, wie wenn sie ihn geschlagen hätte.

„Kann ich mir was Besseres wünschen?" erwiderte er mit Todesmut.

„Sehn Sie, wie er sich freut! — Am ersten Abend, natürlich, da sind Sie wohl am liebsten allein. Sonst, wenn Sie zur Feier Ihrer Ankunft sich ein paar gute Kameraden wünschten —"

„Nein," sagte die Gräfin, die eben die letzten Besucher fortbegleitet und Nataliens Worte gehört hatte, „heut gehört Herr Wiesner meinem Mann und mir. Er soll auch das Zimmer sehn, in dem er

Digitized by Google

wohnen sollte, das Weltzentrum." Sie sah Franz mit ihren dunkelblauen Augen scherzhaft gebieterisch an: „Ich laß' mir ja von guten Freunden viel gefallen; aber zuletzt bin ich doch eine Märkerin, eine Despotin. Heut abend bleiben Sie hier!"

* * *

Durch ein inneres Ungenügen gesteigert, dessen sie sich so wenig wie möglich bewußt ward, lebte in der Gräfin Elisabeth ein Hunger nach Menschen, der sich nie verlor; aber nach wirklichen Menschen, nicht nach „Leuten", deren hatte sie genug. So ergriff sie auch jetzt diesen „Fremdling auf der Erde", wie sie Franz zuweilen nannte: denn daß er für die eigentlich irdischen Geschäfte mit all seinem Geist nicht geschaffen sei, das lag ihr im Gefühl, während der mehr theoretische Graf ihn noch für die „höhere Politik" zu gewinnen suchte. Ihr war er so recht, wie er war; in ihrer Welt hatte sie keinen Menschen, der so über den Dingen schwebte, auch sie flog gern auf, wenn auch nicht jeden Tag. Dann gefiel ihr auch seine unverbrauchte, kindliche Freude so, wenn sie ihm ihr „Reich auf dem Kapitol", ihren alten Palazzo zeigte; den ewig blumenfrohen Garten, mit der schönen Palme, die eines preußischen Königs Hand gepflanzt hatte, mit dem herrlichen Terrassenblick auf den Palatin; den luftigen Aufbau über den Dächern, von dem sie die ganze „ewige Stadt" ringsum und die vornehmen Linien der Gebirge sahen. Auch war in seinem ernsten Gesicht eine so geheimnisvolle und ihr schmeichelhafte

Digitized by Google

Versunkenheit, wenn sie ihm in ungestörten Mittags- oder Abendstunden ihre Arien und Lieder sang. Sie gab ihn einstweilen nicht wieder her; sie führte ihn täglich in ihrem Wagen spazieren, mit oder ohne den Gemahl, im alten und neuen Rom, in die Villengärten, in die Campagna hinaus. Sie wandelten philosophierend oder weltbetrachtend auf den langen Balkonen, auf der großen Gartenterrasse des Palazzo Caffarelli hin. Die Welt, die Gesellschaft ließ ihr noch Zeit genug, mit ihm in der „großen Stille" zu leben.

So war mehr als eine Woche vergangen; Franz hatte den Doktor und die „unheimlich märchenhafte Indierin", wie der Graf Natalie nannte, noch nicht oft gesehn. Eines Morgens trat er aber aus dem Pantheon heraus, wo er allein — ein alter Wunsch — den tiefen Eindruck früherer Zeiten neu erprobt und sich an der antik freudigen, lichten Erhabenheit dieses Tempelbaus wiederum gelabt hatte; zwischen den Riesensäulen der Vorhalle sah er Eisenhut und Frau von Petroff, wie wenn sie auf ihn gewartet hätten. „Wir haben Sie hineingehn sehn," sagte Natalie mit ihrem herzhaften Lächeln, als er sie begrüßte; „wollten Sie aber in Ihrer Schönheitsandacht nicht stören, und wie artige Kinder haben wir hier ganz still gestanden, uns nur anbetteln lassen. Darf man Ihnen auch einmal guten M o r g e n wünschen? Das thu' ich heut zum erstenmal!"

„Ja, Sie haben recht," erwiderte Franz. „Ich hab' bis jetzt als Gefangener des Kapitols —"

Digitized by Google

Sie fiel ihm geschwind ins Wort: „Um Gottes willen, sagen Sie nichts konventionell Freundliches! Jeder lebt ja doch, wie er will; oder auch wie er muß. Doktor Eisenhut hatte sich's nur anders gedacht; er hängt so an Ihnen. Er ist aber stolz und klagt nicht; und ich — — nein, ich klage doch! Warum nicht? Sie immer nur flüchtig sehn ist schlimmer, als Sie gar nicht sehn. Ich bin ja so voll für Sie; — nein, bitte, lächeln Sie nicht. Ich hab' in Indien, im alten und neuen, so viel aufgesammelt, mich so vollgesogen; mir ist jetzt, als hätt' ich das für Sie gethan. Ja, ich mein' es ernst: für Sie!"

„Warum für mich?"

„Damit Sie Ihr Werk vollbringen können; — o ja, ich hab' Augen und Ohren: ich weiß schon, wenn auch nicht durch Sie, daß Ihnen etwas Großes vor der Seele steht. Dazu brauchen Sie Indien; beinah hätt' ich gesagt: dazu brauchen Sie mich! Denn Indien hab' ich in mir. Ich bin Indien! — Wenn Sie so lächeln, wie steht Ihnen das gut. Wahr ist's aber doch! Sie wollen leider nicht Sanskrit von mir lernen —"

Franz schüttelte heiter den Kopf. „Ich brauch' nur die Gedanken der alten Hindus und nicht ihre Worte."

„Aber die Gedanken doch! — Es ist eine Welt. Von Indien kommt das neue Heil. O ja, Sie werden mir noch glauben; und ich werd' auch noch das Kästchen sein, aus dem Sie die geheimen Wunderschätze nehmen! — Sie streben nun aber wohl

Digitized by Google

fort; zur Gräfin. Nein; er schüttelt den Kopf. Doktor, versuchen wir, ihn einmal festzuhalten? — Ich glaub', selbst dieser Herr Neidhardt, Ihr Nachbar, dieser sonderbare Wandervogel, der die pontinischen Sümpfe austrocknen will, selbst der hat mehr von Ihnen als wir!"

„Sie irren, gnädige Frau. Ich bin ihm einmal auf unsrer Treppe begegnet und auf eine Viertelstunde mit in sein Zimmer gegangen; ebenso dann er zu mir. Das war alles."

„Bitte, hassen Sie mich noch nicht, daß ich so dumm frag' und klage! Es ist nur, weil Indien und ich — — Aber da fällt mir erst ein: der Papst! Das war's, warum wir hier warteten und Sie fragen wollten. Doktor, warum sagten Sie nichts?"

Eisenhut lächelte bittersüß: „Wo waren wohl die zwei Augenblicke, zwischen die ich mich hätte durchklemmen können, um zu Wort zu kommen?"

„Er wird schroff, der Doktor," sagte Natalie mit einem etwas wild scherzenden Blick auf ihn. „Aber das thut nichts; ich werd' ihn — — Also Leo der Dreizehnte! Der Alte! Er wird morgen in der Peterskirche selbst die Messe lesen; ich glaub', seit er Papst ist, erst zum drittenmal. Wollen Sie mit uns hingehn? mit dem Ketzer und der Indierin?"

Franz nickte und verneigte sich. „Ich wär' sonst allein gegangen, denn dieses — Bild wollt' ich sehn. Mit Ihnen so viel lieber!"

„Man muß aber früh gehn, damit man sieht."

„Befehlen Sie die Stunde!"

Digitized by Google

„Bitte, um sieben beim Doktor: er wohnt zunächst. Ich komme im Wagen hin. Für halb neun ist die Messe angesagt; es wird später werden. Aber dennoch —"

„Um sieben! Graf Wildau der Pünktliche, wie ihn Eisenhut nennt, soll nicht pünktlicher sein als ich!"

* * *

Die Peterskirche faßt viele Tausende und Zehntausende von Menschen; es waren aber zu jener Zeit große Pilgermassen nach Rom geströmt, und die gewaltigen Schiffe dieses Gotteshauses begannen sich beizeiten zu füllen. An einer günstigen Ecke unter der Kuppel des Michelangelo aufgestellt, sahen die drei, Franz, Natalie, Eisenhut, dem stundenlang wachsenden Fluten zu; dem Durcheinander von altspanischen Trachten, violetten Monsignori, bunten Hellebardisten, schwarzen Damenschleiern, farbig seidenen Pilgerfahnen, Mönchen jeder Art, Gesichtern aller Rassen. Auch die emporgestiegene Sonne färbte mit, von den mächtigen Bogenwölbungen strahlte sie zurück, sie warf breite Lichtbänder durch die hohen Fenster über die Hallen hin. An jedem Pfeiler, jedem Beichtstuhl rankte sich die Volksmenge wie lebendiges Gewächs empor; viele kletterten auf Stühlchen, die sie mitgebracht, um den andern über die Köpfe zu sehn, kleine Buben hockten wie Aeffchen auf den Schultern ihrer Väter. Zwischen den Beinen der Erwachsenen krochen die geschmeidigen, gut italienisch ruhelosen

Digitized by Google

Kinder durch. Ein Murmeln wie sanfte Meeresbrandung rollte dabei hin und her; bald schien eine neue Welle zu kommen, bald eine gekommene zu vergehn. Von Zeit zu Zeit aber, wie wenn eine große Woge der Ungeduld über all diese Tausende hinzöge, schwoll das leise Getöse wie zu einem gemeinsamen Seufzer an, und die ganze ungleiche Ebene der Köpfe schien sich zu bewegen.

„Es ist, wie wenn Gott selber käme!" raunte Natalie endlich, von dem langen Stehen und Warten schon halb erschöpft, obwohl sie ausdauernde Nerven hatte. „So wimmelt und wogt dieses Volk!"

„Machen wir's denn anders?" murrte Eisenhut. „Drei Stunden lang so zu stehn, wie aufgerichtete Tonnenheringe! — Ich wollt', wir säßen zu Haus beim Skat!"

Natalie schalt und lachte leise; jetzt begann ein fernes Rufen. Der Papst war offenbar — halb zehn Uhr! — am andern Ende der Kirche erschienen; Pilger und Volk begrüßten ihn. Es klang noch fast, wie wenn es von draußen käme; aber es schwoll und wuchs. Sie ließen den heiligen Vater leben, man verstand die Worte jetzt; viele riefen auch: „Nieder mit dem König!" Von der Riesenkuppel kam nun die Musik der silbernen Posaunen herab; Orgel und Gesang stiegen aus der Kirche auf. Der päpstliche Hof in den alten malerischen Trachten schritt heran, hinter ihm schwebte der Papst hoch auf seinem Tragsessel, von den großen weißen Fächern umschirmt. Die hohe Stirn leuchtete unter dem runden weißen

Digitized by Google

Käppchen, zwiſchen dem Silberhaar. Die kleinen Augen ſchienen zu lächeln; es ſchleierte ſich aber ein undeutlich machender Weihrauchduft um das farbloſe Geſicht. Endlich ſtieg die greiſenhafte Geſtalt herab; Geiſtliche aller Art umringten und ſtützten ihn. Er trat vor den Hochaltar, die Meſſe zu celebrieren. Dazu erſcholl neuer Geſang, als riefen etwa die Engel Gottes dem Hohenprieſter der Menſchen zu. Seine Unterprieſter ſetzten ihm die große Tiara aufs Haupt; nahmen ſie ab, ſetzten ſie ihm wieder auf. Dann verſchwand ſie und nach ihr auch die weiße Kappe; barhaupt kniete der Alte nieder.

So viele ihn ſehen konnten, ſahen dieſem Schauſpiel zu; raſtlos flüſterte und murmelte dabei die welſche Geſprächigkeit. „Armer alter Mann!“ „So alt! aber noch ſo ſchön!“ „Muß aber auch ſchön müde ſein!“ „Jetzt geht er und trinkt einen Stärkungsſchluck!“ Dann kam er aber geſtärkt zurück. Der große Augenblick erſchien, ſeine Gemeinde ſank auf die Kniee, er gab ihr den Segen. Sie brauchten nun Gott nicht mehr, Gottes Stellvertreter hatte ſie geſegnet.

Franz hatte nicht geſprochen, dieſe ganze Zeit. Die ſtarken Wohlgerüche, mit denen ſeine Nachbarin Natalie ſich befeuchtet hatte, waren wie eine Wolke um ihn hergezogen, ſchwül und nicht erfreulich; auch ihre Stimme, obwohl weich und wohllautend, hatte ihn zuweilen in ſeinen Gedanken geſtört. Es dauerte lange, eh die drei nach dem Ende der feierlichen Handlung aus der Kirche und dem Gewimmel hinaus

Digitized by Google

und wirklich ins Freie kamen. Sie gingen nach rechts, der Via della Lungara zu, um dem Wagen- und Menschenstrom früher zu entrinnen.

„Ich bin wohl kein besonderer Christ," fing Eisenhut nach einem längeren Schweigen an. „Aber das kann ich doch wohl sagen: mir kam heut die römisch-katholische Kirche im Verhältnis zum Christentum so vor, wie wenn man aus einem schönen, rührenden Gedicht eine große Oper mit Aufmärschen und Chören und Balletten und der großen Trommel macht."

Franz lächelte in seinem tiefen Ernst: „Ganz so ist's doch wohl nicht!" — Nachdem er wieder wie vorher auf das Straßenpflaster geschaut hatte, setzte er hinzu: „Ja, ja, eine ungeheure Macht. — Wie lange wohl Gott noch sagen wird: auf der Erde braucht man sie!?"

Natalie blieb stehn, sah Franz an, erwiderte aber nichts. Erst nach einer Weile sagte sie: „Als dieser alte, alte, schöne Greis auf seinem Tragsessel heranschwebte, da hatt' ich eine Phantasie — die muß ich Ihnen sagen; lachen Sie dann aber nicht. Wenn die Zeit erst gekommen wär', dacht' ich, daß wir so heranschwebten, wir beide, Sie und ich! Auf einer Sedia, die für zwei gebaut ist."

Franz blickte auf. „Sie scherzen?"

„O nein. Ich will ja doch, daß die Welt anders, göttlicher, schöner wird. Ich hört' auch schon die Menge rufen: Es lebe der Stifter und die Stifterin!"

Jetzt schaute Franz sie ernsthaft an. Unter dem schwarzen Schleier, den sie für das Kirchenfest an-

Digitized by Google

gelegt hatte und auch auf der Straße noch trug, sah das zartgelbliche, schwarzäugige Gesicht in diesem Augenblick kühn, königlich, fast berückend schön aus. Es war etwas Herrschendes, zugleich auch Vergeistigtes in ihrem Blick. Man hätte vergessen können, daß sie so frech verwetzene Worte ausgesprochen hatte.

„Man sollte meinen, Sie seien toll," sagte Franz dennoch.

Natalie lachte ein wenig. „Wer weiß? Bin ich toll? — Vielleicht war ich nie weniger toll. Mit Phantasie fängt alles an; mit Wirklichkeiten endet's. — Na, und wenn dies keine Wirklichkeit wird, so hab' ich doch schön phantasiert!"

„Stifter und Stifterin," nahm nun Eisenhut das Wort, in dem wieder die Eifersucht zu kochen anfing. „Was für eine Stiftung haben Sie sich da gedacht?"

„Ein Spital für alte Weiber, natürlich. — Ach, die Herren Männer! Sie schauen mich beide so verständig und vernichtend an. Im gescheiten Deutschland, da wird's nicht gehn! In Indien, da ging' es! Statt des Wagens des Dschaggarnath kämen die beiden gefahren, die neuen Führer der Menschen, der höchste Priester und die Priesterin —"

„Vermählt, meinen Sie?" fiel ihr Eisenhut mit mühsam verhehlter Bosheit ins Wort.

„Ach, Sie kleiner nordischer Philister. Vermählt? Was bedeutet das. Für diesen Fall! Meinetwegen durch die Gandharva-Ehe vermählt —"

„Was ist das für eine?"



Digitized by Google

„Sie sind heut zum Lachen, Doktor. Gandharva-Ehe — indisch, altindisch! Nach der Götter Weise. Beide wollen sie und damit gut. Sie legt keine Pflichten auf; sie —"

„Und ist immer lösbar?" fiel Eisenhut wieder ein.

„Gewiß! — Ich red' lieber nicht mit Ihnen, Sie schauen das Heilige heut so unheilig an. Der Herr da mit dem Buddhakopf, der wird besser verstehn, wie ich's meine."

Bei dem Wort „Buddhakopf" zuckte Franz die Brauen. Er antwortete mit einem höflichen, aber ungewissen Lächeln: „Ich weiß nicht, ob ich's recht verstehe, gnädige Frau."

„O, sagen Sie doch nicht mehr ‚gnädige Frau'! Ich bitte, ich beschwöre Sie. Wie klingt das zwischen Menschen wie wir!"

„Wie sollt' ich dann sagen?"

„Alles eins, nur nicht das. Ich hör' mich nur gern Kamala nennen; — aber das ist Ihnen wohl zu indisch, zu ‚exotisch'."

„Kamala?" fragte Franz. „Was ist das?"

„Es heißt ‚Lotosblüte'; aber natürlich, nicht deswegen nenn' ich mich so. Ich bin keine Lotosblüte! — Kamala — das Wort klingt mir so gut. Und dann — es ist noch ein Geheimnis dabei. Es hat mich ein Geist so genannt ... Aber da sind wir bei dem, wovon die deutschen Denker nichts wissen wollen! Es ist noch viel zu früh, fürcht' ich, daß wir davon reden ..."

Sie sah Franz mit einem gespannten, fragenden

Digitized by Google

Blick ins Gesicht. Er erwiderte ihn, er versenkte sich in ihre nachtschwarzen, heißen Augen, sagte aber nichts.

Natalie trat mit dem rechten Fuß hart auf; dann ging sie aber weiter. Ueber die Eisenbrücke, der sie sich näherten, marschierten Soldaten hin, mit schmetternder Marschmusik. Franz blieb stehn; nach dem geistlichen Schaugepränge fesselte ihn dieses weltliche Bild. Es waren Soldaten des Königs, den sie in der Peterskirche „nieder" geschrieen hatten. Ihm ging aber die Musik an sich zu Herzen; der Offizier, der er einst gewesen, rührte sich in ihm. Auch der Kriegersinn regte sich aus der Knaben- und Jünglingszeit, den er nie ganz verloren hatte.

Als Eisenhut sah, daß Franz zurückblieb, trat er näher an Natalie heran. Im Weitergehn, leise, scharf, mit etwas zitternder Stimme sprach er gegen ihre Wange: „Sie wollen mich wohl verrückt machen, scheint mir. Sie hängen sich an diesen ‚Buddhakopf'; aber wie! Er meinte ja schon selber, Sie seien toll. ‚Stifter und Stifterin.' Und wenn's so würde, wie Sie phantasieren, was würde denn dabei aus mir?"

Sie sah ihm mit großen, spöttisch lachenden Augen in das verbissen aufgeregte Gesicht und antwortete nicht.

„Gandharva-Ehe! — Sie waren nie zimperlich; dies geht aber weit! Ich hab' mich vor ihm geschämt für Sie! — Und er soll Sie Kamala nennen; und was hatten Sie mir damals gesagt? ‚Kamala bin ich nur für Sie.' Natascha Pawlowna! Was

wollen Sie? Thun Sie das aus Schlechtigkeit? Sind Sie so ein Teufel? Oder was bezwecken Sie?"

„Aber was soll ich denn bezwecken?" antwortete sie ruhig. „Jeder geht seinen Weg, Natalie Petroff und Doktor Eisenhut. Vor zehn oder zwölf Tagen haben Sie mir erklärt: Geistern hab' ich nicht gelernt, will's auch nicht mehr lernen. Adieu! Darauf hab' ich Ihnen erklärt: Ich verlange jetzt nichts von Ihnen; vielleicht, daß die Zeit mir hilft! Seitdem hab' ich kein Wort mehr davon gesprochen. Oder hätt' ich?"

„Nein. Das nicht. Aber —"

„Und Sie auch nicht; auch kein Wort. Also geh' ich nun meinen Weg! Ich hab' mein Ziel. Da muß ich hin. Ich geh', wenn es sein muß, über Leichen, Doktor!"

In diesem Augenblick kam Franz ihnen nach. Eisenhut drückte die Lippen zusammen und sie gingen weiter.

* * *

Der Monte Pincio, auf dem das römische Leben nachmittags so farbig und festlich flutet — jeder erfüllt dort seinen gesellschaftlichen Beruf, vom König bis zum Bettler — ist am Morgen oft menschenleer. Hier und da schlendert oder sitzt eine einsame Gestalt; es ist große Stille; man kann seinen Gedanken nachgehn wie in der Campagna. Von seinem nahen Kapuzinerplatz kam Franz, den diese friedliche Parkschönheit lockte, dann und wann hinüber; so auch am zehnten Novembertag, ein paar Wochen nach der Papstmesse in der Peterskirche. Mittlerweile war

Digitized by Google

Scirocco hereingebrochen, dunſtiges Gewölk, Regengüſſe, ſtechende Sonnenblicke. Nach Regentagen war an dieſem Morgen trockenes, mildes Wetter; Sciroccowolken hingen freilich noch ſchwer über der durchfeuchteten Erde. Franz ſtand auf der großen, freien Terraſſe, von der man auf St. Peter blickt; trotz der grauen Schwüle war ihm ſonnig zu Mut. Der alte Ecker und Helene hatten ihm geſchrieben; Ecker über ihren lieben Gaſt, Luiſe, die ſie nun leider bald verlaſſen wolle, und über ſeine neuen philoſophiſchen Probleme; Helene nur wenige Zeilen, Grüße, Freundſchaft — es lag aber wie ein goldiger Glanz auf dem kleinen Blatt und überſchimmerte ihm von da die Welt. Iſt das auch ſchon zu viel? dachte er. Iſt das auch ſchon Sehnſucht, Begehren? — Nein, nur Freude; ja, ja, übertriebene Freude; aber weiter nichts. Sie verklärt den Tag, ſie füllt mich mit Kraft, mit Jugend, hohem, reinem Willen. Ja, ich darf mich an dieſem Blättchen freuen wie an einem Glück!

Er zog es wieder aus der Taſche, betrachtete die originell charaktervolle Schrift; ihm kam einen Augenblick der Wunſch, ſie zu küſſen. Er lächelte ihn aber weg. Indem er die Zeilen noch einmal las, war ihm, als zöge ſo ein „indiſcher Wohlgeruch" ſtörend zwiſchen ihm und dem Blatt vorüber, wie Frau Natalie ſie um ſich her zu verbreiten liebte. Sie hatte ſie aus Kalkutta und Bombay mitgebracht, wie ſie ſagte; die Düfte waren zuweilen ſo ſüß zudringend und anhänglich, daß Franz ſie von ihr noch mit nach Hauſe trug. Was will ſie? dachte er, da dieſes Nach-

Digitized by Google

gefühl in ihm aufstieg. Was arbeitet in dieser Frau? Nur Ehrgeiz? für etwas Großes zu leben? Oder wirklicher mystischer Seelendrang? hin zu Gott? Oder abenteuernde Sinnlichkeit? — Oder das alles zugleich? — Sie verfolgte ihn, sie ging ihm nach, aber mit Anmut und Behutsamkeit; sie schien ihn zu begehren — dann war sie wieder nichts als Geist, als von Gott erfüllte Seele. In der duftschweren Schwüle ihres Boudoirs hatte sie ihm die Anfänge ihres theosophischen Werkes vorgelesen und um sein „mitleidloses" Urteil gefleht. Sie war einmal plötzlich bei ihm erschienen, in der Dämmerung; sie hatte ihm aber nur ein Heft mit beschriebenen Blättern hingestreckt: „Verzeihen Sie, ich hab' keine Ruhe, ich mußt' Ihnen noch heut diese Fortsetzung meines Buches geben, Ihnen selbst in die Hand. Wenn Sie sie verdammen, werf' ich sie ins Feuer. Bitte, lesen Sie!" Und sie war wieder aus der Thür . . .

Was will sie? wiederholte er sich. Was ist sie? — Gott hat mich berufen, sagt sie selbst von sich. In dem, was sie da niederschrieb, ist Gefühl, ist Feuer, blitzartige, überraschende Gedanken; dann Altindisches, Tiefsinniges, Absurdes, Abergläubisches, Schönes, alles durcheinander. Geister kommen und gehn. Immer aber lugt das eine durch: Natalie Petroff! Gott hat sie berufen!

Ihm fiel ihre wilde Phantasie wieder ein: er und sie auf dem Tragsessel und das zujauchzende Volk . . . Hinter der Engelsburg blickte die Peterskirche herüber, in der sie das geträumt hatte; die wunderbare

Digitized by Google

Kuppel ragte wie eine riesenhafte weltbeherrschende Papstkrone in die graue Luft. Und was wird nun aus diesem Rom? fuhr ihm durch den Sinn. Zweimal hast du ein völkerbildendes Riesenreich gebaut, du wirklich von Gott berufene Stadt! Das weltliche — bis die Germanen wie wilde Knaben es in Stücke schlugen; dann das geistliche, bis wieder die Germanen wie mutige Jünglinge das nicht mehr nützliche Joch von sich warfen. Zum drittenmal kommst du wohl nicht mehr hoch! Jetzt sind sie Männer, Erzieher, ihnen hat nun Gott das Amt der „besten Kinder", der Menschheitsführer gegeben. Frei, so wie sie ihn fühlen, sollen sie ihm dienen!

Ein dürftig gekleideter, ziemlich zerlumpter Mann ging langsam vor Franz vorüber, während er so dachte. Seitwärts blieb die Gestalt dann stehn, immer Franz im Auge habend, aber ohne etwas zu sagen; nur ein wehmütig bittender Ausdruck lag auf dem etwas aufgedunsenen, rötlichen, borstigen Gesicht. Der Mann sah mehr deutsch als welsch aus; Franz fragte aber endlich doch auf italienisch: „Wollen Sie etwas von mir?"

„Ach, Sie sind ja ein Landsmann, nicht wahr!" antwortete der andre in deutscher Sprache; es klang sächsisch oder thüringisch.

Franz nickte.

„Nämlich, sehn Sie, wissen Sie, mir geht's eigentlich nicht sehr gut! Ich hab' hier keine Freundschaft in Rom, verstehn Sie; fühl' mich ziemlich einsam.

Digitized by Google

Nichts zu thun und auch nichts zu beißen. Das ist das Schlimme bei der Geschichte!"

„Warum thun Sie nichts?" fragte Franz. „Sie sind ja offenbar gesund. Sie haben kräftige Arme, scheint mir, und 'ne breite Brust."

„Nicht wahr?" entgegnete der Mann, angenehm berührt. „Gut gebaut, nichts zu sagen! Mein werter Herr, ich thu' ja auch was, wenn ich Arbeit finde. Und, unaufgeschnitten, wenn ich mich ins Zeug lege — das ist das Schöne bei der Sache — dann thu' ich manchmal so viel wie zwei! — Dann kommt aber wieder diese Schwäche, diese — —"

Mit einem traurigen Atemzug ließ er seine beiden Arme wie ein paar lahme Flügel hängen.

„Was für eine Schwäche?"

„Was soll man da sagen, werter Herr. Der Suff! Der alte deutsche Suff! ‚Sie saßen zu beiden Ufern des Rheins' und so weiter; na, Sie wissen ja; Scheffel."

„Sie können das Trinken nicht lassen?"

„Werter Herr Landsmann, ich kann's wohl lassen — manchmal kann ich's wochenlang herrlich lassen — aber es läßt nicht von mir!"

Franz sah ihn streng, nicht unfreundlich, an. „Das ist schwächlich, Herr."

„O Gott, ob das schwächlich ist! Natürlich, freilich." Er blickte gen Himmel. „Ob das schwächlich ist! — Aber wo's im Blut steckt. Die alten Deutschen. Tacitus!"

Der Landsmann machte eine Handbewegung, als

Digitized by Google

wisse er alle die betreffenden Stellen im Tacitus auswendig, wolle nur jetzt nicht damit belästigen.

Es war etwas an dem Mann, das zum Lächeln reizte und zugleich zum Mitgefühl. „Sie haben nun, kurz gesagt, kein Geld?“ fragte Franz.

„Nein, keine Mittel; keine Mittel. Ich möcht' wohl wieder nach Hause, nach Deutschland, hier komm' ich nicht hoch. Aber wie kann ich denn nach Hause? Ist ja ganz unmöglich. Was ich hier auf dem Leibe habe, sehn Sie, das ist mein Vermögen! Wie der alte Bion — oder wer war das. Und das Hemd — Sie denken vielleicht, das ist noch ein ganzes Hemd. Ja, hier vorne geht's noch; aber auf dem Rücken — wenn Sie die traurigen Reste sehn, Herr!“

Er hob die Hände, als wollt' er zur nötigen Entblößung schreiten. Mit einer unwillkürlichen Offiziersgebärde winkte Franz ab: „Ich glaub's. Schon gut.“

„Sie würden nämlich beinah gar nichts sehn! Außer der Haut, natürlich.“

„Ich glaub's. — Sie thun mir leid. — Auf die alten Deutschen sollten Sie sich nur nicht so sehr berufen. Ich stamm' auch von ihnen — und ich trink' auch gern — aber das Kommando behalte ich! — Was arbeiten Sie denn, wenn Sie arbeiten?“

Mit einem schwermütigen Lächeln antwortete der andre: „Wenn ich arbeite — wie gut gesagt! — Ich thu' ja, was es giebt, Herr: schneidern — flicken — Besorgungen — abschreiben. Einst, wenn ich das sagen darf, stand ich anders da! Wenn ich noch meine Schulzeugnisse hätte . . . Sogar lateinisch; wenn

Digitized by Google

auch nicht sehr viel. Eine Zeitlang Dorfschulmeister; stellvertretender. Aber das Kommando verloren, wie Sie eben sagten; und dann auch die Stelle. Und dann fing ich an zu sinken; — das ist das Schlimme, werter Herr, daß man so viel sinken kann!"

Er that wieder einen traurigen Atemzug, einen langen, tiefen.

„Hm! — Wie kann man so schwach sein, Herr."

„Ja, wie kann man das!"

„Wenn ich Ihnen nun ein paar Mark oder Lire gebe, was nützt Ihnen das? In ein paar Tagen stehn Sie wieder so da wie jetzt!"

Der andre nickte höflich, entmutigt: „Sie haben recht; was nützt mir das? So lang wie das menschliche Leben ist. Natürlich, Sie haben recht!" Verstohlen warf er aber doch einen wehmütigen Blick auf Franzens rechte Hosentasche, in der er wohl dessen Geldbörse vermutete. „Obzwar — wissen Sie — mein guter Herr — ein paar Mark, die sind schon was! Das ist das Herrliche, man kann hier so billig leben, wenn man's erst versteht. Nahrungsmittel — merkwürdig! Die gütige Natur, wie man sagt. Viele gute Sachen halb geschenkt!"

„Wenn Sie aber das Geld vertrinken —"

Der Landsmann bestritt das mit allen Gliedern, wie ein Italiener. „Nicht ums Verrecken, Herr! Wenn mir ein edler deutscher Mann das Leben rettet — dann bin ich Ihnen ein Luder von Selbstbeherrschung und Energie! — Arbeiten ... Ich will ja arbeiten. Wenn man Sie ansieht — das heißt, wenn

Digitized by Google

Sie einen so ansehn — dann kriegt man wieder Mut! Zum Beispiel, Herr, meine Handschrift; es ist merkwürdig, wie hübsch die ist. Das bloße Anschauen macht schon Vergnügen; — ich hab' nur jetzt nichts Geschriebenes bei mir. Auch kein Stück Papier, auf das ich Ihnen zur Probe — — woher hätt' ich auch ein Stück Papier! Aber kalligraphisch, kann man beinah sagen. Wirklich, ein Vergnügen. Und fehlerlos, korrekt, versteht sich. Meine Schulbildung. Dorfschulmeister!"

Er lächelte strahlend vor Freude über seine Vergangenheit und wie viel er konnte.

Franz nahm schweigend sein Taschenbuch — es standen manche seiner stillen Gedanken drin —, riß ein Blatt heraus, legte es auf das Buch und den Bleistift dazu. „Schreiben Sie mir drei Zeilen, bitte! Stehend oder sitzend. Da ist eine Bank."

Der andre setzte sich. „Was soll ich schreiben?" fragte er.

„Schreiben Sie: Ich bin ein Narr, daß ich mein Leben durch den altgermanischen ‚Suff' zerstöre. Ich will mir's noch retten!"

Der alte Germane seufzte tief. Er sah wie hilflos zu Franz hinauf. Aus dessen Augen, schien's, sog er dann wieder Mut. Er nickte, seufzte und schrieb.

Franz diktierte noch einmal; dann nahm er das Blatt. Er nickte a u ch. — „Wie heißen Sie?" fragte er.

„Bartels. Der Vorname ist wohl Nebensache."

„Herr Bartels! Landsmann! Ja, ja, Ihre Schrift

iſt gut. — Aber Ihr Leben iſt ſchlecht. — Können Sie's nicht ändern?"

Bartels ſtand wieder auf, mit gehobenem, dann geſenktem Kopf. „Herr, man denkt immer, man kann's! Aber zuletzt, da fehlt immer was. Der ſogenannte feſte Wille, der fehlt. — Ja, wenn man die ganze Zeit ſo einen bei ſich hätte, wie Sie! Da wär' man ein Kerl! — Aber das giebt's ja nicht."

„Sie haben recht, einem zu ſchwachen Willen muß ein ſtärkerer helfen. — Ich kann Ihnen nicht alle Tage beiſtehn, Herr —"

„Natürlich nicht! Verſteht ſich."

„Aber ich könnt's vielleicht machen, daß Ihnen ein anderer Wille hilft! Da hat mir grade dieſen Morgen aus Leipzig — — Waren Sie in Leipzig?"

Bartels hob den Kopf, als wundere er ſich ſehr, daß Franz das nicht wußte. „O mein guter Herr! Ob ich — — Wie oft. Fünf, ſechs Jahr' im ganzen!"

„Von dort hat mir ein Freund geſchrieben, der eine kaum leſerliche Handſchrift hat: ſein Abſchreiber iſt krank und wird ſterben, er braucht aber einen, für den ganzen Tag. Und ſo, wie er ihn braucht — mit all ſeinen kleinen Eigenheiten, ſchreibt er — finde ſich das ſchwer! — Ich denk' aber, ein Mann wie Sie, der ſich vor dem Untergang retten will — — Was machen Sie für ein ſtarres, entſetztes Geſicht?"

„Nur der Schreck, mein guter Herr. Die Möglichkeit. Die Freude. — Bitte, ſagen Sie das ganz zu Ende!"

Digitized by Google

„Sie kämen zu einem guten Mann. Es ist aber auch ein großer Mann, ein berühmter Gelehrter an der Leipziger Universität. Professor Ecker; Sie werden ihn nicht kennen und nichts von ihm wissen —"

Mit großen, aufgeregten Bewegungen fiel Bartels ihm ins Wort. „Professor Ecker! O doch! O — versteht sich! Hab' ihn manchesmal gesehn!"

„Sie haben ihn gesehn?"

Franz fragte mit einem so durchdringenden, ruhig ernsten Blick, daß Bartels allmählich, obwohl er sich sträubte, in sich zusammensank. „Ob ich — ihn gesehen hab'? — Herr, ich dächte doch. — Man — man kann sich ja irren —"

„Sie wissen offenbar nichts von ihm; ist auch keine Schande für Sie. Aber lügen Sie nicht. Das hass' ich."

Bartels knickte nun völlig ein und wehrte sich nicht mehr. Eine Hand auf die Brust gelegt, sagte er zerknirscht: „Professor Ecker. Nein, ich wußte nichts von ihm. Bei Gott nicht! — Mein guter Herr, Sie haben so recht: das dumme Lügen."

„Also lassen Sie's! — Es wär' eine Ehre für Sie, diesem Mann zu dienen. Damit Ihnen aber auch geholfen wird gegen Ihren Feind, würd' ich dem Professor schreiben: Geben Sie, bitte, dem Mann kein Geld! Geben Sie ihm Kost. Zahlen Sie sein Quartier für ihn. Kaufen Sie für ihn seine Pfeife Tabak. Erfreuen Sie ihn zuweilen, zur Belohnung, durch einen mäßigen, guten Trunk. Und für seine Kleidung lassen Sie —"

Digitized by Google

Ihre Tochter sorgen! dachte Franz zu Ende. Sein Herz schlug lebendiger, freudiger; er sah Helene vor sich, die edle Gestalt, die innigen, seelenvollen Züge, wie für Mitleid geschaffen. Ja, wie gern wird sie's thun! sagte er zu sich; wenn ich sie drum bitte! — Ich schreib's ihr selbst. Ja, was *sie* dabei thun soll, das schreib' ich ihr selbst . . .

„Und für Ihre Kleidung, Herr Bartels," fing er von neuem an, „würde Professor Eckers *Tochter* sorgen; seine Pflegetochter. Sie würd' überhaupt über Sie wachen, Herr. Wenn Sie kleine Wünsche hätten, die würd' sie erfüllen. Sie würd' Ihr guter Engel sein. Und dann würd' einmal der Tag kommen, da würden Sie sich sagen: ich hab' das Trinken verlernt!"

Bartels hatte zu jedem Satz begeistert genickt. Seine bläulichen, etwas entzündeten Augen strahlten mehr und mehr, am glücklichsten nach dem letzten Satz. Dann verbreitete sich aber langsam über sein erblassendes Gesicht eine tiefe Niedergeschlagenheit, und er atmete wieder eine Viertelminute lang. „Ja, wie schön wär' das alles," seufzte er hervor. „Das Schlimme bei der Geschichte ist nur: wie komm' ich nach Leipzig? Ach, mein lieber Herr! 'ne Wandertaube bin ich nicht."

„Gingen Sie *gerne* hin? Das heißt, wie ein Mann, der sich sehnt, wieder ebenso hoch zu steigen, wie er gesunken ist?"

Bartels nickte stumm. Er konnte noch nicht reden, weil er wieder seufzte. Die Stimme, mit der dieser

Digitized by Google

Fremde auf dem Pincio in Rom zu ihm sprach, ging ihm so auf die Nerven; so sprach kein andrer Mensch zu ihm.

„Wie ein Mann, der nicht mehr trinken und nicht mehr lügen will?"

„Bei Gott. — Herr, bei Gott! — Aber ich bin keine Wandertaube."

Franz lächelte: „Die Eilzüge fliegen auch schon gut. — Ich möcht' dem Professor und Ihnen helfen. Reich bin ich freilich nicht; aber ich hab' doch mehr, als ich haben muß — und was ich mehr hab', das gehört den andern. Ich kann für Sie zahlen, Herr. Ich schaff' Sie nach Leipzig, bis zu Professor Eckers Haus."

Bartels starrte ihn an und schüttelte den Kopf.

Franz nickte.

Bartels schüttelte den Kopf von neuem. Endlich kam ihm der Glaube, aus Franzens Augen. Nun fing er aber zu weinen an; er hatte vor Freude lachen wollen und konnte nicht. Die Thränen liefen ihm über den Mund. Ein halbersticktes Schluchzen begann ihn zu schütteln.

Zuweilen stieß er dann ein Wort oder ein paar heraus. „Leipzig! — Meine Handschrift. — Bei 'nem großen Mann! — Steigen! — Wieder steigen!"

Franz zog seine Hände fort, da er sah, daß Bartels sie küssen wollte: „Stehn Sie still und hören Sie. Ich geb' Ihnen nicht das Geld zur Fahrt: der Feind könnt' es nehmen, verstehn Sie, und mit Ihnen vertrinken. Ich bring' Sie selber zur Bahn, kauf'

Digitized by Google

dort Ihre Fahrkarte, führ' Sie in Ihren Wagen: ‚Rom-Berlin'; aus dem steigen Sie erst in Leipzig aus. Ich geb' Ihnen Brot und Eier und ein Fläschchen Wein mit; so kommen Sie nach Leipzig."

„Herr! Was sind Sie für ein gescheiter Herr!" rief der noch immer schluchzende Bartels in kopfschüttelnder Bewunderung aus. „O, wie Sie mich kennen! Wie kann man einen fremden Menschen so kennen! Ja, so komm' ich nach Leipzig!"

„In Ihrer Wohnung haben Sie vermutlich noch Schulden —"

Zerknirscht zog Bartels den Kopf zwischen die Schultern: „Vier und eine halbe Lira, mein guter Herr".

„Nun, das geht noch an! — Dort packen Sie Ihr Bündel; ist wohl bald geschehn. Auf dem Bahnhof schreib' ich Ihnen eine Karte an den Professor, für Sie, und einen Brief an ihn für die Post. Wenn Ihr Zug abgeht, schau' ich Ihnen nach und denke: der Mann wird gerettet!"

„Wird gerettet. — Ich bin nur noch so im Traum. — Ich hab' auch meine Füße nicht recht. — Am zehnten November. O Jesus. — Wird gerettet, Herr!"

* * *

In einem der besseren Restaurants mit italienischer Küche, in einem schmucklosen Zimmer allein, saßen Eisenhut, Neidhardt und Franz am Abend, eine Woche später. Der Doktor und Franz waren Neidhardts

Digitized by Google

Gäste, der seinen „Leibarzt" und seinen „Nachbar" auf ein „abendliches Mittagessen" eingeladen hatte. Gegen seinen Willen, aber weil Franz es verlangte, war alles „Schwelgerische" ausgeschlossen worden, beim Mahl wie beim Wein. Sie hatten schon abgetafelt, nur Rauchzeug und gute Tischweine von Frascati und Orvieto standen noch auf dem Tisch; auch getrocknete Oliven, zum Trinken zu „knabbern". Neidhardt, mit dem Doktor schon gut Freund geworden, mit Franz auf behaglichem Nachbarsfuß, stützte seine beiden Arme auf den Tisch, das rasierte Kinn auf die Hände; er hätte gern schon in Hemdärmeln dagesessen, er getraute sich's nur nicht vor dem ernsten Nachbar. „Das muß ich den Herren noch sagen," fuhr er fort, ein Gespräch beendend: „Fasan, dazu feinstes Sauerkraut, in deutschem Champagner gedünstet, und gebackene Austern! Das war in meinem heutigen Programm; eine gute Sache. Aber ich durft' ja nicht! Der Herr Idealist! — Die Kerle in dieser Wirtschaft, die hätten's freilich nicht so gekonnt, wie es muß; wie ich's bei hochherzigen Freßkünstlern genossen hab'. — Lieben Sie diese getrockneten Oliven zum Wein? Ich nicht. Das ist mir zu römisch!"

Er drehte sich zum Kellner, der an der Thür wartete, und rief ihm in seinem gebrochenen, aber unbekümmert hervorströmenden Italienisch zu: „Kellner! Sie haben was vergessen. Nicht? Doch, mein Herr! Die Kürbiskerne zum Wein, die ich verlangt hab', haben Sie vergessen. Sie stehn auf dem Anrichttisch? Ausgezeichnet; aber auf unserm Tisch stehn



Digitized by Google

sie doch noch besser. So; ich dank' Ihnen, edler Mann. Jetzt versinken Sie! verduften Sie!"

Der Kellner verschwand. „Nun sind wir unter uns Pfarrerstöchtern," fuhr Neidhardt in seiner stürmischen Gemütlichkeit fort. „Sehn Sie, es ist was furchtbar Schuldloses, so ein Kürbiskern; aber wenn man sein Inneres herausknabbert — zum Wein — er gefällt allmählich durch seine trottelhafte Neutralität. Herr Doktor, versuchen Sie's!"

„Sehr gern," versetzte Eisenhut, der diesen Abend mit auffallender Beflissenheit den Vergnügten spielte. „Trotzdem muß ich Ihnen noch sagen, Freund Neidhardt, da wir vorhin durch die gute Torta di mela unterbrochen wurden: einen so gesunden Leichnam, wie Sie sich einbilden, haben Sie eigentlich nicht. Seit ich die Ehre hab', Ihren Corpus zu behüten, sind schon zwei so kleine Anfälle vorgekommen; in noch nicht zwei Monaten. Ich glaube, Sie sollten die Maschine mal stoppen; mal etwas langsamer leben; wie?"

Neidhardt lachte auf. „Und da sagte die Eule zum Falken: mein Lieber, fliegen Sie doch nicht so hoch auf die Sonne zu! — Eule darf man ja sagen, Doktor, ohne zu verletzen; Eule der Minerva. — Ne, mein gutes Doktorchen, stoppen is nich. Wenn ich mit den pontinischen Sümpfen fertig bin, dann fragen Sie wieder nach; dann wird vielleicht einmal gestoppt!"

Franz, der träumerisch vor sich hin sah, heftete die Augen auf Neidhardt. „Es ist also richtig, daß

Digitized by Google

Sie für eine deutsche Gesellschaft hier sind, die diese alten Sümpfe trocken legen will? und italienische Mitthuer sucht? Mir sagte Graf Wildau davon."

Neidhardt nickte: „Der hat's von mir! — Es ist ja auch kein Geheimnis mehr. Ja, ich arbeite hier für dies Projekt; mit Dampf."

Franz lächelte: „Wenn auch mit Dampf, Sie werden doch wohl 'ne hübsche Menge Jahre brauchen, eh' Sie mit dem Austrocknen fertig sind und einmal ‚stoppen' können."

„Wissen Sie," erwiderte Neidhardt, auf dessen Gesicht jetzt allerlei kleine schlaue Teufel spielten: „ich hab' ja eigentlich nichts gegen die pontinischen Sümpfe. Was ich übernommen hab' fertig zu machen, das ist die Gesellschaft. Kapital, wo bist du? Aha, Herr Neidhardt hat seine Schuldigkeit gethan: die Aktien sind untergebracht. Der brave Neidhardt bekommt seine Provision und so weiter! Nun geht ihn ja die Geschichte eigentlich nichts mehr an. Wenn die pontinischen Sümpfe gern noch länger leben — wir sind ja nicht bös miteinander. Prof't! Sie sollen leben!"

Er hob sein Glas und trank dann aus, als tränke er den Sümpfen zu.

„Also etwas Gutes für die Menschen zu thun —"

„Ne, ne, ne, mein Herr Idealist!" fiel ihm Neidhardt ins Wort. „Geschäfte, Herr! Geschäfte! Hab's Ihnen ja gleich am ersten Tag aus meinem Fenster gesagt. Die Millionen, die sind was Gutes. Heucheln, sehn Sie, thu' ich nicht. Heucheln thun die Philister, die kleinen Schurken! Pfui!"

Digitized by Google

Er ſchenkte ſich wieder ein und griff zu den Kürbiskernen.

„Alſo die pontiniſchen Sümpfe, die bleiben vielleicht trotzdem ruhig, was ſie ſind?“

„Kann ſchon ſein, Herr Wiesner. Sie wären nicht die erſten. Ich gönn's ihnen.“

Eiſenhut lachte: „Herr Neidhardt iſt ſo gutmütig, er mag keinem Sumpf was thun!“

„Uebrigens, was fällt mir da ein?“ ſagte Neidhardt plötzlich. „Es ſoll ja jetzt gegeiſtert werden.“

Eiſenhut zuckte zuſammen; man ſah es nicht. „Was ſoll werden?“ fragte er, als hätte er ſchlecht gehört.

„Ich war heut bei unſerm Botſchafter; in Sachen der Sümpfe, wiſſen Sie. Graf Wildau hat mir's erzählt: Ihre Freundin mit den ſchwarzen Geiſteraugen will einer auserwählten Geſellſchaft einen Abend geben, wo ihre oſtindiſchen Geiſter ſich die Ehre geben werden, gleichfalls zu erſcheinen; ſie hofft es, ſagt ſie. Dem Grafen iſt etwas ‚wunderlich' dabei zu Mut, ſo ſagt er; aber hingehn will er; er will ‚das erleben'! Dieſe ‚ſehr merkwürdige, pſychologiſch rätſelhafte Erſcheinung, dieſe Ruſſin', ſagt er. Die Gräfin aber iſt Feuer und Flamme; ſie ſehnt ſich nach Geiſtern!“

„Iſt das eine ernſte Geſchichte?“ fragte Franz tief erſtaunt. „Frau Petroff will —? — Eiſenhut, das müßten Sie ja wiſſen.“

„Woher ich denn?“ fragte der Doktor zurück, der ſeine Wangen wie zufällig rieb, um ſie weniger bleich

zu machen; er war ganz entfärbt. „Frau Petroff thut bekanntlich, was sie will; das thun übrigens alle Frauen. — Uebrigens, bis ich mehr davon höre, halt' ich's für 'nen Unsinn!"

„Mir gleich," warf Neidhardt hin. „Auf diese aufgeregte Russin pfeif' ich. Aber die Gräfin Wildau — ei du Donnerwetter! Ich sah sie heut wieder, in ihrem Salon, drei Minuten. Ein königliches Weib! Gott Strambach! Mit der einen Monat leben — dafür geb' ich 'ne Million!"

„Herr Neidhardt!" sagte Franz, der die Brauen zusammenzog.

„Ach, weil's eine Ihnen befreundete Dame ist. Ich meine ja nichts Sentimentales, Herr Wiesner. Nur so den äußeren Menschen; das ist mir genug. Eine Million!"

„Ich werd' Ihnen Ihren Wein wegnehmen, wenn Sie nun nicht aufhören. Mir scheint, Sie trinken zu viel!"

Neidhardt lachte, aber nicht laut: der „Idealist" saß so vornehm ernsthaft da. Die Thür ging auf und in ihrer indischen Gewandung trat die kleine Gestalt des Manu ein. Der Knabe hielt dem Doktor ein Briefchen hin; „von meiner Herrin," sagte er in offenbar mühsam erlerntem Deutsch. Als Eisenhut den Brief genommen hatte, verneigte Manu sich wieder, so ernsthaft, wie er gekommen war, und ging aus der Thür.

„Frau von Petroff weiß, daß Sie hier sind?" fragte Neidhardt.

Digitized by Google

Eisenhut nickte, mit einem unbegründeten Lächeln: „Ich hab's ihr heut nachmittag gesagt!" Er sah auf das Papier, das ihn anduftete; eine abscheuliche Ahnung ging ihm durch den Kopf, und auch gleich durch den ganzen Leib. „Sie entschuldigen," murmelte er; dann rückte er so weit von den andern ab, wie sich unauffällig thun ließ, und öffnete das Briefchen, als wär's das Alltäglichste von der Welt. Die Buchstaben standen aber nicht still, als er zu seinem Entsetzen las:

„Ich hab' meine Schiffe verbrannt. Ich hab' dem Grafen Wildau und der Gräfin gesagt, daß ich ihnen wenigstens einen der Geister zeigen möchte, die mit mir verkehren; hab' sie auf nächsten Donnerstag eingeladen. Sie bringen mit, wen sie wollen. Die Frage ist jetzt: sind Sie noch mein Freund? Wollen Sie diesen Geist spielen oder nicht? Wollen Sie ins Paradies oder nicht?

„Ich hab' drei Wochen auf Sie gewartet. Jetzt ist's aus. Wollen Sie noch ins Paradies, so schreiben Sie mir heut abend, gleich, daß Sie morgen mittag kommen. Der Donnerstag ist der vierte Tag; bis dahin haben wir viel zu thun, Proben über Proben, wenn Sie ein so untadelhafter, unanfechtbarer Geist werden sollen, wie es nötig ist.

„Hab' ich morgen vormittag k e i n e n Brief von Ihnen, so sprachen wir uns heut zum letztenmal. Ich hab' zum Glück a n d r e Freunde, die mir wohl besser helfen werden. Und ob mir ein andrer hilft oder nicht — S i e haben mich jedenfalls verloren.

Digitized by Google

Ich kann lieben, ich kann glücklich machen; aber dann nicht mehr Sie.

„Wählen Sie! Die letzte Stunde! — Natascha."

Eisenhut las noch immer; er las schon zum drittenmal. Sie hat's wahr gemacht! dachte er immer wieder; der Schreck hatte ihm den Geist genommen. Sie hat's wahr gemacht, was sie mir gedroht hat!

Er steckte endlich den Brief in die Tasche, rückte sein Weinglas an sich heran, auf das Funkeln des gelblichen Orvieto starrend. Das Glas war voll; er trank es aus.

„Sie meinten vorhin, ich trinke zu viel!" sagte Neidhardt in diesem Augenblick zu Franz hinüber, der auf der andern Langseite des Tisches saß. „Ne, das giebt's nicht, mein Gutester. Besoffen sein, nicht mehr sein eigener Herr sein — pfui Teufel! Aber nun muß ich mir doch erlauben, Sie was zu fragen — Sie was zu fragen — da werden Sie wieder denken, daß ich zu viel trinke. Thut nichts: ich frag' doch. Sie sitzen da so — — ich hab' Sie gern. Bei Gott! Sie sitzen da gemütlich wie unsereiner — wie ein gescheiter, famoser Kerl; — ‚famoser Kerl' darf ich wohl nicht sagen. Thu's doch. Ein famoser Kerl! Jetzt kommt die Frage. Und Sie glauben wirklich an Gott?"

Franz lächelte, aber wie wenn er diese Frage fast erwartet hätte. Er lächelte nur mit den Augen; um den Mund blieb's still.

„Bitte, geben Sie 'ne Antwort! Seien Sie nicht zu stolz. Wir sitzen ja doch fidel beim Wein. So,

Digitized by Google

wie Sie jetzt lächeln, haben Sie mich in diesen Wochen schon mehrmals angelächelt; das hat was Bedrückendes. Also ein Mann wie Sie glaubt wirklich an Gott?"

Franz erwiderte in seiner heiteren Ruhe: „Eine etwas sonderbare Frage bei Orvieto und Kürbiskernen. Ich trink' lieber auf Ihr Wohl!"

Ein schöner Mensch! dachte Eisenhut, der in gräßlichen Seelenmartern dasaß, und schielte seitwärts auf Franz. Ob er nun an Gott glaubt oder nicht — schön ist er! — „Andre Freunde", schreibt sie; „ein andrer"; damit meint sie ihn. Ich vergeh', ich verbrenn', ich halt's nicht aus, wenn sie ihn erhört! — — Ach was. Will er sie denn? Er will sie ja nicht. Er bleibt so ruhig. Ein „Philosoph". Weicht ihr eher aus, scheint mir. Und sie — — Aber mein Gott, was nützt mir das? Zwischen ihr und mir ist's dann 'aus. Sie ist hart wie ein Mann; sie führt's durch. Sie jagt mich aus der Thür! Wenn ich jetzt nicht komme: „Hier ist dein Geist" . . . Ich kann nicht! Ich kann nicht! — — Aber zwischen ihr und mir ist's dann aus. Herr mein Gott!

Er schenkte sich wieder ein, wollte wieder trinken; ihm widerstand aber jetzt der Wein. Er that nur, als stürze er einen Schluck hinunter, um nicht aufzufallen; dann schob er das Glas zurück.

Neidhardt war aufgestanden und um den halben Tisch gegangen; er stand nun vor dem „Nachbar". „Ich will Ihnen 'ne andre Frage stellen," fing er in seiner Beharrlichkeit wieder an; „da halten Sie

Digitized by Google

nun mal gemütlich still. Sagen Sie mir nur, warum glauben Sie an Gott? Alles auf der Welt, nicht wahr, muß doch seinen Grund haben. Sie sind, wie ich schon die Ehre hatte zu bemerken, ein gescheiter Mensch. Da haben Sie doch natürlich 'nen Grund. Haben Sie die Güte! Warum glauben Sie an Gott?"

Ich kann nicht! Ich kann nicht! Ich kann nicht! dachte Eisenhut.

„Warum?" antwortete Franz. „Es giebt wohl mehr als ein Warum; aber eins, das am besten hierher gehört, will ich Ihnen sagen. Sie sind eins. Sie."

„Ich?"

„Ja, Sie. Ich meine, Ihr Dasein; daß Sie sind und wie Sie sind. Und ebenso der und ich. Daß wir in uns Gutes haben, Gutes wollen und Gutes thun. Wie käm' das in die Welt, wenn sie nur eine große Maschine wäre? Woher wäre das, ohne Gott?"

„Gutes?" Neidhardt lächelte. „Wer hat Gutes?"

„Sie."

„Fällt mir doch nicht ein! — Und den andern auch nicht; die thun nur so. Gut essen und trinken, sich abrackern, wagen, gewinnen und verlieren: das hat der Mensch, und weiter nichts!"

Franz lächelte, fast mitleidig: „Sie wissen recht gut, wie viel mehr er hat."

„Ich weiß nichts! Beim Teufel und seiner Großmutter, ich weiß nichts! — Von mir reden Sie

Digitized by Google

ſchon gar nicht, Herr; ich bin Egoiſt. Reiner Egoiſt!"

„Sie kennen ſich nicht."

„Reiner Egoiſt! — Ich ſoll mich nicht kennen?"

„Nein. Woher denn auch? Sie leben ja nicht mit ſich."

„Mit wem denn, wenn ich fragen darf?"

„Mit den Geſchäften! Mit der ‚Welt'!"

Ohne dieſes Weib nicht leben können, dachte Eiſenhut, das iſt ja ein Wahnſinn! — Wie hat ſie mich dieſe Wochen gemartert. Wie hat ſie meine arme Seele — — Aber ſie hat ja recht! Was denn? Sie will ihren Zweck erreichen. Sie will groß werden in der Welt. Da giebt's keine Schonung. Ein hölliſches — — ein Götterweib! — — Franz Wiesner? ihr widerſtehn? Ja, da ſitzt er noch. Aber wenn ich morgen nicht komme, ſo wirft ſie ſich ihm in die Arme, ſie thut's ... Und er ... Er iſt auch ein Menſch! Er nimmt ſie!

Iſt das wirklich Angſtſchweiß? dachte er und griff ſich an die rechte Schläfe. Kalte Tropfen quollen dort und auf der Stirn hervor. Er hielt's nicht mehr aus. Wenn's ja nie ein Menſch erfährt! fuhr ihm wie eine Art von Troſt durch den Kopf.

„Iſt nicht hier am Haus ein Briefkaſten?" fragte er plötzlich und ſtand auf.

„Nein, aber gleich links an der Ecke," antwortete Neidhardt. „Was wollen Sie?"

„Nur ein paar Zeilen, ein Billet. — Ich hatt's ganz vergeſſen."

Digitized by Google

Er nahm ein Blatt aus der Brieftasche und einen Umschlag dazu, und mit einem Stift, der wie Tinte färbte, fing er an zu schreiben. Ihm schienen aber die scharfen vier Augen zu nah. Er trat an die Wand, legte das Blatt dagegen und schrieb:

„Ich komme morgen mittag. Kamala, Kamala, Sie haben mich auf dem Gewissen. Ich thu' Ihren Willen."

* * *

Wildaus und die kleine Gesellschaft, die für diesen Anfang der theosophischen Geisterabende auserlesen war, hatten sich am Donnerstag um sechs Uhr in Nataliens kleinem Salon versammelt. Es war ein schlichter, nur durch einige indische Stoffe und Teppiche verschönerter Raum; die Fenster waren durch Läden verschlossen, die Thür zum anstoßenden Boudoir durch einen dunkelbraunen Vorhang ersetzt; ein paar Lampen brannten. Von besonderen Veranstaltungen war nichts zu sehn; außer daß Natalie, heute anziehend blaß und ernst, ihr Gesicht mit einem schwarzen Schleier umrahmt und ein gürtellos herabfallendes schwarzes Gewand über sich geworfen hatte. Der Graf sah umher; er sah nur Deutsche und nur Bekannte. Die Gräfin und deren Schwester, jetzt zum Besuch im Palazzo Caffarelli, waren mit ihm gekommen; dazu der Herr von der Botschaft, der die erste Ankündigung der „indischen Theosophin" damals miterlebt hatte. Die alte Fürstin Hohenburg, seit Jahren in Rom zu Hause und mit allem, was dem

Digitized by Google

Spiritismus ähnlich sah, sogleich angefreundet, fehlte auch hier nicht. Franz war auf Nataliens Wunsch erschienen; Neidhardt, den zuletzt doch die Neugier zog, hatte sich eine Einladung von ihr erbeten. Indem Graf Wildau die beiden begrüßte — Neidhardt feierlich im Frack mit der weißen Binde —, wunderte er sich, Eisenhut nicht zu sehn; dagegen stand ein einziger Unbekannter mit auffallenden dunklen Augen seitwärts allein. „Wo ist unser Doktor?" fragte der Graf.

Natalie zuckte betrübt die Achseln: „Wenn man Unglück haben soll! Doktor Eisenhut hatte sich so besonders gefreut, diesen Abend schon lang' ersehnt; jetzt wird er in der letzten Stunde — vorhin war er hier — zu einem Kranken gerufen, der, wie es scheint, im Sterben liegt. Keine Möglichkeit, sagt er, zu kommen. Er hat beinahe gottlos geflucht!"

Wildau lächelte. Er warf noch einen Blick auf den Unbekannten. „Herr Graf," sagte Natalie, „erlauben Sie mir, Ihnen einen halben Landsmann vorzustellen; das heißt, er ist Rumäne. Seine Mutter hatte aber südrussisches Blut; in Südrußland haben wir uns auch vor langen Jahren ein paarmal gesehn. Jetzt hat ihn das Leben nach Rom verschlagen. Herr Joan Mitrescu."

„Ein großer Vorzug, Herr Mitrescu," nahm der Graf das Wort, „daß Sie in Rom so eine Freundin finden wie diese merkwürdige Frau!"

„Freundin noch nicht," erwiderte der Rumäne mit fast unterwürfiger Bescheidenheit; „aber Gönnerin."

Digitized by Google

„Auch nicht übel! — Wir sind also beisammen, gnädige Frau. Wollen Sie beginnen?"

Natalie trat ein wenig vor; in den Hintergrund des Salons, dem braunen Vorhang des Boudoirs gegenüber, waren Stühle in zwei Reihen gestellt. Sie ersuchte die Gäste, sich zu setzen; in der ungezwungensten aristokratischen Haltung blieb sie dann vor ihnen stehn. „Gestatten Sie mir nur, vorauszuschicken," sagte sie in leichtem Plauderton, der erst nach und nach ernster, bedeutender, feierlicher wurde: „mit dem, was man gewöhnlich Spiritismus nennt, mit den Experimenten und Aufführungen der Mediums hat dieser Abend nichts gemein! Ich galt in Indien für ein Medium, — nur daß ich's erwähne; es traten so eigentümliche Erscheinungen an mir und um mich ein, daß man wohl auf diesen Glauben kommen mußte. Bin ich aber eins, so bin ich's nur für mich. Vorstellungen zu geben — schrecklicher Gedanke!"

Die alte Fürstin schüttelte bedauernd den Kopf.

„Nein, meine teure Fürstin," fuhr Natalie mit einem flüchtigen Lächeln fort, „beklagen Sie das nicht! Bei diesen Geistercitierungen der Mediums — ich hab' aus Wißbegier viele gesehn — war mir immer etwas schlecht zu Mut. Dunkelsitzungen, Sprachrohre, Instrumente, allerlei flog herum . . . Dann, wenn die Geister erscheinen sollten, dieses Kettenbilden, Hand in Hand; all die zweideutigen Vorsichtsmaßregeln. Wer schützt mich da vor Betrug?"

„Sehr wahr," bemerkte der Graf. „Ganz mir aus der Seele."

Digitized by Google

„Dagegen an eines glaub' ich fest, ich muß, ich hab' es zu oft erprobt! An die Macht des Willens; der große Deutsche, Schopenhauer, hat sie so wunderbar geschildert und philosophisch erklärt. Wie groß diese Macht ist, das glaubt freilich nur der, der sie aus eigener Erfahrung kennt! In der buddhistischen Religion ist eine der erhabensten Lehren: Die Gesetze der Seelen stehn höher als die der Natur; menschliche Seelenkraft kann, wenn sie durch inbrünstige Sammlung, Gottvertiefung aufs höchste gesteigert wird, über die Naturgesetze hinauswachsen. Freilich nur wenn es der reinste und gotterfüllteste Wille ist! Dann kann er auch die Geister an sich ziehn, die sonst in anderen Welten leben. Ich hab' lange geglaubt, ich kann's nicht; hab' an mir gezweifelt. Dann ist Gott in mir gewachsen — oder wie's nun ist. Ich hab' höchste Stunden erlebt. Ich hab' unter den Geistern Freunde gefunden; unter den edelsten. Ja, und nun steh' ich hier — ach, mit einer so großen großen Sehnsucht. Ich möcht' auch den Menschen, für deren Erhöhung ich lebe, diesen oder den meiner Freunde zeigen. Ich möchte, daß diese Freunde ihnen über allen Zweifel hinaus erweisen, daß Gott etwas mit mir will! daß ich eine Berufene bin!"

„Wir wünschen ja nichts sehnlicher," sagte Gräfin Elisabeth leise, da Natalie wie auf eine Erwiderung wartend schwieg; die Gräfin war sehr erregt. „Möcht' es Ihnen heute glücken!"

Natalie nickte sehr ernst: „Ich hoff' es. — Nur ein wenig dunkler machen; das ist die einzige Aehn-

Digitized by Google

lichkeit hier mit den Sitzungen der Mediums.“ Sie ging geräuschlos durchs Zimmer und schraubte beide Lampen so tief herunter, daß eine gelbliche, bald sonderbar beklemmende Dämmerung entstand; es wirkten wohl auch schwüle Düfte mit. Leise warf sie dann — es war überraschend — das niederhängende schwarze Gewand und den Schleier ab; sie stand nun in einem weißen, gegürteten Kleid und mit einem schlichten Epheukranz auf den schwarzen Stirnlocken da. Beides machte sie mädchenhafter, zugleich priesterlicher. So kam sie auf ihren Platz zurück. Von den sitzenden Zuschauern halb abgewendet, von dem braunen Vorhang auch, schloß sie eine Weile die Augen, schien ganz in sich zu versinken. Ihre Hände legten sich ineinander; sie faltete sie nicht, es war aber doch, als betete sie. Eine Andacht oder Anspannung, die die üppigen Lippen zusammenpreßte und die Atemzüge lang und länger machte, verdüsterte und veredelte das Gesicht. Als sie endlich die Augen wieder öffnete, waren sie wie blicklos. Die ganze Gestalt war regungslos. Die Seele schien fort zu sein.

Ein leises, zuerst kaum vernehmbares, fernes Klingen begann; alle horchten auf, einer nach dem andern. Die Gräfin erzitterte. Es war aber nicht zu erraten, was denn klang. Es blieb unbestimmbar. Jetzt entstand eine leise Bewegung in dem Vorhang vor dem Boudoir; unerwarteterweise teilte er sich, man hatte ihn für ein einziges Stück gehalten. Langsam, wie von selbst, ging er in der Mitte auseinander; hinter ihm war tiefes Dunkel. Etwas

Digitized by Google

Weißes erschien; war's eine Gestalt? Es bewegte sich ein wenig, trat aus dem Dunkel vor; — oder trat es nicht? Füße waren nicht zu sehn. Einer menschlichen Gestalt war es ähnlich, in einem weißen Gewand; alles schien aber schattenhaft, auch das nur eben angedeutete, gleichsam hingehauchte Gesicht. Der Vorhang schloß sich wieder, die Erscheinung stand vor ihm. Sie blieb nun stehn und regte sich nicht.

„Kommst du?" sagte Natalie fast ohne Stimme; sie warf nur einen Blick von der Seite hin. Sie blieb, wo sie war, mitten im Zimmer; für Neidhardt, über den nun doch auch eine nervöse Erregung kam, verdeckte sie fast den „Geist". Sie sprach dann weiter, aber indische Worte, wie es schien; man verstand sie nicht.

Der Geist bewegte einen Arm, es nahm sich wenigstens ungefähr aus wie ein Arm; dann hauchte er hervor: „Kamala!" und nochmals „Kamala!" Es war aber, als käme es auch aus weiter Ferne. Oder täuschten die trübe Dämmerung und die Betäubung aller Sinne so? Das Klingen hatte aufgehört. Nach einer Weile hauchte die Stimme weiter; es kam aber auch jetzt kein deutsches Wort. Es klang feierlich wohllautend, wenn bei so schwachen Tönen von Wohllaut die Rede sein konnte; indisch, wenigstens ähnlich wie die indischen Worte, deren man so manche kennt.

„Er hat mich begrüßt," sagte Natalie dann, den Kopf ein wenig zu ihren Gästen wendend, tiefsten Ernst im Gesicht. „Er begrüßt auch die guten, stre-

Digitized by Google

benden, wollenden Menschen hier, die ihn erwartet haben und zu denen ihn meine Bitte hingezogen hat. — Mahatma!" Sie wandte sich wieder mehr der Erscheinung zu. „Mahatma!" wiederholte sie andächtig; andre unverständliche Worte folgten.

Der Geist, diesmal regungslos, antwortete wieder in der feierlichen fremden Sprache. Es schwamm so dahin und haftete nicht; nur das Wort „Gandharva", mit einer gewissen Wärme oder Inbrunst gesprochen, kam zweimal wieder und prägte sich ins Ohr. „Er sagt mir, daß er nur um meinetwillen kommt," sprach Natalie dann. „Weil ich ihm der liebste der Menschen bin. Weil Gottes Wille ihm gesagt hat: geh zu ihr!"

Sie wandte sich zum Geist: „Mahatma! Mahatma! Kannst du's ihnen nicht in ihrer Sprache sagen?"

Er schüttelte aber den Kopf; man konnte es so nennen, das schattenhaft unklare Gesicht bewegte sich hin und her. Es kamen dann wieder die fremden Laute; diesmal länger, auch tönender, menschlicher; die Stimme wuchs. Mit einem sanft klagenden Ausdruck blickte Natalie ihre Gäste an: „Mein Freund unter den Geistern sagt: In die Welt der Menschen kann ich nur so zurück, wie ich in ihr lebte, also auch nur so, wie ich in ihr sprach. Aber euch, ihr Menschen, sag' ich: nehmt das Heil vom Osten und von der, die's euch bringt!"

Neidhardt hielt nicht länger an sich; ihm ward von alledem wirr im Kopf. Er saß in der zweiten



Digitized by Google

Reihe neben Franz, am Ende. Mit seiner frechen Entschlossenheit sprang er auf, um sich mit seinen eigenen zehn Fingern zu überzeugen, was für ein Geist das sei. Er trat auf den Vorhang zu. Die Gräfin fuhr vor Schreck zusammen. Die alte Fürstin schrie hell auf. Natalie war aber auch nicht unentschlossen; mit einem Sprung, bei dem ihre priesterliche Haltung ganz verging, ergriff sie Neidhardt, der rechts von ihr vorbei wollte, und hielt ihn mit eisernen Fingern fest.

„Sind Sie wahnsinnig?" fuhr sie ihn an. „Sie tolldreister Herr, Sie sind ja des Todes, wenn Sie den Geist berühren gegen seinen Willen!"

„Herr Neidhardt!" rief der Graf, über dieses unritterliche, unvornehme Gebaren entrüstet. Er war aufgestanden, die andern auch. Alle Augen waren auf Neidhardt gerichtet, der, von einer Frau so hart angepackt, wie bei einem mißlungenen Knabenstreich, vor grimmiger Verlegenheit noch häßlicher wurde. Natalie dagegen war wild, bleich und schön. In der Erregung bemerkte niemand, daß der Geist verschwand. Erst als die Fürstin, auf ihren Stuhl zurückgesunken, um etwas Wasser bat und die Herren suchend umherblickten, sahen sie: vor dem Vorhang stand niemand mehr. Der Vorhang bewegte sich nicht.

„Er ist fort!" rief die Gräfin aus.

Natalie zuckte zornig mit den Achseln: „Das war zu erwarten. Der hat ihn vertrieben!"

Neidhardt stammelte Entschuldigungen, die niemand recht verstand, er selber auch nicht. Er machte

Digitized by Google

darauf eine unsichere, ungeschickte Verbeugung gegen die Hausfrau, eine allgemeine in die Luft, und bewegte sich gegen die Thür zum Vorplatz; Natalie hatte ihn losgelassen.

„Halt!“ rief sie aber nun aus. „So gehn Sie mir nicht fort! Sie könnten wohl gar in der Stadt verbreiten — beinahe trau' ich's Ihnen jetzt zu — es sei hier ebenso zugegangen wie bei schwindelhaften Mediums. Ja, ja, ja, mein Herr; Sie hatten ja bereits vergessen, daß Sie bei Natalie Petroff sind. Ich bitte, meine Herrschaften, alle, alle: von dort ist der Geist gekommen, nicht wahr. Aus meinem Boudoir. Dort wird er also wohl noch sein, wenn er so einer ist, wie Herr Neidhardt zu denken scheint. Bitte, sehn Sie nach!“

„Ueberflüssig! Wozu denn?“ murmelte der Graf; trat aber doch ein, da Natalie ihn durch eine entschiedene Gebärde ersuchte. Nach und nach traten alle in das Boudoir; Natalie hatte dort Licht gemacht. Das Zimmer war still und leer.

„Sehen Sie etwas?“ fragte sie.

„Aber liebe Frau von Petroff!“ erwiderte die Gräfin. „Warum fragen Sie? Was sollten wir denn sehn?“

„Ich wollte nur nicht, daß dieser Herr — — Da ist noch ein Zimmer; mein Schlafzimmer. Das thut nichts; bitte, alle, alle hinein! — — So; das war das letzte. Mehr hab' ich nicht. Ich hab' aber nun eine traurige Erfahrung mehr. Bitte, bitte, Herr Neidhardt, entschuldigen Sie sich nicht mehr;

Digitized by Google

wozu? Mein Mahatma, mein Freund aus der andern Welt, der sieht hoch genug auf so einen — Streich herab; und ich will doch nicht unedler, kleiner sein als er. Es ist mir nur auf die Nerven gegangen; etwas Ruhe — weiter nichts — dann ist's gut! Liebe Fürstin, Frau Gräfin, alle, leben Sie denn wohl, da Sie schon gehen wollen. Ich danke Ihnen; nein, nicht Sie mir; ich Ihnen. Allen eine gute Nacht!"

Nataliens Gäste waren fort; sie hatte sie bis zur Treppe begleitet, sie kehrte allein in ihren Salon zurück. Ein Aerger zuckte ihr noch über das Gesicht; sie ballte ihre kleinen Fäuste gegen den Stuhl, auf dem Neidhardt gesessen hatte. Dann setzte sie sich aber auf einen der vorderen Stühle, betrachtete den braunen Vorhang und lachte.

* * *

Bei Wildaus blieb man an diesem Abend länger zusammen als sonst; die Geistergespräche wollten nicht enden. Niemand war da als Franz und der Gräfin Elisabeth jüngere Schwester, Baronin Olga; eine hübsche, unbedeutende Dame, zierlicher als die Gräfin, nicht so majestätisch. Ihr hatte die Stunde bei der „unheimlichen Russin" Kopfweh gemacht, die Nerven angegriffen; sie hatte noch nichts derart erlebt, sie wußte nicht, was sie denken sollte. Gräfin Elisabeth war tiefer erregt, ein gewisses Grauen, das sie zu unterdrücken suchte, ging ihr zuweilen über die lebhaften Züge und wohl auch durch die Glieder. Der Graf verbreitete sich mehr als Theoretiker über das

Digitized by Google

Problem; über die heutigen Thatsachen wünschte er sich noch nicht zu entscheiden.

„Ich sage einstweilen nicht Ja und nicht Nein!“ rief er nach langen Debatten nochmals aus; es ging schon auf Mitternacht. „Wie ich mich denn überhaupt enthalten habe, seit ich Frau von Petroff kenne, ein Urteil über sie zu fällen; sie ist eine interessante Mischung, wie Eisenhut damals sehr richtig sagte — der arme Kerl! grade heut verhindert! — und Mischungen studiert man mit der nötigen Geduld. Das eine lehn' ich aber jedenfalls ab, was sie von der ‚erhabenen Lehre‘ der buddhistischen Religion sagte: die Durchbrechung der Naturgesetze durch menschliche Willenskraft. Das mag Buddha gelehrt haben, ich weiß es nicht; das Christentum lehrt das nicht!“

„Wunder hat's doch auch,“ entgegnete Franz.

„Aber diese Lehre nicht!“

„Darauf kommt's doch wohl hier nicht an,“ warf die Gräfin ein. „War das ein wirklicher Geist oder nicht? Hat diese Frau die Kraft gehabt, ihn herbeizurufen? Haben wir wirklich — ein so schauerlicher und doch so schöner Gedanke — wirklich einen aus der andern Welt unter uns gehabt? Oder war's nur ein ganz infamer Betrug?“

„Ich enthalte mich des Urteils! Non liquet!“ rief der Graf wieder aus. „Ich sage nur: körperlich, verdächtig schien mir die Erscheinung nicht. Mehr wie so 'ne Nebelgestalt, die man wohl in einer halbdunklen Nacht über einer feuchten Wiese sieht. Kann

Digitized by Google

man das machen? Ich weiß es nicht. Ich war noch nie Taschenspieler."

„Lieber Freund, wir waren wohl alle nicht ganz klare Menschen," erwiderte Franz. „Man hat uns allerdings nicht genötigt, Hand in Hand zu legen und in so 'ner Kette viertelstundenlang dazusitzen, bis diese körperliche Unfreiheit nervös, aufgeregt, geistig dumpf gemacht hat; wie ich's bei den handwerksmäßigen Mediums erlebte. Aber das matte, trübe Licht war da, das so eigen wirkt; diese Dämmerung, in der das Gehirn unbewußt zu phantasieren anfängt, wenn der Redner nur tüchtig nachhilft, wie unsre weiße Dame es that. Und die schwülen Düfte! Ich fühl' sie beinahe noch. Und die Ansteckung gemeinsamen Erwartens. Das alles hatte gewiß auch auf Herrn Neidhardt gewirkt; sonst wär's ihm vielleicht doch gelungen, an Frau von Petroff vorbei auf den Geist zu stoßen."

„Sie hätten ihm das gewünscht?" fragte die Gräfin. Es überlief sie. „Und wenn's wirklich sein Tod gewesen wäre?"

Franz lächelte ein wenig.

„Was meinen Sie denn?" rief der Graf. „Sie haben uns den ganzen Abend noch nicht gesagt, was Sie eigentlich denken. War's ein echter, richtiger Geist oder nicht?"

Franz stand auf. „Ich sollt' nun machen, daß ich aus dem Hause komme: für Sie alle ist es spät, und für mich am Ende auch. Ich will Ihnen nur noch sagen: dem Menschen möcht' ich mein halbes Ver-

Digitized by Google

mögen geben, der mir das Jenseitsrätsel löst und einen Geist, der Mensch war, so vor mich hinstellt, daß ich glauben muß. An Frau Petroffs ‚Mahatma' glaub' ich so wenig, wie daß dieser Stuhl ein Geist ist. Und das würden Sie alle sagen, wenn die Dame den Herrn Neidhardt nicht aufgefangen hätte."

„Ah!" — Die Gräfin starrte ihn an. Seine gelassene, feste, dunkle Stimme wirkte, wie immer, stark auf sie. Es schien ihr auf einmal, als müsse er recht haben, als hätte ihr umsonst gegraut.

„Wie können Sie uns das beweisen?" fragte der Graf, der sich wie seine Damen auch erhoben hatte.

„Gar nicht. Nur Vermutungen. — Nein: mein tiefstes Gefühl. — Und nun gute Nacht!"

Graf Wildau drückte ihm die Hand, zum Abschied. „Also ein andermal mehr davon. — Und Ihre Schwägerin, Fräulein Luise? Ihre arme Frau? Sie erwarteten Nachrichten."

„Die sind auch gekommen! Meine Schwägerin hat mir aus Hamburg geschrieben: da versucht sie's nun, sich ein eigenes Dasein zu schaffen als ‚ein tüchtiger Kerl', wie sie schreibt. Sie wollte vorher nach Tübingen, die Schwester zu besuchen; aber der Direktor hat ihr geantwortet: Lassen Sie es noch. Nicht beunruhigen. Schwere Zeiten. Wenig schwache, letzte Hoffnung!"

Mitleidig nickte der Graf: „Ich hab's kommen sehn. — Sie wissen, was wir dabei fühlen. — Eine möglichst gute Nacht!"

Auch Gräfin Elisabeth drückte ihm warm die

Digitized by Google

Hand, zum Zeichen ihres Mitgefühls. „Und — und das andre?“ murmelte sie dann noch. „Sie glauben nicht? gar nicht?“

Franz schüttelte den Kopf und ging.

Er schritt aus, Fußgänger wie gewöhnlich, trotz des weiten Wegs; heut war es ihm doppelt Bedürfnis, die Glieder noch zu rühren. Auch als er endlich in seinem Zimmer stand, wandelte er noch auf und ab, leise, um niemand im Hause zu stören, aber ruhelos. Es geschah ihm gar so wunderlich mit Natalie: von ihrer Geisterkomödie heut war er überzeugt, und doch fühlte er auch: Nichts als eine gemeine Gauklerin? Nein. Es ist doch ein Anhauch von Gott in ihr! Ein verunreinter Gottestrieb; gleichsam ein gefallener Geist ... Die Allmacht des Schöpfers glaubte er zu spüren, der in unaussprechlicher Mannigfaltigkeit jegliche Mischung aus dem Schoß der Möglichkeiten hervorbringt. Dazu ging auch ein schwüler Hauch, der von ihren sonderbaren, halb unedlen Reizen kam, über seine Sinne. Ob Eisenhut sie ernstlich liebt? dachte er. Der arme Doktor: es scheint so ...

Ein Aechzen und Stöhnen erklang durch die stille Nacht; er horchte. „Was ist das?“ sagte er dann verwundert. „Es kommt ja durch diese Wand?“ Er glaubte nun auch seines Nachbars Neidhardt Stimme zu erkennen; das Seufzen ward lauter, schmerzlicher, es konnten auch gedämpfte Hilferufe sein. Sogleich entschlossen nahm er sein Licht und ging aus der Thür. Am Vorplatz wohnten nur Neidhardt und er; es war ein altes Haus mit altertümlichen Thüren,

Digitized by Google

die sich auch von außen öffnen ließen. Vergessen, abzuschließen! dachte er mit Freude, da er Neidhardts Drücker nicht umsonst bewegte: die schwerfällige Thür ging auf. Er hörte nun auch schon die abgerissenen Schmerzenslaute. Durch ein Vorgemach und ein Wohnzimmer trat er in die Schlafstube ein, in der sich Neidhardt mit bläulich rotem Gesicht auf dem Bette wälzte.

„Ah! Da kommt ein Mensch!" sagte Neidhardt mit seiner hellen Stimme. „Sie sind's! Hab' ich Sie durch mein Jammern gestört? Es geht mir hundsföttisch schlecht. Das niederträchtigste Kopfweh, hier an der Stirn! Schüttelfrost; sehn Sie mal. Schmerzen durch den ganzen Kerl; ziehn so hin und her. Das ist ja schamlos, einen Menschen so zu mißhandeln! Wie komm' ich dazu? Was soll das? Pfui Teufel!"

„Ja, wie kommen Sie Armer dazu?" fragte Franz. „Bei Frau von Petroff waren Sie ja noch gesund?"

„Natürlich. Bestialisch gesund! Wie ich aber vor drei Stunden nach Hause komme, geht auf einmal der Unsinn an. Wie behext, sag' ich Ihnen! Wie —"

Er verstummte, offenbar vor Schmerz; nach einer Weile richtete er sich plötzlich auf. In seinen Augen brannte das Fieber; sie bekamen aber auch einen starren, wildträumenden Blick. „Sehn Sie doch," stieß er heraus, „da steht sie ja. Diese Russin. Sie hat mich behext! Das ist eine Hexe. Wer sollt' das glauben, nicht wahr; Unsinn. Aber es ist doch so.

Digitized by Google

Ich fühl's ja. Plötzlich! sag' ich Ihnen. Plötzlich Schwindel und die verdammten Schmerzen und alles. Hole sie der Teufel!"

„Haben Sie zum Arzt geschickt?" fragte Franz.

„Wen soll ich denn schicken? Mein Diener ist mir durchgegangen, hab' jetzt nur 'ne Aufwärterin, vormittags, nachmittags. O wenn doch die Hexe diese Schmerzen hätte. Doktor Eisenhut! Ja, wenn man so 'nen Doktor braucht, dann liegt er und schläft!"

„Ich hol' ihn," sagte Franz.

„Was wollen Sie? Sie selber wollen —"

„Ich lass' hier mein Licht brennen, bis ich wiederkomme. Haben Sie so lang' Geduld!"

In einer Minute war Franz auf der Straße, in der schon schwach beleuchteten Nacht. Auf der Piazza Barberini fand er einen Wagen; er sprang hinein und fuhr zum neuen Corso Vittorio Emanuele, wo Eisenhut wohnte. Dort ließ er den Wagen warten, läutete an des Doktors Glocke, und stieg, als man die Hausthür geöffnet hatte, die Treppe hinauf.

Eisenhut lag noch nicht im Bett; er saß in seinem Wohnzimmer bei der Lampe und las. Spät aus einem entlegenen Wirtshaus vor der Stadt nach Hause gekommen, hatte er auf dem Arbeitstisch ein Briefchen Nataliens gefunden, heimlich erhofft und nun doch überraschend. Der Inhalt beglückte und verstörte ihn; er mußte das Letzte zweimal lesen:

„My sweet boy! nun wieder! Ich muß Ihnen doch

Digitized by Google

gleich ein paar Zeilen schreiben und durch Manu schicken, als Gruß, für die Nacht. Alles ging gut! ganz gut! Zum erstenmal reiner Geist, haben Sie sich sofort bewährt. Ihre Maske, Ihre Bewegungen, Ihre Unhörbarkeit, dann die Stimme, die wirklich nur hingehauchte — o, es war alles gut! — Ueber diesen Tölpel, der uns verderben wollte, will ich mich nicht mehr ärgern: vielleicht wird auch das zu unserm Besten. Es hat die andern empört und für uns gestimmt. König in jedem von uns ist der Widerspruch. Sie werden nun hingehn und glauben!

„Und wie herrlich sind Sie entwischt! Und wie schnell verstand mich mein kluges Geistchen, als ich die Stimme hob, und verschwand aus dem Boudoir, aus der Wohnung! Darüber erzähl' ich Dir mehr — ja, Dir — wenn wir uns wiedersehn. O, wie wird dann ein ergebener, treuer Geist belohnt!

„Ich muß Dich nur bitten, my sweetest spirit: bleib noch eine Woche fern; — eine lange, lange Woche! Aber es muß sein. Ich kann Dir in diesem Augenblick noch nicht sagen, warum; wenn wir uns endlich wiedersehn, erfährst Du alles. Dann ist auch die längste Woche — vergangen. So lange hat noch Mahatma Geduld!

Bald in Gandharvas Sinne Dein

Kamala."

Noch eine Woche? Warum? dachte Eisenhut, den Brief zerdrückend. Ist das Hinhalten ihr Natur? kann sie's gar nicht lassen? Oder was für eine

Digitized by Google

Mauer steht denn noch zwischen uns? — Seine Arztglocke tönte; so spät. Er seufzte und stand auf. Er that seine „verfluchte Schuldigkeit", ließ öffnen. Wie erstaunte er, als Franz dann eintrat, mit seinem Helfergesicht; der Mann, auf den er in diesem Augenblick neuen Argwohn der Eifersucht hatte. „Doktor, Ihr Herr Neidhardt ist krank!"

Neidhardt! Den er seit heute abend haßte. Durch den er nun in der Schande war, wenn Natalie ihn nicht rettete ... Es schüttelte ihn innerlich. Er faßte sich geschwind, als Arzt. Jetzt war Neidhardt sein Patient, weiter nichts! — Er ließ sich berichten, nahm Arzeneien, Hut und Mantel, und sie fuhren zum Kapuzinerplatz.

Als sie in Neidhardts Schlafzimmer traten, lag der kranke Mann, von dem die Fieberglut förmlich ausstrahlte, wieder in lautredenden Phantasien; er sprach mit Gestalten, die er zu sehen meinte, seine Arme fochten zuweilen in der Luft herum. Eisenhut, gleich Franz unbemerkt, hörte achtsam zu, den Fall studierend, bis diese Flut zum Ebben kam; dann erst trat er ans Bett. Er begrüßte den „lieben Freund" — die Anrede ward ihm heute schwer —, legte das Thermometer an, stellte seine Fragen. Neidhardt antwortete klar, vernünftig; sein Fluchen und Stöhnen kam aber wieder, da die Schmerzen wuchsen.

„Na, da haben Sie's nun tüchtig gekriegt," sagte der Doktor endlich; „hatt's Ihnen ja vorausgesagt. Was machen wir mit Ihnen? So ohne Pflege

Digitized by Google

können Sie hier doch nicht bleiben. Wollen Sie ins Krankenhaus?"

„Doktor!" fuhr Neidhardt auf. „In ein römisches Krankenhaus! Hol' Sie dieser und jener!"

„Danke. Die Antwort hatt' ich mir schon gedacht. Also hier bleiben, mit einer barmherzigen Schwester."

„Lassen Sie mich in Frieden, Doktor!" Neidhardts grünliche, jetzt brennende Augen rollten wild. „Diese frommen Weibsen, die an so 'nem Ketzer herumbekehren. Lieber in Ruhe verrecken, Doktor!"

Er schien so eine Schwester zu sehn, er ereiferte sich gegen sie. Eisenhut trat mit Franz gegen die Thür zurück; „was thut man da?" sagte er leise. „Ihn so liegen lassen, das geht ja nicht. Ich hoff', es ist nur eine schwere Influenza; deren haben wir jetzt viele in Rom. Es kann sich aber auch als Typhus entpuppen oder als Gehirnentzündung. Eine Schwester muß her!"

„Er will aber keine."

„Man zwingt ihn halt!"

„Du verfluchter Kerl du!" rief Neidhardt jetzt, wieder halb aufgerichtet, die Augen auf der dunklen Thür, die wohl Erinnerungen in ihm weckte. „Willst mir wieder durchbrennen; was? Mit deinen ‚Augen'. Hast ja keine Augen! Ein Geist? Ein alter Indier? Bleib stehn, alter Junge. Es giebt keine Geister, sag' ich. Laß dich anpacken! Da bleib stehn!"

Eisenhut verzog das Gesicht. Da Neidhardt aus

Digitized by Google

dem Bett ſpringen wollte, wie es ſchien, nahm er ſich geſchwind zuſammen und trat auf ihn zu. „Eine Augentäuſchung, lieber Freund. Da ſtehn keine Geiſter, nur Herr Wiesner und ich.“

„Ich ſeh' ihn doch!“ rief Neidhardt aus. „Er will durch die Thür. Wie kann er denn durch die Thür? Er hat Haut und Knochen. Das iſt ein Betrüger, Doktor!“

Franz legte ihm ſanft eine Hand auf den heißen Kopf, er war auch herangetreten; „ruhig, ruhig!“ ſagte er beſchwichtigend. Die menſchenfreundliche, tiefe Stimme ſchien das erregte Hirn etwas einzulullen; der Kopf ſank in die Kiſſen zurück und lag ſtill. „Doktor,“ ſagte Franz, „laſſen Sie ihm nur ſeinen Willen. Vorderhand bleib' ich.“

„Sie?“

„Ja, natürlich ich. Der Nachbar. Wenn Herr Neidhardt mich will! — Er ſchaut mich verwundert an. Er lehnt mich aber nicht ab. Seien Sie ruhig, Nachbar, ich bekehr' Sie nicht! — Sagen Sie mir, was ich thun ſoll, Doktor; laſſen Sie mir Ihr Antipyrin da, von dem Sie im Wagen ſprachen. Und dann gehn Sie ſchlafen —“

„Und wann ſchlafen Sie?“

„Ich hol's nach. Ich kann herrlich wachen. Morgen kommen Sie wieder; ich erwart' Sie hier. Keine Worte, Doktor. Sie verlieren nur Ihre Zeit!“

* * *

Digitized by Google

Es war der dritte Tag nach dieser Nacht; Neidhardt lag in seinem Bett, Franz saß am Tisch mit einem Buch, in dem er las, wenn der Kranke nicht sprechen sollte. Eisenhut, der des Tages zweimal kam, war fortgegangen; er komme von nun an nur noch einmal täglich, es sei keine Gefahr mehr, daß es eine große Krankheit werde; gemeine, tüchtige Influenza, sonst nichts! Auf Neidhardts Gesicht sah man die Verheerung dieser heißen Tage, und die Ermattung nach der Schlacht; die Augen hatten aber ihre Vernunft, ihre Ruhe wieder, die Delirien hatten aufgehört. Freilich zogen die Schmerzen noch arg herum; Neidhardt verzerrte aber nur die „Fratze", wie er seine „Adonisfront" zu nennen liebte, die lauten Seufzer unterdrückte er.

„Sehr gescheit von Ihnen," sagte er nach so einem Anfall, „daß Sie mir das Stöhnen ausgeredet haben. Nützen thut es nichts, und verschönernd wirkt es auch nicht! — Man soll an was Herzerfreuendes denken, meinen Sie, wenn die niederträchtigen Wehwehs kommen. Da will ich Ihnen doch mal erzählen, Nachbar, was für ein Kerl ich eigentlich bin! Ich hab' große Goldminen in Australien und in Südafrika; das heißt, noch weiß man nicht, ob's nur Minen sind ohne Gold. Aber die Vermutung ist riesenhaft gestiegen, daß wir nächstens auf die Butterseite, will sagen auf die Goldseite fallen. Herr, wenn das wahr wird — jetzt glauben's alle — dann verklopf' ich meine Anteile, für so viele Millionen Mark, als ich kriegen kann! — Sind Sie auch der Meinung?"

Digitized by Google

„Ueber Goldminen hab' ich keine Meinung," antwortete Franz.

„Lieber Herr, Millionen kann jeder brauchen; wär's auch nur für ‚gute Zwecke'. Was? — — Uebrigens, da wir grad' so gemütlich reden — — es ist merkwürdig: wenn Sie dabei sind und einen so anschauen, thut das Wehthun nicht so weh! — Also so gemütlich reden —: Sie sind mir noch immer 'ne Antwort auf 'ne Frage schuldig. Damals ging Eisenhut mit seiner Briefkastensache fort, und Sie dann auch. Es ist und bleibt mir wunderbar, nehmen Sie's nicht übel. Glauben Sie wirklich im Ernst an Gott?"

„Ich hab' ihn ja," erwiderte Franz und lächelte. „Ich fühl' ihn ja."

„Ach so. Fühlen! — Erlauben Sie, das ist nichts Genaues, wie die Berliner sagen."

„Er ist mir gewisser als Sie!"

„Als ich? der ich hier in Schmerzen liege? Ludwig Neidhardt?"

„Ich nehm' Sie ja doch nur mit meinen Sinnen wahr. Sinne können täuschen; im Wahnsinn, im Influenzafieber, und auch ohne das. Gott fühl' ich aber im tiefsten Innern; da Sie mich schon fragen. Alles Gute in mir ruft: Gott! Alles Gute in mir fühlt, es könnte gar nicht sein ohne Gott!"

Neidhardt nickte: „Ja, ja, so weit kamen wir damals schon. ‚Alles Gute in Ihnen' ... Zum Teufel, ich muß ja nun zugeben, Sie sind empörend gut! Da liegt ein wildfremder Mensch, ein Egoist, ein

Digitized by Google

Rauhbein: für den opfern Sie sich auf, bis zum hellen Wahnsinn. Eine barmherzige Schwester ist ja nichts dagegen. Ich muß Ihnen sagen, Herr, es — nimmt mir schon die Seelenruhe, es macht mich manchmal halb verrückt! — Also ‚das Gute in Ihnen schreit: Gott.‘ Na, dann mag's da schreien. Ich hab' all das Gute nicht, also hab' ich auch keinen Gott!"

Franz setzte sich zu Neidhardt aufs Bett, auf den Rand; er hatte es in diesen Tagen und Nächten noch nie gethan; es that dem Kranken heimlich wohl. Er sah ihn mit den ernsthaft lächelnden Augen an: „Sie sind ebenso gut wie ich."

„Ah, das muß ich mir denn doch verbitten! Ich, der Egoist!"

„Man hat Ihnen nur *eingeredet*, Sie seien kein guter Mensch."

„Wer hat mir das eingeredet?"

„Der *andre* in Ihnen, der Lärmmacher, der Herumsauser; das welthungrige, weltschlaue, ‚fidele‘ Ich. Das ist aber nur ein *Stück* von Ihnen! und gar nicht das größte."

„Nicht das größte?"

„Nein. Es thut nurso! Es bläht sich. Es schreit im Haus herum. Es hat dem Guten so oft gesagt: ich bin ich und du bist nichts, bis der es geglaubt hat."

„Ist der Kerl so dumm?"

„Klüger war bis jetzt der andre! — Nun schämen Sie sich, gut zu sein, und nun lächert es Sie bei



Digitized by Google

dem Worte Gott. Vielleicht denken Sie dabei nur an den Gott eines salbadernden Pastors, der Sie als frischen Jungen langweilte, und blasen ihn weg wie 'ne Seifenblase! Er brauchte aber Ihren Pastor nicht. Er ist auch nicht erst in Bethlehem in die Welt gekommen; er war immer da. Wissen Sie nicht von Sokrates? Zu dem sprach von Jugend auf ‚etwas Göttliches', wie er sagte: eine Stimme in ihm, die, wenn sie sich rührte, ihn von dem abmahnte, was er eben thun wollte; antreiben that sie nie. Die hinderte ihn tausendmal, Ungutes, Verkehrtes zu thun. Warum konnte sie das? Weil er sich gewöhnt hatte, auf sie zu horchen und mit Gott zu leben. Bringen Sie nur den andern, der da in Ihnen lärmt, zur Ruhe! Dann werden Sie schon hören und merken: Gott ist!"

Neidhardt schloß die Augen; mit zurückgesenktem Kopf lag er eine Weile still. „Ich bin noch zu dumm," brummte er endlich, „um mit Ihnen zu streiten; mein Schädel ist noch zu wüst. Aber ich muß Ihnen was sagen, Herr, was Merkwürdiges, das mir eben bei Ihrem Sokrates einfiel. So 'ne innere Stimme hab' ich auch einmal gehabt! — Ach, das geht mir ja überhaupt diese Tage nach; wenn ich Sie reden hörte, oder wenn ich Sie auch nur ansah, kamen mir diese Zeiten und das Mädchen wieder. Ja, es handelt sich um ein junges Mädchen. Das trauen Sie wohl dieser Visage nicht zu, daß sich einmal ein reizendes, liebenswürdiges, edles Wesen heftig in mich verlieben konnte; es ist aber doch 'ne wahre Geschichte! Hat

Digitized by Google

mich schauderhaft gern gehabt; merkwürdig. Ich sie aber auch! — Da sagt' ich mir aber doch eines Tags — ich war in Amerika und sie in Deutschland, wir waren wie Verlobte — da sagt' ich mir in meinem Kraftmeiergefühl, in dem ich damals schwelgte: sie ist doch das Kernweib nicht, das ich für meine Weltumseglerwirtschaft brauch'; mehr ein Klageweib, zu viel Gefühl, zu viel Seele; wir halten's miteinander nicht aus, es wird doch nicht gut! — Und ich setzt' mich hin, wenn auch mit schwerem Herzen, um ihr das zu schreiben. Damals war das. Die innere Stimme! Ich saß, saß und schrieb; und in mir sprach jemand, und sprach immer wieder: laß das! Du weißt nicht, was du thust. Du zerstörst dir dein Lebensglück. Leg die Feder fort!"

Neidhardt lachte vor sich hin, mit finsteren Augenbrauen; dann sah er wieder Franz ins Gesicht. „Natürlich legt' ich die Feder nicht fort. Ich ließ mir nichts dreinreden; ich schmorte in meinem Größenwahn! Und der Brief ging ab. Und, wie Sie sich wohl denken können, nun kam keiner mehr. Ich war wieder ein freier Mann! — Ja — und das bin ich noch! Hab' seitdem die ganze Welt gesehn, hab' auch viele junge Mädchen gesehn; das ‚Kernweib', das ich mir in der Gehirnretorte chemisch fabriziert hatte, hab' ich nie gefunden — und so eine ‚Seele' auch nicht mehr. Ja, mein guter Ludwig Neidhardt, die laufen nicht wild herum; diese himmlischen, zarten, ewig treuen Seelen, die an so 'nem Unmenschen hängen, bis er unter der Erde ist. Die war so!

Digitized by Google

ſag' ich mir jetzt. War ein merkwürdiges Mädchen, Herr; eine eigentliche Schönheit nicht; na, das auch noch! für meine Faſſade! Aber ſo recht zum Liebhaben geſchaffen; das war ſie. Epheu. Die innere Stimme, die hat's gewußt. Aber ein ſiebenundzwanzigjähriger Eſel hat nicht an ſie geglaubt!"

„Und jetzt?" fragte Franz.

„Ja, jetzt! Jetzt taug' ich ſchon gar nicht mehr für ſo 'ne Frauenſeele; hab' mich zum Egoiſten ausgebildet, daß es eine Luſt iſt — wenn Sie auch behaupten, ich wär' noch ein guter Menſch. Ich bin froh, daß ich nicht weiß, lebt ſie noch oder nicht? Sie ſoll einen Offizier geheiratet haben, hat man mir einmal geſagt; dann wieder: er war nicht mehr Offizier. Und zuletzt, da wollt' einer wiſſen: nicht ſie hat ihn geheiratet, ſondern ihre Schweſter! — Ich zieh' herum und mach' Geſchäfte; mich geht's nichts mehr an. — Ach ja, aber die innere Stimme damals. Hätt' ich ihr lieber geſchrieben: ‚Meine liebe Luiſe, ich komm' bald!' Nämlich Luiſe hieß ſie."

Franz machte nun doch eine unwillkürliche Bewegung; bisher ſaß er ſtill.

Neidhardt betrachtete ihn aufmerkſamer. „Was machen Sie für ein Geſicht?"

„Nur ſo ein allgemeines: über Menſchenſchickſal."

„Ja, es geht uns ziemlich wunderbar. Meiſt haben wir wohl ſelbſt die Schuld! — — Ich wundere mich nur, daß ich Ihnen die ganze Geſchichte

Digitized by Google

erzählt hab'; von so was red' ich sonst nie ein Wort. Sie haben aber so ein Beichtvatergesicht; — nein, nein, nein, 's ist wahr; obgleich Sie doch noch nicht bei Jahren sind. Es geht einem kurios mit Ihnen!"

Er schüttelte den Kopf; dann hielt er dem „Nachbar" plötzlich seine rechte Hand hin. Franz, in dem sich Mitleid und allerlei bewegte, nahm sie und drückte sie.

* * *

Die sieben Tage, in denen Eisenhut noch aus dem Paradies verbannt war, hatten geendet; wenigstens war am siebenten Tag dieselbe Stunde gekommen, abends sieben Uhr, in der ihm Natalie nach der Geisterbeschwörung geschrieben hatte: „bleib noch eine Woche fern!" Noch bis morgen warten? dachte Eisenhut, der die Kirchenuhr schlagen hörte und mit dem Hut auf dem Kopf an seinem Fenster stand. Noch eine erbärmliche Nacht?

Er mochte, er wollte nicht mehr; es war schon fast wie Fieber in seinem Blut. Er ging hinunter; in einer Droschke war er dann bald vor Nataliens Haus. Manu öffnete ihm. Er kam durch den Salon in ihr Boudoir, dessen Thür heute offen stand; damals, das letzte Mal, war er durch den braunen Vorhang wieder hineingeschlüpft ... Natalie hörte ihn nicht kommen, so tief in Gedanken lag sie auf ihrer Ottomane. Sie schrak sogar leise zusammen, als sie ihn erblickte.

Digitized by Google

„Schon hier?“ ſagte ſie die Stirn runzelnd, offenbar ohne Freude. „Warum? Lieber Freund, was wollen Sie? Morgen iſt erſt die Zeit vorbei!“

Eiſenhut runzelte nun auch die Stirn. „Entſchuldigen Sie: ich hatte einen — hübſcheren Empfang erwartet; zum Beiſpiel auch nicht mehr mit ‚Sie‘. Ganz genau gerechnet, nach der Stunde — ſo, wie Liebende bekanntlich rechnen — ſind die ſieben Tage herum!“

Natalie ſprang auf, nahm ſeine beiden Hände und küßte ihn geſchwind auf die Stirn; dann trat ſie ebenſo raſch wieder zurück. „Gut, ſei willkommen; wir rechten nicht miteinander. Jetzt ſei aber auch gut, das heißt folgſam, und rühr mich noch nicht an! — Du warſt alſo mittlerweile ‚ein guter Chriſt‘, wie du mir ſchriebſt, und haſt unſern Feind, den Neidhardt, wieder geſund gemacht. Warſt zugleich auch klug, wie ſich das bei dir gehört, haſt den Herrn Wiesner bei ihm wachen und ihn pflegen laſſen, damit nicht fremde Ohren die Neidhardtſchen Geiſterphantaſien hörten. Geſcheiter Mahatma du! — Und der Böſewicht iſt ganz geneſen?“

„Noch nicht ganz,“ erwiderte Eiſenhut; „aber er kann immerhin ſeinem Gott ſchon danken. Wiesner pflegt ihn nicht mehr. — Sag mir nun endlich, Kamala — ſieben Tage lang hab' ich dich's zehnmal täglich gefragt —: warum war ich denn noch verbannt?“

Natalie, eben noch heiter, ſah ihm mit ihrem

Digitized by Google

„indischen Ernst" in die Augen: „Ein Gelübde, lieber Freund ... Nein, nein, nicht so lächeln. Das gewöhn' dir, bitte, nicht an, daß du nun die Geister ganz von mir wegdenkst, weil du einen gespielt hast und noch spielen wirst. Das ist für die Welt; mir bleiben ja doch meine wirklichen, wahren Freunde in dem andern Reich! — Nein, zuck auch nicht so mild die Achseln, als gäbst du nur nach, damit ich lieb und zärtlich bin. Du mußt glauben! hörst du!"

„Kamala, ich glaube."

„So ist's gut! — Meinem wahren Mahatma hatt' ich eine Entsagung gelobt, es ist lange her; das mußt' ich nun halten. Und durft' dir auch erst heute sagen: das ist es! — Und jetzt — aber nicht wieder finster werden — jetzt mußt du noch auf eine Stunde fort."

„Was! Noch wieder fort?"

„Da verfinstert er sich doch. Deine Zeit war ja noch nicht um! Und dieser Wiesner bat um eine Stunde; er hab' mir etwas Wichtiges zu sagen, schreibt er. Was sollt' ich da thun? Ich hab' ihm diese Stunde bestimmt. Er wird gleich erscheinen. — Was geistert da auf deinem Gesicht?"

Eisenhut trat auf sie zu, so wild, so plötzlich, daß sie zusammenfuhr und sich auf die Ottomane niedersetzte. „Natascha!" sagte er zwischen den Zähnen. „Dieser Mensch — mit dem du mich gemartert hast diese ganze Zeit. Was will er hier? Was will er hier?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht," antwortete sie.

„Ich will aus dieser Hölle 'raus. Sag mir, wie es in dir aussieht. Liebst du ihn? Natascha?"

„Ach, nun wirst du toll. Warum sollt' ich ihn lieben? Diesen kalten Nordmenschen; — nun ja, du bist auch ein Nordmensch. Aber du warst vielleicht einmal ein Hindujüngling; oder auch ein bengalischer Tiger. Ja, ja, eher ein Tiger; davon hast du noch diese Wut in der Eifersucht. Jetzt mach, daß du hinauskommst, Paschol! Er erwartet, daß ich allein mit ihm spreche. Doktor Eisenhut! Hören Sie?"

„Ja, ja, ja, ich höre," erwiderte er; machte ein paar Schritte zur Thür, blieb dann wieder stehn. Er sah in diesem Augenblick sein Schicksal vor sich, so daß ihm fast das Atmen verging: Seligkeit wohl nie ohne Marter; wenig Wahrheit, viel Lug und Trug. Und das immer wieder, ohne Ende ...

Und so ein Weib doch lieben müssen! Wie Eisenfeile am Magnet! — Sie stand so verführerisch da, wie vielleicht noch nie; ein leichter weißer Schleier lag auf dem schwarzen Haar, unter dem die Augen berückend glühten; aus einem losen, dunklen Gewand leuchteten der schöne Hals und ein Teil der Brust, aus den weiten Aermeln die weichrunden Arme hervor. Er warf einen trüben, heißen Blick über das alles hin. Nur noch eine Stunde! sagte er sich, um sich doch zu trösten.

„Nur noch eine Stunde!" sagte sie laut, wie wenn

Digitized by Google

sie seinen Gedanken erraten hätte. „Schäm dich: ein Mann wie du eifersüchtig auf diesen blutlosen Tugendpriester. Wenn er dich um eine Stunde gebeten hätte, hättst du nein gesagt? Nun geh artig und gut hinaus. Wenn man doch in sechzig Minuten wiederkommen darf. Schau dir das Kolosseum im Mondlicht an!"

Sie drängte ihn mit weichen Händen aus der Thür.

Eisenhut war noch nicht lange fort, als Manu dieselbe Thür öffnete und Franz erschien. Auch der hatte diese Zimmer seit dem Geisterabend nicht betreten; er warf einen unwillkürlichen, raschen Blick umher, die Erinnerung belebte sich. Natalie, die auf der Ottomane lag, schien es zu bemerken; sie stand aber mit einem herzlichen Lächeln auf und gab ihm die Hand. „Sie haben meinen Besuch gewünscht, gnädige Frau," sagte er nach der Begrüßung. „Da Sie diese Stunde vorschlugen, so hab' ich mich frei gemacht. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ach ja," warf sie hin, „ich hab' gewünscht! — Sie waren also mittlerweile barmherziger Samariter; Doktor Eisenhut schrieb es mir. Ganz in Ihrer edlen Art; — darüber gingen Sie nur leider für die Welt verloren, also auch für mich. Es war mir so wunderbar: nach einem für mich so bedeutungsvollen Abend — Sie alle bei mir — der Geist — danach kam kein Lebenslaut. Nicht von Ihnen, und nicht von Wildaus. Als wär' nichts geschehn! — Sie sind zum Glück der wahrhaftigste Mensch; dafür halt'

Digitized by Google

ich Sie. Der Graf und die Gräfin, nicht wahr, die sind — kalt geblieben? Die Erscheinung ist ihnen nicht so zu Herzen gegangen, wie ich hoffte? — Sie haben sie gesehn?"

„Ja, ich hab' sie gesehn; zweimal. Es ist Wildaus so gegangen — wie mir: die Erscheinung hat sie nicht überzeugt. Es fehlt ihnen der rechte Glaube, daß sie rein geistig ist. Der kalte Verstand sagt ihnen: es konnte auch eine Täuschung sein. — Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, gnädige Frau; lügen kann ich nicht."

„Selbstverständlich! Natürlich! Natürlich!"

Natalie warf einen Blick halb von unten hinauf, der wie heißer Zorn begann und wie ein Lächeln endete. „Ich irre aber wohl nicht, wenn ich denke, Ihre Meinung hat auf die gräfliche eingewirkt?"

„Wir haben uns gegeneinander ausgesprochen, jeder hat seinen Eindruck gesagt. Ich den meinen auch."

„Natürlich! — Was Sie sagen, hat aber mehr Kraft, mehr Wirkung. Das wissen Sie ja doch."

„In diesem Fall war's vielleicht so, gnädige Frau."

„Das ist Wahrheitsliebe! Es gar nicht bestreiten — herrlich! — Nein, nein, nein, ich spotte nicht. 's ist mein reinster Ernst; reinste Bewunderung!" Sie saß auf der Ottomane, ihm gegenüber; sie warf die Aermel zurück, als sei ihr heiß, fuhr sich durch die Stirnlocken; dann lächelte sie ihn an, in ihren Augen war aber eine unruhige, ernsthafte Glut. „Sehn

Digitized by Google

Sie, ganz offen gesagt," fuhr sie fort, „einen andern könnt' ich darum hassen, daß er so gegen mich gesprochen, solche Menschen wie Wildaus gegen mich eingenommen hätte ... O ja, ja, ich fühl's, das haben Sie gethan! — Ich kann tüchtig hassen. Sie nicht! Und selbst wenn ich wollte, etwas andres in mir würd' es sogleich niederzwingen; das Ende wär' immer ganz wie jetzt: nur Bewunderung! — Ja, ich bin auch aufrichtig, sehn Sie. Sie können nicht lügen, sagten Sie; ich glaub's. Können Sie's denn auch ertragen, wenn man Ihnen die volle Wahrheit sagt?"

Franz mußte lächeln. „Wenn ich das nicht könnte, so müßt' ich ja aus zwei Menschen bestehn; einer weiß, einer schwarz."

Natalie lachte kurz auf. „Ein phantastisches, furchtbar ‚modernes' Bild! — Dann hören Sie also die volle Wahrheit: ich hab' Sie gebeten, herzukommen, weil ich das nicht länger ertrug: kein Blick und kein Wort von Ihnen! nach so einem Abend! Diese ganze Woche hab' ich täglich gehofft, Sie zu sehn. Ich hab' angefangen, diesen Herrn Neidhardt zu hassen, weil er Sie mir entzog. Ich wollte aber nicht hassen — nur lieben. Denn mein Gott ist ja doch die Liebe, wie er der Ihre ist; — ja, das fühl' ich. Das liegt in Ihren Augen! Wie kann man so klare, blaue, himmelhafte Augen haben, aus denen so einfach die Wahrheit strahlt. Pfui, meine schwarzen Teufelsaugen! Die sehen verdächtig aus, nicht wahr. In denen kann allerlei Verstecktes, Schlech-

Digitized by Google

tes, Böses lauern. Kann man solchen Augen gut sein? Sagen Sie die Wahrheit!"

„Ich glaube, jetzt irren Sie von ihr ab," sagte Franz lächelnd. „Sie müssen doch wissen, daß Ihre schwarzen Augen vielen Herzen gefährlich sind; daß sie in Rom berühmt geworden sind."

„Sind sie das? — Ach, aber das mein' ich nicht. Einem wahrhaft gut sein mein' ich, von Herzen, mit der Seele. So recht an jemand glauben mein' ich! — Wissen Sie, was ich diese Tage gedacht hab', wo ich mich nach einem Wort von Ihnen sehnte? Hätt' ich seine Augen, dacht' ich, so glaubten sie alle an mich, an den Geist, an alles. Meinen Augen sagt man wohl etwas Schmeichelhaftes, aber man traut ihnen nicht! — Ach, und ich sehne mich so nach — — Nein, nach dem Glauben der andern nicht. Da bin ich zu stolz. Aber nach dem Ihren! Sie müssen die volle Wahrheit hören, müssen Sie ertragen. Ich sehne mich, daß Sie, Sie allein mir sagen: Hinter deinen pechschwarzen Augen seh' ich, wer du wirklich bist! seh' ich einen Menschen von meiner Art, der das Höchste will, der zu Gott will, der den Menschen helfen will, der sich erweisen will als ein Werkzeug Gottes!"

„Verzeihen Sie," entgegnete Franz. „Ein Werkzeug Gottes . . . Ja, wer möchte das nicht sein. Aber ich wollte unbekannt, unbeachtet unter den Menschen dahingehn, könnten nur meine Gedanken und Gefühle ihnen Gutes bringen. Ehre bei ihnen brauch' ich nicht."

Digitized by Google

Natalie hob die Arme: „Brauch' denn ich sie? ich? So wenig wie Sie! — — Ja, Sie können sagen, ich hätt' etwas danach gestrebt. Eine Frau mag wohl eitler sein als ein Mann, wenn sie so in die Welt hinaustritt; oder sie mag mehr an äußere Mittel denken, um etwas zu erreichen, um sich durchzusetzen. Glühenden Ehrgeiz hab' ich, ja! Aber doch nur Gott zu dienen, und meinen Brüdern und Schwestern hier! — Und dazu die Sehnsucht, unter diesen Brüdern einen zu haben, der mir wirklich wie ein Bruder ist; oder wie ein Helfer, ein Glaubensgenoß, ein Bundesgenoß — nennen Sie's, wie Sie's wollen. Denn ich mein' ja Sie. Ich hab' mir gelobt, Ihnen heut alles ohne Furcht zu sagen. Sie wollen ja fort, sagten Sie uns neulich. Wollen weiterziehn! Auf dem Pincio neulich; wissen Sie das noch? Als Sie mit Eisenhut und mir da standen; es war das einzige Mal . . ."

Mit einem Seufzer hörte sie auf, zu sprechen. Sie schloß die „pechschwarzen" Augen; es schien, daß sie sich feuchteten. Als sie sie wieder öffnete, ging langsam ein Blick zu ihm, der ein Herz wohl schmelzen konnte; es war viel leise Klagendes, Bittendes drin, aber auch viel Verhaltenes. Franz erstaunte, wie beredt das ganze Gesicht nun war, ja auch die ganze Gestalt. Als ginge ein Seufzer durch alles; als zitterte sie vor Weichheit, vor Hingebung. Und doch saß sie in aristokratischer Haltung da, vielleicht mehr als sonst. Die nackten, leuchtenden Arme lagen an sie angeschmiegt; es verschönerte sie.

Digitized by Google

„Gnädige Frau," sagte er nach einer Stille, in der er sich mit diesem Eindruck abgefunden hatte, „wir sind ja einig: die volle Wahrheit. Daß Sie einen hohen und menschenliebenden Ehrgeiz haben, das glaub' ich Ihnen; gewiß. Aber an Ihre Geister glaub' ich nicht."

„Das ist ja mein Unglück!" rief sie. „Dieser Herr Neidhardt hat —"

„Bitte, lassen Sie den weg; den und jeden andern. Ich rede nur aus mir und für mich."

„Sie glauben nicht. Und doch schwör' ich Ihnen — — Nein, nein, nein, ich schwöre nicht; das mögen Sie nicht, Sie sagten's neulich; und Ihr Gesicht bekommt schon wieder das Vernichtende. Lassen wir die Geister! Was ich von ihnen habe, ich für mich, das bleibt mir ja doch. Vielleicht kommt einmal der Tag, wo ich Ihnen sagen kann — — wo Sie anders denken . . . Heut bitt' ich Sie nur mit aufgehobenen Händen: kein harter Pharisäer sein — nein, nein, Sie haben ja nichts von dem — und mich nicht verdammen! Sie wollen die Geister nicht; ich brauch' sie nicht. Auch ohne alle Geister bin ich, die ich bin! Und wie viel mehr wär' ich erst mit Ihnen. Das ist mein ewiger Traum! — Ich halt' Sie für einen großen Menschen; der die Welt noch erleuchten wird. Klein bin ich aber auch nicht. Wenn Sie das glauben sollten, so kennen Sie mich noch nicht! Mein werdendes Buch ist noch unreif; gut. Es wird reifer werden. Wenn wir zusammen arbeiten, o dann ganz gewiß! Aber wissen Sie denn nicht, wie

Digitized by Google

viel ich Ihnen helfen kann? Sie wollen das Sektengewimmel in Amerika sehn, sagten Sie auf dem Pincio; Sie wollen die großen Religionen in Asien gleichsam bei der Arbeit sehn. Da müssen Sie vor allem nach Indien, wo Sie die beiden größten finden. Indien kennt kein Mensch so wie ich! Das Indien, das Sie brauchen, mein' ich. Ohne daß Sie ein Wort von den indischen Sprachen sprechen, führ' ich Sie zu allem hin, in die Tempel und in die Menschen hinein, zum Alten und zum Neuen. Die Gottsucherin, die ‚weiße Theosophin' Natalie Petroff kennt man! Ich zeig' Ihnen auch Jung-Indien, das werdende, das dem alten nachstrebende. Leute wie Swami Bahadur Rana, meinen Freund in Kalkutta, den ‚jungen Weisen'; und die Buddha-Philosophen in Bombay, auf Ceylon. Ein Cicerone, ein Dolmetsch, der für Sie lebt! — Soll ich Sie begleiten?"

Nataliens Rede hatte sich fast überstürzt, je länger je mehr, wie wenn sie fürchtete, daß er sie unterbrechen möchte. Sie war aufgestanden, sie stand vor ihm und sah so schwesterlich wie möglich auf ihn nieder. Es war aber doch ein Feuer auf ihren Wangen und in ihren Augen, das sie nicht auslöschen konnte. Er fühlte auch diese Glut, er sah sie nicht nur. Ihn begleiten! Von diesem Gedanken überrascht starrte er sie an. Das sonderbarste Weib, das er bis heut gesehn: denkend und wollend wie ein Mann, sinnlich-seelisch wie ein Weib. Was ihren Busen hob, war Ehrgeiz und Zärtlichkeit. Ja, es

Digitized by Google

brannte auch Sehnsucht in ihr. Es schwamm etwas in ihren Augen, das ihn fast berauschte.

„Sie mich begleiten?" sagte er nur; er war aufgestanden. „Sie, eine Frau?"

Sie verzog die Lippen. „Ah! — — Sagen Sie: kann man ein großer Mensch und dabei ein Philister sein?"

„Warum meinen Sie?"

„Ich frage nur. — Nein, nein, nein, ich frage nicht. Ich hab' nichts gesagt! — Bin ich eine Frau? Das hängt von dem Mann ab, von Ihnen. Wollen Sie nur einen Reisegefährten, der indische Sprachen kann, der Ihnen indische Thüren aufschließt, der Sie zu indischen Geheimlehren führt, dann bin ich keine Frau. Wollen Sie auch das, was Menschen sonst von einander wollen, Gemeinsamkeit der Seelen — gleiches Fühlen — Liebe — ja, dann bin ich eine Frau! — O, ich sage Ihnen: ich hab' hier einen Mann im Hirn — bei Gott — aber ich hab' ein Weib in der Brust — so kennen Sie noch keines. Das kann lieben — nun lästre ich — lieben fast wie Gott! So aus dem Ganzen, mein' ich: mit dem Geist und mit der Seele und mit allen Sinnen. O, ich könnte glücklich machen . . ."

Nataliens Augen trübten sich; sie sah Franz durch einen feuchten Nebel an, sie glaubte den Blick der Liebe — endlich! — in seinen Augen zu sehn. „O, ich könnte glücklich machen," wiederholte sie mit leiserer Stimme; es sprach aber nun ihr Herz darin. „Ich bin stolz, bin herrisch; aber dem Mann, der

Digitized by Google

mir's angethan hat, der mir der einzige ist, o, dem kann ich dienen. Kann vor ihm niederknien . . ."

Seine Arme, zuletzt seine Kniee berührend sank sie an ihm nieder.

„Was thun Sie?" sagte er erschrocken und im ersten Augenblick verwirrt. „Ich beschwöre Sie —!" Er zog sie vom Boden empor.

Ihr schienen aber die Sinne vergehen zu wollen, er mußte sie mit den Armen halten. Wieder zu sich kommend, aber noch fest in seine Arme hineingedrückt, blickte sie ihn nun rücksichtslos mit den gefeuchtet brennenden Augen an. Küsse mich! sagten sie ohne Worte. Nimm mich in die Arme! Die Lippen begannen auch wirklich zu flüstern; was sie hauchten, war aber nicht zu verstehn.

Ihr Gesicht war dem seinen nah, ihn wehte eine schwül duftende Wärme an, die ihm gegen Sinne und Seele ging. Ein schöner Teufel! dachte er, aus einer kurzen Betäubung erwachend. Der Geist fiel ihm ein, vor dem braunen Vorhang. Daneben sah er Helene stehn. Es war kaum ein Augenblick; seine Hände ließen Natalie los, da sie wieder aufrecht und sicher stand.

„Nein," erwiderte er, „lassen Sie mich nur; Sie träumen sich einen falschen Mann. Ich bin nicht der, den Sie sich denken. Wir sind so verschieden — wir kämen gar nicht bis Indien. Da ist's besser, man sagt sich's gleich; und zugleich lebewohl!"

„Gute Nacht!" setzte er noch hinzu, da sie keine Antwort gab. Nach einer Abschiedsverneigung ging er aus der Thür.



Digitized by Google

Natalie horchte mechaniſch; ſie hörte noch, wie die letzte Thür, die zum Treppenhaus, ſich öffnete und ſchloß. Dann erſt kam ihrer erfrorenen Geſtalt das Leben wieder. Ein wilder Schrei, der ſie wie von Erſtickung befreite, brach ihr aus der Bruſt. Darauf ſchwankte ſie auf die Ottomane zu. Mit einem lauten Lachen, das nicht enden wollte, warf ſie ſich hin.

Manu erſchien in der Thür, der den Schrei gehört hatte. Durch eine Gebärde jagte ſie ihn fort. Sie drückte das Geſicht in die Kiſſen; ſo lag ſie eine Weile da. Endlich hörte ſie Schritte, hörte Eiſenhuts Stimme. Es kam noch ein wilder Laut aus ihr; aber ſchon zufriedener, ſchon mit Racheluſt. Sie ſchnellte ſich empor.

„Manu hat ſich gefürchtet," ſagte Eiſenhut, als er im Zimmer ſtand, mit ungewiß fragendem Geſicht. „Was hat's denn gegeben?"

Natalie antwortete nicht. Mit einem unſinnigen Lächeln warf ſie ſich ihm an die Bruſt.

Digitized by Google

# Viertes Buch

Digitized by Google

In einer der neuen Straßen (zwischen Elster und Alter Elster), die gegen das „Rosenthal" laufen, stand Professor Eckers Haus. Der Alte hatte den Platz mit Glück gewählt: das Haus stand diesem großen Stadtpark zunächst, der an dem flach hingestreckten, häuserreichen Leipzig wohl das Schönste ist. Jetzt war er freilich nicht mehr grün, der blätterlose Dezember war gekommen, dessen kurze Tage eigentlich auch keinen Nachmittag mehr zum Lustwandeln haben. Ecker hatte sich denn auch schon gewöhnt, seine Gedanken wieder m i t t a g s spazieren zu führen, in seiner „Rosenthal-Winterfrische". Die Hände meist auf dem Rücken, den Kopf ein wenig vorgeneigt, schlenderte er auf den wohlbekannten Waldwegen oder an der Großen Wiese hin, gewöhnlich mit sich allein; in seinem Gehirn war dafür gesorgt, daß er sich nicht einsam fühlte.

Am Mittag des sechsten Dezember war er nicht allein gegangen: Major Brand, ein häufiger Abendgast des Eckerschen Hauses, hatte sich in seiner schlicht bescheiden soldatischen Weise am Rand der Großen Wiese zu ihm gesellt und ihn auf waldigen Umwegen heimbegleitet. Der Alte war dann beim Mittagessen, mit der Frau und Helene, nachdenklich, in sich ge-

Digitized by Google

kehrt; zuweilen sah er das „Töchterchen" mit einem so auffallend versteckten Frageblick an, daß er dem klugen Mädchen nicht entgehen konnte. Die Frau Professorin ging nach Tisch ein wenig ruhen, wie immer; „komm doch noch auf ein paar Minuten in mein Zimmer," sagte Ecker nun zu Helene, „während Mine hier abräumt!" In seinem dunkelgrünen Sammetkäppchen, das er in Leipzig weiter trug, das dünne Haar über die Schläfen streichend, schlurfte er voran; unterwegs sprach er so leise, daß Helene nicht wußte: redet er zu mir oder mit sich? Sie verstand die Worte nicht. Er nahm sie sanft bei den Schultern, als sie in seinem Zimmer stand, drückte sie in seinen einzigen Lehnstuhl nieder und blieb mit einem etwas befangenen Lächeln vor ihr stehn.

„Der Major Brand nämlich!" fing er an. „Es ist immer die alte Geschichte; eigentlich konnte man's ja kommen sehn. Er fühlte sich hier abends immer wohler, er kam immer öfter. Zuerst hängte er sich ja sehr an A u g u s t, tauschte sich mit ihm chemisch-militärisch aus; na, das war wohl nur so. Als August wieder nach Göttingen abreiste, konnte man noch denken: L u i s e! Ich in meinem mangelhaften Weltverstand, der sich immer wieder bewährt, hab's ja auch gedacht! — Dann aber, als die nach Hamburg fort war und mein guter Major die Belagerung so unverdrossen fortsetzte . . ."

Ecker zog seine Schnupftabaksdose hervor, um eine Prise zu nehmen; er rauchte nicht, er schnupfte nur; doch auch das nicht oft. Ein Antrag! dachte Helene

Digitized by Google

unterdeſſen, ſchon nach ſeinen erſten Worten. Ach du lieber Gott! Sie ſah den Major vor Augen, die breitſchultrige, etwas dicke Geſtalt, das geſund rötliche, geſcheite, ehrenfeſte, korrekte Geſicht. Korrekt war a l l e s an ihm, das Denken, das Sätzebilden, das Ehrgefühl, das Vaterlandsgefühl, die Galanterie, der Humor. Es war nichts zu ſagen, alles war in Ordnung. Nur aber auch nichts hinaus über dieſe Grenze: korrekt!

Nein, dachte ſie, lieber ſterben! Oder ſtill ſo weiter leben, mein Herz weiter abtöten, Klavier ſpielen, zeichnen — und noch zuweilen von einem Glücksrauſch, ein paar verrückten ſeligen Stunden träumen — bis auch das vergeht. Eine kalte Verſorgung — o Gott!

Ecker hatte ſeine Priſe genommen; „alſo kurz, mein gutes Kind!“ fing er wieder an. „Auf meinem Spaziergang heut hat Major Brand, ſozuſagen, um dich angehalten. Das heißt, er hat gefragt, was ich davon halte und was du wohl denkſt. Ich hab' ihm geantwortet: lieber Major, mir gewiß willkommen; ich will das Mädel fragen und will's Ihnen ſagen. Alſo nun überdenk' dir's, Mädel. Und wenn du damit fertig biſt, gründlich fertig, dann thu deinen Mund auf und ſprich!“

„Nein, lieber Vater,“ ſagte Helene ruhig.

„Nein? Was nein?“

„Sag ihm, daß du mich gefragt haſt und daß ich nicht will.“

„Aber — — gutes Kind! Ich hab' doch noch nichts von Ueberlegen und Ueberdenken geſehn —“

Digitized by Google

„Das hab' ich gethan, während du sprachst und während du dann schnupftest. Damit bin ich fertig."

„Ei der Tausend!" rief der Alte aus; schob seine Brille ganz über die hohe Stirn und sah das Mädel wie ein philosophisches Problem, ein noch ungelöstes, an. „Da hab' ich mich ja wohl schön blamiert. Ich halt' meinen Kathedervortrag und das Studentchen ist schon um ein Semester weiter! — Ich muß meine Professur niederlegen und Mädchenpsychologie studieren."

Helene stand auf und streichelte ihn. „Ach, mein guter Vater, wann würd'st du wohl damit fertig! — Verzeih, daß ich so schnell gedacht hab'. Und sag ihm, dem Major Brand: er soll mir nicht böse sein, ich kann nichts dafür. Sag ihm, daß ich nicht zur Hausfrau taug'; daß ich schief gewickelt bin, daß ich noch einmal mit einem Zigeuner durchgeh', und dann in die Elster oder in die Pleiße!"

„Will ihm alles ausrichten," versetzte der Alte, der sich in Helenens Humor so gerne sonnte, und schaute ihr mit heimlicher Freude in die braunen Augen hinein. „Er war übrigens sehr vorsichtig bei seiner Anfrage; er möchte dieses Haus nicht verlieren, sagt er; und für unwiderstehlich hält er sich ja nicht. Will mich Fräulein Helene nicht, sagte er zuletzt, so jagt sie mich doch nicht fort, denk' ich; und mein schönes Verhältnis zu Ihrem Hause, hoff' ich, bleibt beim alten!"

„Ja, ja," sagte Helene und nickte, „das ist ganz korrekt!"

Digitized by Google

Und ich behalt' sie! dachte Ecker, dem bei Brands Werbung das Herz schon einigemal stillgestanden hatte. „Uebrigens, mit wem spricht Mine draußen?" Er ging näher an die Thür zum Vorplatz und horchte. „Die Stimme ist mir so bekannt — aber nicht von hier."

Helene horchte auch; auf einmal fing sie an zu zittern. Das Herz, das sie so ziemlich „abgetötet" glaubte, bekam einen starken, ungleichen Schlag. O Gott, welche Ueberraschung! dachte sie. Die Thür ging schon auf; sie wollte nicht hinsehn und mußte doch. Das Dienstmädchen, die kleine, dralle Mine, erschien; hinter ihr ein großer Mann mit den blauen Augen, nach denen Helene sich so oft gesehnt, vor denen sie sich gefürchtet hatte. Es glänzte darin jetzt ein freudiges Wiedersehenslächeln; aber sie sah doch auf den ersten Blick, daß da ein tief ernster Mann kam, dem irgend eine Schicksalslast auf der Seele lag.

„Sie sind's!" rief Ecker fröhlich aus. „Franz Wiesner!" Er hatte ihn so lieb, daß er nicht mehr „Herr" sagen mochte. „Von Rom nach Leipzig — was für ein guter Gedanke!"

Der Alte zog ihn in seine Arme und küßte ihn auf die Wangen; dann lachte er vor Freude.

Franz erwiderte seine Küsse und drückte Helenen die Hand; als er nun aber still vor den beiden stand, sah auch Ecker die ernste Schrift auf dem bleichen Gesicht. „Von Rom nach Leipzig," erwiderte Franz, „das ist nicht genau; ich komme — von Tübingen. Von Rom wollt' ich fort, aus Europa auch; erst

Digitized by Google

wollt' ich aber doch selber sehn, wie es mit meiner Unglücklichen steht. Lieber Professor, da ist alles aus! Die wird nie mehr gesund."

„Tot?" fragte der erschrockene Ecker leise.

„O nein! Mehr als tot! — Ich war drei Tage da, hab' sie fünfmal gesehn. Sie mich auch, aber nur mit den Augen. Zweimal sprach sie mit mir — wie mit einem Bekannten, der eben aus dem Zimmer ging und nun wiederkommt. Dreimal sah sie durch mich hindurch und kannte mich nicht; ihr Geist träumte anderswo. Sie glaubte der heilige Geist, die ‚Taube', dann wieder etwas anderes Göttliches zu sein. Sie redete zum Direktor, und über diese arme Gottheit kam das ‚Silbenstolpern', sie versprach sich hilflos. — Lieber Freund! Es war eine traumhaft schwere Zeit. Die Frau, mit der man verheiratet war; sie sieht einen an, ihre Augen sehen, und sie weiß es nicht!"

Er ging an den beiden vorbei zum Fenster; zuweilen mag der tapfere, kämpfende Mensch sein Gesicht nicht zeigen. Auf die entlaubten Baumkronen des Rosenthals sah er lieber hin. Ein rauher Dezemberwind schüttelte sie; lange wolkige Streifen zogen.

Der Alte wartete ruhig, neben ihm Helene. Erst als Franz sich langsam zurückwandte, nahm Ecker das Wort, mit der nun doppelt gern gedämpften Stimme. „Also keine Hoffnung mehr."

Franz schüttelte den Kopf. „Progressive Paralyse, sagte der Direktor jetzt. Er hatte es wohl von Anfang an gewußt, aber noch schwach gehofft; es giebt ja doch Heilungen."

Digitized by Google

„Selten.“

„Jedenfalls hofft er nun nicht mehr! 's ist aus! — Vielleicht zwei, drei Jahre noch, immer abwärts, abwärts; vielleicht noch einmal scheinbar aufwärts und dann Jahre länger. Aber keine Rettung! — Lieber, teurer Professor! Wie kam diese Frau dazu? Meist fällt sie über Männer her, diese gräßliche langsame Vernichtung; männliche Ausschweifungen oder Laster oder Ueberanstrengungen haben sie gerufen. Was hatte denn Hermine gethan? Dreißig schuldlose Jahre und dann ist's aus?“

Die grauen Denkeraugen des Alten bohrten sich in das Zifferblatt seiner Standuhr, wie sie gerne thaten. „Lieber Freund, die Menschen denken vielleicht erst hunderttausend Jahre. Vielleicht sind noch ebenso viele nötig, damit keiner mehr so zu fragen braucht.“

„Ja, ja, ja! Ich weiß. Mein Kopf fragte auch nicht; es — kam mir nur so. — Das war denn also Tübingen! Und eine neue — Versenkung, Ergebung in den Willen Gottes. Mir war aber doch so elend zu Mut; so nun gleich übers Meer? dacht' ich. Das Haus am Rosenthal — dessen Photographie Sie mir damals schenkten — stand mir wie vor Augen. Ich wollte mit wahren Menschen sprechen, sie sehn und sie hören. In dem Haus hier wußt' ich welche. Und so bin ich hier!“

„Wann sind Sie gekommen?“ fragte Ecker.

„Eben; vor 'ner Stunde. Vom Gasthof sogleich hierher.“

„Wie sagen Sie? Vom Gasthof?“ Ecker trat auf

Digitized by Google

Franz mit jugendlichem Eifer zu; er faßte ihn bei zwei Rockknöpfen und hantierte damit, als wolle er sie abreißen. „Wenn Ihnen das Haus am Rosenthal vor Augen stand — Herr, so wußten Sie doch, daß da oben, eine Treppe hoch, zwischen Helenens und Augusts Stuben, ein Fremdenzimmer ist! Sagen Sie, mein Guter, wußten Sie das, oder nicht?"

Ueber Franz kam bei diesem Eifer ein gerührtes Lächeln. „Und wenn ich's auch gewußt hätte —"

„Sie werden doch in demselben Zimmer wohnen, in dem Ihre Schwägerin Luise wohnte? — Ein so gar liebes Frauenzimmer; hat mich selbst über die Schwarzwälder Kellnerinnen getröstet; — verzeihen Sie, daß ich solche Scherze mache. Aber es ist eine Art von Liebesverhältnis zwischen ihr und mir; Helene protegiert es. Das ganze Haus hängt an ihr! auch die dicke Mine. Auch mein Sohn, der eine Weile etwas unherzlich war gegen sie, ich weiß nicht warum; — dauerte nicht lange. Ja, wir haben sie ungern wieder hergegeben . . . Dafür kommen nun Sie! Die Vorsehung hat einen gnädigen Tag!"

„Ich soll also durchaus nicht im Gasthof bleiben?"

„Um Gottes willen!" rief Helene, „sagen Sie kein Wort mehr vom Gasthof, sonst kriegt der Vater seinen schwermütigen Zorn! Der ist herzzerreißend."

Franz nickte ihr lächelnd zu. „Herr Professor, wollen Sie die Güte haben, meine Sachen holen zu lassen?"

„Ha!" rief der Alte, „so ist's gut! — Wir wollen hier ja nicht faulenzen; wollen zusammen gute Sachen

Digitized by Google

denken. Das hebt Sie am schnellsten wieder in die Lebensluft! Dann sehn Sie ja auch bei mir Ihren Bartels wieder —"

„Bartels! Den hatt' ich eine Weile ganz vergessen. Thut er gut? Ist er Ihnen recht?"

„Und ob! Bis heute nichts zu klagen; ganz im Gegenteil. Wir arbeiten ja miteinander, daß es eine Lust ist; im logischen Denken bin *ich* voran, im Schreiben bei weitem er. Aber er ist auch *sonst* eine Kraft; überraschend, unerwartet. Er kann so viel Praktisches, das ich nicht kann. Er hilft auch in der Hauswirtschaft. Eben dieser Bartels wird Ihre Sachen aus dem Gasthof holen. Ja, was meinen Sie, ich dank' Ihnen ja täglich. Das haben Sie gut gemacht!"

„Der Bartels ist nämlich rührend zum Vater," erläuterte Helene. „Er hält ihn für den Herrgott von Leipzig. Solche Menschen giebt's ja nicht! sagt er. So wohl war ihm noch nirgends. Für Sie und für Professor Ecker läßt er sein Leben, sagt er."

„Aber auch das *Trinken*?" fragte Franz.

Der Alte deutete mit seinem schalkhaft ernsten Lächeln auf Helene: „Da steht ja seine Mutter! Was denken Sie? Eine Aufgabe, die ihr Franz Wiesner stellt, die ist ihr doch heilig. Sie schützt diesen Bartels vor dem Alkohol, wie eine Löwin ihr Junges vor dem Jägersmann! — Nein, bis jetzt geht alles gut. Nur vor einem hat selbst diese Löwenmutter ihn nicht schützen können; Sie kennen wohl die Thorwaldsensche Gruppe: der kleine Amor, der auf einem Löwen reitet. Bartels ist erlegen!"

Digitized by Google

„So bald?“ sagte Franz, den Eckers kindliche Heiterkeit ansteckte.

„Amor reitet bekanntlich noch schneller als die Toten! Ja, der Mann ist weg. Hausgenossinnen haben da ja einen Vorzug; also unsre Mine! Sie hat nicht so viel Bildung wie er, aber sie ist hübscher. Das Denkende hat sie übrigens auch; sie stellt manchmal Fragen, daß es ein wahres Glück ist, daß ich Professor der Philosophie bin, also alles weiß. Nur von ihm will sie noch nicht viel wissen; sie traut seiner Besserung nicht. Das ist Bartels' Kummer. — Da kommt auch schon meine Frau. Weibersleut', hier steht ein Gastfreund, gebt ihm was zu essen!“

* * *

„Bis nach Weihnachten zum wenigsten!“ war Eckers letztes Wort an diesem Tag; und Franz, der so lange zu bleiben versprach, fühlte tief, wie gern er's that. Sein wiederum erschüttertes Gleichgewicht, auch in der Einsamkeit, auf dem Ozean, an andern Ufern hätte er es wiedergefunden; hier halfen ihm aber so leise, gute Hände — für ihn vielleicht die besten der Welt. Wollte er sich an einer wahren Anima candida erbauen, so brauchte er nur in Eckers Arbeitszimmer zu treten; in diesem rührend schlichten, kahlen Raum, wo das nüchternste Stehpult am einzigen Fenster stand, ein Stühlchen ohne Lehne daneben, ein Holzkasten als Papierkorb in der Fensterecke, hier wehte ihn aus dem begrüßenden Lächeln des

Digitized by Google

Alten sogleich die kindliche Reinheit der Seele an. Dem Lächeln folgten dann, ungewollt und ungesucht, tiefe, weise Worte; rücksichtsloseste Zweifel eines geborenen Kampfgeistes, oder die klaren, kühlenden Tröstungen, die nur der Gedanke hat. „Sehn Sie, man nennt mich so gern einen Optimisten," sagte Ecker gleich am ersten Morgen, als sie am Stehpult über Herminens Schicksal sprachen; „auch mein Sohn August thut es. Ja, daß sich die Welt *emporentwickelt*, das glaub' ich; aber daß es dabei grausam zugeht — grausam, wenn wir nur an unser Glücksbedürfnis denken — das sieht ja auch ein blindes Huhn, dazu braucht man nicht einmal einen Privatdozenten. Blieb' es eben bei irgend einer hübschen, angenehmen Harmonie, die einmal erreicht ist, so gäb's nie eine *höhere*! Es stoßen Sterne zusammen, ganze Planetensysteme werden zertrümmert, daran zweifl' ich nicht; aber das Ende wird immer eine gewaltigere, reichere, höhere Ordnung sein. Ganz so geht's mit *uns*, lieber, guter Freund! Der Weg von Lust zu höherer Lust, der geht durch den Schmerz. In der *Kunst*, da weiß das jeder, nennt's Dissonanz, freut sich, wie sich's auflöst. Warum wär's im Leben denn anders? Kommt nicht alles aus *einem* Grund?"

Auch auf den Spaziergängen im Rosenthal, die sie nun miteinander machten, kamen sie auf tausend Umwegen des Spekulierens zu dieser Weltbetrachtung zurück. Es that Franz immer wohl, neben einem so erfrischenden Gedankenquell unter dem grauen oder

Digitized by Google

blauen Himmel zu gehn; wohler war ihm freilich noch, wenn Helene die dritte war, wenn Vater Ecker sie mitnahm. Es war ihm dann, als ob Sonntag wäre. Ihr stilles Dabeisein belebte so, ihr zuhörendes Schweigen war schön; ihre leichten Schritte raschelten so lieblich auf dem trocknen Laub. Er sah sie nicht oft allein; er vermied es eher. Aber sie erfüllte das ganze Haus; ohne sie war es nicht zu denken. In stiller Freude, manchmal halb verstohlen schaute er zu, wie sie für die schwersinnige, verschüchterte Frau Lucie das Hauswesen führte, mit Ecker philosophierte, Mine kochen lehrte, Bartels überwachte. So oft er ihr beseeltes, weich anschlagendes Klavierspiel hörte, zog es ihn hin. Wenn sie zeichnete — sie hatte es über der Musik vernachlässigt und trieb es nun mit neuer Lust — so war's ihm ein Augentrost, ihre feinen, gleichsam klugen Hände stricheln zu sehn. Alles freute ihn, was sie that ... Konnte er sich darüber täuschen, was er für sie fühlte? Vielleicht noch in den ersten Tagen, und nur weil er wollte; am fünften oder sechsten nicht mehr. Er sah sie einmal an und fühlte plötzlich: was der „schwarze Teufel" in Rom ihm beim letzten Gespräch mit gotteslästernden Worten gesagt hatte, das war in ihm wirklich geworden, aber gotterfüllt. Er konnte lieben, er liebte „mit dem Geist und mit der Seele und mit allen Sinnen".

Es war wohl schon eine Woche vergangen; Ecker, Franz und Helene kamen von einem Spaziergang zurück, diesmal am späten Nachmittag: der schöne

Digitized by Google

Sternenhimmel mit der leuchtenden Mondsichel hatte sie hinausgelockt. Hinter der Hausthür erwartete sie Bartels; er winkte Franz mit den Augen und dann mit den vorgestreckten Lippen so beweglich, daß Franz bei ihm stehen blieb. Bartels, durch Eckers Patriarchengüte wohlgekleidet, auch frischer und kräftiger im wohlgenährten Gesicht, hatte seinen „Gönner" Franz nach der ersten begeisterten Begrüßung fast nicht mehr behelligt, vielmehr dessen Zuspruch bescheiden abgewartet. Jetzt stand er aber wie ein Schutzflehender da; er zog die Mundwinkel kläglich herunter, und seine Augen blickten so trüb, daß Franz zuerst dachte: hat er wieder getrunken? Indessen mit freier Zunge und auf sichern Beinen begann Bartels, indem er an den Enden eines dicken wollenen Halstuchs zupfte: „Ach, wenn Euer Wohlgeboren mir ein paar Minuten schenken möchten. Es ist nämlich eine Angelegenheit der Humanität!"

„Nehmen Sie doch erst dieses Halstuch ab," gab Franz zur Antwort; „wie können Sie sich so verweichlichen, alter Römer. Ihr Hals ist ja doch nicht krank?"

„Danke der gütigen Nachfrage; nein, ganz gesund. Es ist nur 'ne alte liebe Gewohnheit, Herr Wiesner. Aber auf Ihren freundlichen Wunsch nehme ich es ab!"

Er steckte das Tuch in die Rocktasche. Franz nickte. „So, und nun sagen Sie schlicht und ohne Redensarten, was Sie auf dem Herzen haben."

Bartels seufzte auf. „Ich möcht' mich wieder dem Suff ergeben, Herr! meinen Gram ersäufen!"



Digitized by Google

„Bartels!"

„Zu Befehl! — Aber die da macht mich krank;" er wies in die Gegend der Küche hin. „Die verdirbt mir mein ganzes Gemüt. Und wenn Sie mir nicht helfen, dann muß ich wieder — — Aber Sie sind ja der Herr vom Monte Pincio; mein guter Genius; ewig unvergeßlich. Sie werden Ihren Bartels nicht im Stich lassen, werden wieder helfen!"

„Der eigene Wille ist noch so schwach?"

„Ach, guter Herr, Willen hätt' ich wohl genug; aber wenn der andre nicht will! — Es ist ja jedem im Haus bekannt, also Ihnen auch: Mine. Mine Köhler mit Vatersnamen. Sie hat sich mir, wie man so sagt, sehr ins Herz geschlichen; aber sie will wieder 'raus! Eheliches Bündnis will sie nicht! Auf meine höhere Bildung pfeift sie, sagt sie; und daß ich nicht wieder trinken werd', daran glaubt sie nicht. Warum glaubt sie das nicht? ‚Warum glauben Sie das nicht?' hab' ich sie gefragt. ‚Steh' ich nicht ganz außerordentlich da mit dieser Enthaltsamkeit seit dem zehnten November, und heut schreiben wir den dreizehnten Dezember, dreiunddreißig Tage später? Und nur viermal in dieser Zeit hat mir das Fräulein zur Belohnung für treue Dienste ein mittelgroßes Glas Wein gegeben? Und ich hab' nie gesagt: bitte, noch ein zweites!? — Das war einmal meine Leidenschaft, ich hab' jetzt 'ne andre. Weg mit Bacchus und Gambrinus, ich will nur noch der Venus leben!'"

„Nun? Und das wirkte nicht?"

Digitized by Google

„Sie hat geglaubt, daß das was Unanſtändiges iſt, und hat mich aus der Thür gejagt."

Franz lächelte, halb mitleidig. „Bartels, da iſt Ihnen recht geſchehn; laſſen Sie von Ihrer redeblumigen Gelehrſamkeit! — Und ich ſoll nun helfen? Wie denn?"

„Sie haben mich damals gerettet, Herr Wiesner; Sie haben mich in meiner Schmach geſehn, wie der große Schiller ſagt, und Sie ſehn mich jetzt. Es giebt ja keinen lebendigen Menſchen auf der weiten Erde, der das beides von ſich ſagen kann! — Wenn Sie mal in die Küche gingen! Wenn Sie Mine ſagten: Mine — — Ach, Sie wiſſen ja ſelbſt. Sie werden ihr ſchon was ſagen, das — — ſie iſt ja nicht dumm. Helle iſt ſie. Nur zu ſchwach im Glauben. Ich heb' aber hier meine beiden Hände auf, Herr Wiesner: mit Gottes und Ihrer und des Fräuleins Hilfe bleib' ich nun auf dem Pfade der Tugend, Gott ſtraf' mich!"

Er hatte die rötlichen Hände hoch erhoben; Franz nahm ſie und legte ſie ihm rechts und links an den neuen Rock. „Iſt Mine in der Küche?" fragte er nur.

„Euer Wohlgeboren zu dienen!" ſtieß Bartels heraus, vor plötzlicher Freude feuerrot. „Sie übt ſich im Schönſchreiben, ich hab' ihr Vorlagen gemacht. Nämlich ſie ſchreibt eine niederträchtige Klaue —"

„Schon gut!" ſagte Franz und winkte ab. Er ging nach hinten, der Küche zu. Als er näher kam, ſah er, die Thür ſtand ein wenig offen; ein Zipfel von Mines weißer Schürze verſchwand; die Schön-

Digitized by Google

schreiberin hatte wohl ein bißchen gehorcht. Er trat ein und fand sie auf ihrem Stuhl an dem großen Küchentisch, Schreibzeug und halb beschriebene Blätter vor sich. Da sie ihn aber nur still lächeln sah und er eine Weile schwieg, konnte sie doch nicht an sich halten.

„Ach," sagte sie, „der Schulmeister hat Sie wohl geschickt; Sie sollen mir wohl die Leviten lesen. Weil ich nicht Frau Bartels werden will!"

„Warum nennen Sie ihn Schulmeister?" erwiderte Franz. „Er ernährt sich ja redlich auf andre Weise und will dabei bleiben."

„Aber die Schulmeisterfaxen hat er doch noch im Kopf! — Ach, aber die wollt' ich ihm wohl abgewöhnen; man hat ja doch auch seine Gewalt über so 'nen Menschen; da wär' mir nicht bange." Sie war aufgestanden und ließ ihr rundliches, aber kraftvolles Figürchen sehn, und den hübschen, wenn auch zu runden Kopf mit den hellen, strahlenden Augen. „Aber der alte ‚Suff', wie er sagt; so ein greuliches Wort. Er sagt, er ist ihn los. Ja, woher weiß er das? Morgen fängt er vielleicht wieder an! Und in einem Jahr kriegt' ich ja wohl täglich Prügel. Nein, da bewahr' mich Gott!"

„Ich möcht' Sie nur was fragen, Mine." Franz drückte sie weich auf ihren Stuhl zurück und setzte sich, wie zu einer Dame, auf einen zweiten Sessel ihr gegenüber; sie sah ihn sehr verwundert an. „Glauben Sie, daß Sie sich so ein Laster abgewöhnen könnten? Oder trauen Sie sich's nicht zu?"

Digitized by Google

„Ich? Den Suff?"

„Nein, nein. Irgend ein kleines Laster, das zu Ihnen paßte. Zum Beispiel — als Sie naschhaft waren."

Mine fuhr fast vom Stuhl. „Wieso? — Woher wissen Sie das?"

„Woher ich das weiß?" Er lächelte gemütlich, menschenfreundlich. „Es giebt da so Zeichen, Mine; ich meine, auf dem Gesicht. Näschen, Augen, Mund."

Dem Mädchen ward beklommen zu Mut. „Ja, ja: Sie sollen ja so ein hoher Geist sein, sagt Fräulein Helene. Und der Herr Professor sagt's auch. Und dann — man hat ja doch auch seine Augen, nicht wahr; ich hab' Sie mir ja diese Tage darauf angesehn! — Ach Gott, ja, ich war 'ne Naschkatz. Wenn Sie's doch schon gemerkt haben. Obst und Zucker und süßen Wein, und was nicht alles! — Hab' als Kind drum Schläge gekriegt; das hat nichts genützt. Dann aber, als ich groß wurd' —"

„Da haben Sie sich's abgewöhnt?"

„Ach ja, Gott sei Dank! — Eigentlich durch 'ne Dummheit; ich war noch so dumm. Ich betete jeden Abend: lieber Gott, steh mir bei — — Aber 's ist doch eigentlich komisch, daß ich Ihnen das erzähl'; wir kennen uns doch so wenig. Wie komm' ich denn auf einmal dazu?"

„Sie wollten mir beweisen, Mine, daß Sie nicht mehr naschhaft sind."

„Ja, das wollt' ich auch! — Und dann, wenn Sie einen so angucken; als kennte man sich schon viele

Digitized by Google

Jahre; oder als kennten alle Menschen sich. — Also dann will ich's auch sagen; jeden Abend betete ich: lieber Gott, steh mir bei, steh mir tüchtig bei, daß ich nicht mehr naschhaft bin! Und eines Nachts — nicht wahr, das ist doch komisch — da träumt' ich, daß er zu mir sagt: Mine Köhler, ich steh' dir bei! Und da wach' ich auf, zuerst mit einem Schreck, daß mir das passiert ist; und dann wird mir aber so schön und so feierlich — ich kann's gar nicht sagen. Und ich sagte mir dann immer: ja, er steht dir bei! Und nun wird's wohl gehn, nimm dich nur zusammen! — Und so ist's gegangen."

„Sehn Sie, so ist's gegangen," sagte Franz und nickte ihr herzlich zu. „Da wär's doch auch möglich, meinen Sie nicht, daß Bartels sich gleichfalls an Gott wendete und so mit dem Trinken fertig würde, wie Sie mit dem Naschen?"

Mine lächelte: „Ach, das war ja 'ne Dummheit, Herr Wiesner; in meiner ersten, grünen Jugend. Der liebe Gott wird da auch viel helfen. Der kümmert sich nicht um jeden Quark!"

„Sie meinen, um Sie und Bartels nicht?"

„Aber so doch nicht. Das glaubt man doch jetzt nicht mehr! Das wollen uns nur die Pastoren einreden; aber man hat ja doch auch seinen Menschenverstand, nicht wahr, und man geht doch auch mit der Zeit!"

„Was thut denn Gott, was meinen Sie? Um was kümmert er sich?"

„Na, doch nicht um alles. Das ist ja grad' so,

Digitized by Google

wie man uns Kindern immer erzählte: der liebe Gott ist überall! es giebt keinen Platz auf der Welt, wo der liebe Gott nicht ist! Da sagt' ich einmal zu meiner alten Großmutter — ich war ein recht vorwitziges, aufgewecktes Ding —: ‚Dann sitzt er wohl auch auf meiner Nase?' — Gott, wie hat die alte Frau gelacht. Daß ich das von der Nase sagte. Und die andern haben auch alle gelacht!"

„Warum auch nicht, Mine; über ein drolliges Kind. Aber sagen Sie mir, Sie, die erwachsene, gescheite Mine: warum sollte der liebe Gott auf Ihrem lustigen Näschen sitzen? Das Näschen und die ganze Person, die Mine, die ist ja in Gott. Sie können nie aus ihm heraus! Sie können mit ihm hadern oder zu ihm beten, sich für ihn besser machen oder gegen ihn trotzen, in ihm sind Sie immer, Sie mit der ganzen Welt. Wie das Kind auf der Mutter Schoß; ob es sie nun lieb hat und streichelt, oder nach ihr schlägt."

Das Mädchen sah ihm verwirrt nach den großen, guten Augen. „Na ja. — Nein, doch nicht. — Das versteh' ich nicht. — Wenn ich mit ihm trotze?"

„Wenn Sie nach ihm schlagen; er ist doch der, den wir Vater nennen. Der, aus dem wir alle sind und in dem wir sind! — Aber freilich, Ihr Verstand hat recht: als Sie zu ihm beteten, ‚steh mir bei', da sagte er nicht: ich will Mine Köhler helfen. Sondern er half ja schon, als Sie beteten, er war in Ihrem Gebet! Er war die stärkende Kraft darin, die Sie dann so glaubensvoll und so tapfer machte.

Digitized by Google

Er war Ihr Freund, Mine, der Ihnen den Kampf mit sich gegeben hatte und dann auch den Sieg. Denn wir sollen alle kämpfen. Der eine gegen die Naschluft, die bald auch an der Redlichkeit nascht; der andre gegen die Trinksucht — die auch das Leben vertrinkt."

„Hm! — — Sie meinen Bartels."

„Ja, ich meine den kämpfenden Bartels. Er braucht auch den Freund, Mine. — Aber wissen Sie: Gott kann seinen Geschöpfen auch andere Freunde schicken, die ihnen beim Kämpfen helfen; Freunde mit zwei Armen und mit einem guten Herzen. Ich seh', Ihre Arme sind gut; Ihr Herz wird's wohl auch sein! — Kameraden, wissen Sie wohl, helfen sich am besten. Ganz besonders gut ist's noch, wenn der eine Kamerad einen Bart hat und der andre nicht. Und vielleicht noch besser, wenn dann zu den beiden auch kleine Kameraden kommen, für die man zu sorgen und darum noch tapfer zu kämpfen hat; Sonnenscheinchen für die großen, und Wegweiser zum lieben Gott: denn ‚ihrer ist das Himmelreich'."

Mine sah nachdenklich vor sich nieder. „Kinder meinen Sie natürlich."

„Ja. — Ich will nur noch sagen, Mine, dann geh' ich wieder: drei gute Dinge hat der Mensch. Erstens: an sich selber arbeiten, daß er besser wird."

Sie sah auf und nickte.

„Dann am andern, an einem liebsten Menschen mitarbeiten, daß er besser wird."

„Ach Sie haben recht. Ach ja!"

Digitized by Google

„Und zuletzt, wenn Kinder kommen, denen auf den rechten Weg helfen; so daß sie zu Gott und zu ihrem Glück kommen."

„Kinder — das kenn' ich noch nicht so. — Kann mir's aber denken."

Sie sah mit weichen Augen auf; nun bemerkte sie aber, daß die Thür, die nicht ganz geschlossen war, sich etwas weiter geöffnet hatte und Helene drin stand. Das schoß ihr glutrot ins Gesicht. Sie stieß einen kleinen Schrei aus und lief durch die andere Thür davon.

* * *

Weihnachten kam heran, und Ecker der Jüngere fuhr zu diesem Familienfest, das er trotz seiner kritischen Weltanschauung doch noch persönlich liebte, für die Ferienzeit heim. Er beteiligte sich auch an den „Vorarbeiten"; als am Tag vor Heiligabend nach altem Eckerschen Brauch der Riesentannenbaum aufgeputzt wurde, schleppte er all den glitzernden, leuchtenden, bunten Behang mit herbei und übernahm es, die Wachskerzchen bis zum Gipfel sämtlich aufzustecken. Als er aber eine Weile mit Helenen „geschanzt" hatte, wurden ihm die entwöhnten Arme müde; es fiel ihm daher ein, daß er noch vor Abend, gleich jetzt, in die Stadt hinein müsse, um einen alten Freund aufzusuchen. „Ich komm' wieder, Lene," sagte er zum Trost; „übrigens hat auch der Patriarch, der Wiesner, sich erboten, mitzuthun. Du, da muß ich dir doch noch sagen: unser neues Faktotum Bartels hat mir

Digitized by Google

ſchon ſein Vertrauen geſchenkt! Mit einem falſchen Citat aus Schiller hat er mir geſtanden, daß er auf dem Weg zur Seligkeit iſt, daß Mines Herz erweicht iſt. Sie hat ihm das ſchon mit einem Laternenpfahl angedeutet, ſagt er. Und daran ſei der herrliche Mann, der Herr Wiesner, ſchuld!"

„Iſt es auch," murmelte Helene, die ihre heimliche Freude hinter dem Tannenbaum verſteckte.

„Ueberhaupt, wie er von dem ‚Göttermann' ſpricht! — Mine ſprach heut morgen a u c h ſo; es war beinah rührend. — Du weißt, in Freudenſtadt hab' ich ihn nicht recht gemocht, euren Wiesner —"

„Leidenſchaftlich nicht!"

„Er kam mir ſo abſtrakt gott- und menſchenliebend, ſo aus Theorienteig geknetet vor. Aber wie er mit dieſen Leuten umgeht — wie er ſich praktiſch in die hineintrichtert — merkwürdig; Hut ab! So ganz einfach menſchlich, weißt du. — Da kommt er. Ich trink' mit Müllerchen einen Schoppen und bin wieder hier!"

Auguſt ging; gleich darauf trat Franz herein. „Darf ich helfen?" fragte er. „Da der Hausſohn fortgeht — und eine Art von Hausſohn bin ich ja nun auch ſchon."

„Für Väterchen beinah der r e c h t e!" antwortete Helene. „Wenn Sie die vergoldeten Nüſſe anhängen möchten. Die ſind ja wohl ſehr altmodiſch; aber die Tante hängt noch dran."

Franz lächelte: „Wie das klingt, wenn man beim Weihnachtsfeſt, dem ururalten, auch von Mode ſpricht!

Digitized by Google

— Aber freilich, die alte Mode, es heidniſch zu feiern, ward dann bei den Chriſten umgeändert; alles wechſelt, wechſelt."

„Heiraten bleibt doch noch Mode, ſcheint's! Mine hat mir vorhin verraten: ſie will dem Bartels zu Weihnachten ſchenken, daß ſie Ja ſagt. Denn geſagt hat ſie's noch nicht! Sie hätt' ſich's nun zehn Tage nochmals gründlich überlegt; und ſie wär' immer mehr darauf gekommen, daß Herr Wiesner recht hätt', mit allem. Und ſie wär' Ihnen auch ſo dankbar, ſie könnt's gar nicht ſagen. — Ach, da muß ich Ihnen noch was ſagen, Herr Wiesner; ich kam immer nicht dazu. Bei Ihrem großen Geſpräch mit Mine — als ſie weglief und ich in die Küche trat — da hatt' ich ſchon eine Weile geſtanden und zugehört. Es war mir ſo merkwürdig, ſo — rührend: Sie mit dieſem Mädchen — und was Sie ſagten. Verdammen Sie das?"

Franz ſah ſie zuerſt nur ſchweigend, aber lächelnd an. „‚Verdammen'," ſagte er dann, „in Beziehung auf Sie — was für ein Wort! — — Vater Ecker arbeitet?"

„Ja. — Nur an den beiden Feiertagen thut er ſo, als thät' er's nicht; ſonſt immer den ganzen Tag!"

„Es iſt wie 'ne Flamme, die in ihm brennt. — Neben dieſem raſtloſen Arbeiter komm' ich Ihnen wohl recht ſonderbar vor! Ich naſche Geiſt, träume ſo dahin. Hab' zu allem Zeit, auch goldene Nüſſe aufzuhängen."

Helene ſchüttelte faſt gekränkt den Kopf; ihre Wangen färbten ſich. „Ich bitte Sie, reden Sie nicht

Digitized by Google

ſo; das kann ich nicht hören! Was denken Sie denn von mir? Ich verſtänd' Sie nicht? Ich wüßte nicht, was Sie ſind?"

„Was ich bin?"

„Sie ‚träumen ſo dahin'. Spotten Sie über mich? — Wie ich Vater Ecker liebe, bewundre, ach das wiſſen Sie ja; wenn er ſo kindlich arbeitsſelig über den Büchern und Papieren ſitzt — und wie ſeine Sach' ihm heilig iſt — und immer beſcheiden, immer unzufrieden mit ſich wie ein Jüngling, thut ſich nie genug. Aber dann — — ſchon eh ich Sie kannte, hab' ich mir manchmal ganz ſtill geſagt: warum treibt's ihn nie hinaus? das, was er weiß, was er fühlt, ſo recht in die Menſchen hineinzuwerfen, ſie zu erwärmen, zu packen, ihren Seelen wohlzuthun — wie ein Bruder, dacht' ich! — Nein, ſo ſtill beſchaulich geht er ſeinen Weg. Kollegia lieſt er, Bücher ſchreibt er, ja —"

„Und was für Bücher!" unterbrach Franz ſie lächelnd. „Und was hab' ich in ſeinen Kollegien gelernt!"

„O gewiß, ich glaub's! — Ach, verzeih, Vater Ecker, daß ich hier ſo rede. — Aber mir geht's doch mehr zu Herzen, ich kann mich nicht ändern: wenn einer hinaus muß mit dem, was er ſich erkämpft hat, wenn ihn etwas Brüderliches zu den Menſchen treibt, wenn ihm keiner zu gering iſt — und wohl auch keiner zu groß. So, wie es in Ihnen iſt! Da Sie ſchon ſo ſchlecht von ſich ſprachen. Ja, ſeitdem ich Sie kenne, weiß ich's erſt gewiß!"

Digitized by Google

„Gutes Fräulein Helene. Wie können Sie das ſagen? Was hab' ich denn bis heut gethan? Bin ja noch immer der Suchende, der Wandernde. Will noch um die ganze Erde herum."

„Aber was Sie wollen, das weiß ich doch. Und auch was Sie ſind! Zeigen Sie's nicht jeden Tag? Jetzt im Kleinen — bis Sie's einſt im Großen thun? Denken Sie, das ſeh' ich nicht? Wie Sie mit Bartels, dem ‚Schulmeiſter', wie Sie mit der neuklugen Mine reden; und mit mir; mit allen. Es geht ſo ein ſonniges, warmes Licht von Ihnen aus ... Ja, von Ihnen. Ich ſtaune ſo!"

Sie hatte ihre Hände ineinandergelegt; mit kaum bemerkbarem Kopfſchütteln ſah ſie ihn wundernd an. Ihre denkenden Augen waren ganz Gefühl geworden. Ihr Herz lag darin, ohne daß ſie's empfand. Er wußte auf einmal, was er nur geahnt, daß ſie ihn liebte.

Der Atem ſtand ihm ſtill. Er griff mit einer Hand nach dem Tiſch, auf dem die noch anzuhängenden Lamettaſtreifen, Kuchen, Nüſſe lagen. „Fräulein Helene!" ſagte er dann, ſein Herz auf die Zunge nehmend, da ihm keine innere Stimme widerſprach. „Sie ſind mir gut. So gut — wie ich Ihnen bin!"

Ein leiſes Zittern ſchüttelte ſie. Erſchrocken ſchaute ſie in ſein erblaßtes Geſicht. Hatte ſie zu viel geſagt? — Einen Augenblick durchfuhr es ſie: leugne ab, ſag Nein! — Aber ſie war zu ſtolz, zu redlich, und die Bruſt zu voll. Schon ſo lange hatte ſie's gehaßt, das Heucheln und Lügen der Mädchen, wenn

Digitized by Google

sie lieben. Sind wir denn so gering, dachte sie, daß es für uns keine Wahrheit giebt? — Sie sah ihn mit den ehrlichen Augen, die sich trübten, wehrlos an und schwieg.

So standen sie eine Weile, beide stumm. Franz war vor tiefer Freude noch mehr erblaßt; er fühlte wie sie: ein Schicksalstag! Es war eine Art von Schauder über ihn und sie gekommen. Es kam aber auch etwas Starkes, Uebermächtiges, wie ein Hauch der Notwendigkeit. „Helene!" sagte er endlich und trat zu ihr. Die linke Hand, die ihm zunächst bleich an ihr niederhing, nahm er und drückte sie an seine Augen, dann an seine Lippen. Sie seufzte auf.

Ihre Frau! wollte sie sagen. Die Worte erstarben ihr aber, eh sie auf die Zunge kamen; sie fühlte: er hat keine Frau mehr! Sie ließ ihre Hand an seinem Mund.

„Helene!" flüsterte er dann; seine Gedanken gingen denselben Weg. „Schon in der Kirche in Freudenstadt — hatt' ich Sie zu lieb; da sagt' ich mir: meine kranke Frau! ich gehör' ihr noch! — Gott der Allwissende weiß, ich hätt' sie nicht verlassen, wenn sie ins Leben wiederkam; wiewohl unsre Herzen nicht mehr aneinander hingen. Ich hab' auch mit wahrhaftiger Seele gewünscht, gebeten: würde sie gesund! — Aber nun ist sie wie im Grab, wie tot. Sie kennt mich nicht mehr. Einer Pflanze ähnlich, die noch Wasser hat, mag sie noch lange leben — als Franz Wiesners Frau. Aber als wär' sie auf dem Mond und ich auf der Erde. Und auf der Erde hab' ich

Digitized by Google

den einen Menſchen gefunden, den ich mit den erſten jungen Träumen ſuchte; der einſt ſie zu ſein ſchien; — das blieb oder das ward ein Traum. Hatt' ich nun beſſere Augen? Oder hat mich Gott geführt? — Laſſen Sie mich dieſe Hand noch einmal küſſen; es iſt ſo eine ſüße, reine Kühle drin. In Ihnen iſt aber das wärmſte Herz; — und es ſchlägt mit meinem ſo wunderbar gleichen Schlag. Es will, was das meine will. Ich fühl's bei allem. Nun beb' ich aber doch, wie ich das ſagen ſoll? Könnten Sie all Ihre Liebe, Ihr Leben an einen Mann hingeben, der nach dem Buchſtaben noch einer andern Frau gehört? noch jahrelang? — Als Zukunftsbraut, heimlich? Nur vor Gott?"

Helene hatte noch kein Wort geſprochen, kaum den Kopf bewegt; ihre dunklen Augen lagen nur immer feſt auf ſeinen hellen, leuchtenden. Da ſich ihre Lippen nun regten, doch noch wie im Traum, fiel er ihr gleich ins Wort: „Nein, Sie ſollen mir heut nichts ſagen; ich fragte nur ſo hin. Es iſt ſo plötzlich eben über uns gekommen ... Fragen Sie ſich in ſtiller Nacht! Iſt Ihr Herz dann nicht ruhig einig, ſagt eine Stimme in Ihnen: nein, nein! und geben Sie mir morgen dieſes Nein zur Antwort — ich werd' Sie nicht beſtürmen, nicht mit einer Silbe. So ein Opfer darf nur aus einem Herzen kommen, das dazu geſchaffen, das ein geborenes Opfer iſt!"

„Ach!" ſeufzte ſie mit einer Art von Lächeln; dann nickte ſie.

„Nein, ſagen Sie heute nichts! — Helene, glauben

Digitized by Google

Sie mir, ich sag' nie mehr, wie ich früher that und wie fast alle thun: wo ist mein Glück? Ich hab' Glück genug gehabt. Ich hab' keins zu fordern. Aber ich fragte mich wohl noch gern, das gesteh' ich Ihnen: wo ist mein Mitwanderer auf meinem großen Weg? der gute Kamerad? Denn der Einsame kann wohl viel, alles kann er nicht. Der gute Kamerad: so hatt' ich mir diese Tage in neuen Hoffnungsträumen Helene Fischer gedacht. Da sind wir freilich wieder beim Glück! — Lächeln Sie nicht so süß, Helene. Ich will lieber heut abend noch weiter wandern, als Sie überrumpeln! Auch vom Mitwanderer sprech' ich jetzt nicht mehr. Gehn wir wieder zum Tannenbaum. Sagen Sie mir morgen ein Wort!"

Helene schüttelte den Kopf; ihre Seele hatte so lange geschwiegen, wollte nun auch reden. Franz horchte aber und deutete mit dem Kopf zur Thür. Frau Ecker kam gegangen, leise wie gewöhnlich; sie hatte mit schlechtem Kopf geruht, es war aber eine ihrer Freuden, beim Weihnachtsbaum zu helfen. Sie trat langsam ein. Helene errötete flüchtig; sie griff wieder nach ihren Lamettaketten.

* * *

Am andern Morgen, gegen elf, stand Franz auf der Straße, vor dem Eckerschen Haus und sah an ihm hinauf. Er hatte seinen Mantel über die Schultern geworfen, es war nicht kalt, aber fröstelnd kühl; über die Große Wiese und durch die Baumgänge des Rosenthals zogen tiefe, weißlich-graue Nebel, die wohl

Digitized by Google

von den Flüssen Elster und Pleiße kamen, oder aus den durchwässerten Wäldern, in die sich der Park verlor. Sie wälzten sich langsam der Stadt zu; der Himmel verschwand mehr und mehr, die Häuser auch. In dem Haus, vor dem er stand, suchte Franz jetzt nichts als die beiden Fenster oben neben den seinen, hinter denen Helene wohnte. Blieb sie heute unsichtbar? Am Frühstückstisch unten war sie nicht erschienen; sie sei nicht recht frisch, meldete Mine, nach einer etwas schlechten Nacht, und habe im Bett ihren Kaffee getrunken. Die andern nahmen das mit gesund gleichmütigem Bedauern hin; Franz ward unruhig. Hab' ich dir deinen Schlaf geraubt? dachte er liebevoll. Aus den Zimmern trieb es ihn endlich in die freie Luft hinaus; das Schicksalsgefühl lag so ernst und schwer auf ihm. Er wollte fern sein und nahe sein; er hoffte auf dies und das; seine sonst so gefaßte Seele konnte sich nicht fassen.

Endlich erschien sie an ihrem linken Fenster; ja, sie war es wirklich! Das Nebellicht machte sie bleich; oder kam das alles von innen? Sie grüßte ihn mit dem Kopf; ernst, ohne jedes Lächeln. Es war aber auch nichts Kaltes oder Fremdes drin, nur etwas Gedankenvolles, Gedankenschweres, das ihn tief bewegte. So hatte sie vielleicht in langen Stunden der Nacht dagelegen, die fragenden Augen nach oben gerichtet ... Sie hob dann die Hand und legte sie auf ihren Kopf, wie wenn sie sich den Hut aufsetzte; deutete auf sich und ihn. Sie will mit mir gehn! durchfuhr ihn. Gleich darauf verschwand sie.



Digitized by Google

Er wartete mit zitternder Freude, darauf mit wachsender Ungeduld: die Hausthür bewegte sich nicht, niemand kam. Unterdessen zogen die Nebel weiter; von der Wiese war nichts mehr zu sehn, von den Häusern auch nicht; nur noch die nächsten Bäume zeichneten ihr dunkles Gerippe auf den grauen Grund. Menschenleere ringsum, so schien es; man hörte nur eine Stimme irgendwo, und ein Hundegebell; ferne Wagen rollten fast unhörbar. „Helene!" murmelte er endlich vor Unruhe in die Luft hinein; — in diesem Augenblick trat sie aus der Thür. Sie lächelte ihn an; das Lächeln war zugleich mitleidig, es schien zu sagen: hast so lang' gewartet! In ihr braunes Mäntelchen gehüllt, einen dunklen, schlicht gefiederten Hut auf dem Kopf, sah sie wieder frisch, fast rosig aus, die Blässe war geschwunden.

„Soll ich Sie begleiten?" fragte sie.

„O Helene!" erwiderte er nur.

„Ich hab' der Tante gesagt, daß ich mitgehn möchte, um meinen Kopf in der Luft zu erfrischen; — nein, nein, es ist nichts; nur zu wenig Schlaf. Vater und Sohn haben Geschäfte miteinander. Also Sie und ich, wir — —"

Sie sprach's nicht zu Ende. Nur ein Aufleuchten in ihren Augen sprach noch. Sie hängte sich in seinen Arm — zum erstenmal, seit sie sich kannten — und zog ihn leise; so gingen sie in den Nebel hinein.

„Helene?" fragte er nach einer Weile, von so vielen Gefühlen bedrängt.

„Fragen Sie, bitte, noch nicht!" gab sie mit ge-

Digitized by Google

dämpfter, weicher Stimme zur Antwort. „Sehn Sie dieſen Nebel; nun ſieht man wirklich weiter nichts. Ich hab' das ſo gern. Es iſt freilich ſelten; ſo ſelten wie — — Als ich Sie vom Fenſter aus ſah, war mir's ſo wunderbar: faſt die ganze Welt war weg — eigentlich nur Sie noch da. Das gab mir ſo ein merkwürdiges, eigenes Gefühl . . ."

Sie blickte flüchtig zu ihm auf, dann ſtill vor ſich hin. Was iſt ihr nun? dachte er. Und warum will ſie nicht, daß ich fragen ſoll? — Er hatte ſich aber gelobt, ſein Herz wie mit beiden Händen zu halten, ſein Schickſal zu erwarten, Helene thun zu laſſen, was ſie wollte. Sie gingen eine Weile ſchweigend weiter. Er drückte nur einmal ihren Arm mit dem ſeinen; ſie lächelte ihn nur einmal mit rätſelhaftem, aber innigem Ernſt von der Seite an. Es knackte wohl ein kleiner Zweig unter ihren Füßen, oder es rauſchte ein dürres Blatt. Ein paar Krähen zogen unſichtbar über ihnen vorbei, der Flügelſchlag war leiſe zu hören, dann krächzten ſie auch, was behaglich geſchwätzig klang. Sonſt war alles ſtill. Sie vernahmen nur ihren eigenen Schritt. Sie fühlten das ſüße Märchen, ſo miteinander durch die Welt zu gehn, die nichts davon wußte; unſichtbar, wie in einer Tarnkappe; in den Nebel eingehüllt wie in ihr Geheimnis.

„Nur vor Gott!" flüſterte Helene nach dieſer Stille lautlos vor ſich hin.

„Was ſagten Sie?" fragte Franz.

„O — noch nichts. Noch nichts!"

Die großen Bäume verſchwanden endlich, ſie kamen

Digitized by Google

auf einen Fußweg, den Helene kannte, und in ein kleines Gehölz junger Tannenbäume, viele erst manneshoch. Nach einer Weile blieb sie stehn und zog ihren Arm langsam aus dem seinen. „Nun müssen Sie sich nicht wundern," sagte sie, „wenn ich Sie was bitte. Hier möcht' ich ein paar Minuten bleiben, aber ich allein. Wollen Sie weitergehn? vielleicht hundert Schritte? Wenn ich Sie dann rufe, kommen Sie zurück."

„Ja, ja," erwiderte er. „Ich darf natürlich nicht fragen, was —"

„Nein!"

„Mich wundert auch schon gar nichts mehr. Dies ist ja alles wie ein Traum! Diese jungen Tannen — — ein Schwarzwald; wir sind wieder im Schwarzwald, Helene. Zuweilen ringelt das Leben sich wie eine Schlange, windet sich im Kreis. O all die Geheimnisse und Wunder so eines Erdenlebens ..."

„Ach ja," hauchte sie. — „Aber nun die hundert Schritte!"

Er ging. Um etwas zu thun, um seine fragenden Gedanken zu beschwichtigen, zählte er die Schritte; nach dem hundertsten blieb er stehn. Hinter ihm war Stille, und eine undurchdringliche Nebelwand. „Zwei Minuten," sagte sie, dachte er; sie ist eine Frau, also zehn wird's wohl dauern. Ich will nach der Uhr warten. O, ich hab' Geduld!

Er ahnte nur nicht: was ist's?

„Acht Minuten!" sagte er, die Augen auf seiner Uhr; da rief sie schon. Er hatte unrecht. „Wieder-

Digitized by Google

kommen!" rief sie laut, mit ihrer herzlichen Stimme. Es klang wunderbar durch die leere Welt. Er wendete sich; doppelt so rasch, wie er weggegangen war, kam er zurück. Der Nebel ward hell, vielfach leuchtend; gleich darauf stand das Rätsel gelöst vor ihm. An einem der Tannenbäume brannten Wachskerzen rundum und bis zur Spitze, auf kleinen metallenen Leuchtern, festgeklammert. Helene stand daneben. Auf ihrem Gesicht, dessen Wangen die eilige Arbeit noch rosiger gefärbt hatte, lag die schönste Freude, kindlich und ernst zugleich. Sie sah nur ihn an, nicht den Baum.

„Helene!" rief er nach der ersten Ueberraschung aus.

Sie legte einen Finger auf ihren Mund: „Nur nicht gar zu laut! — Darum mußten Sie ja vor dem Haus so lange warten. Und darum bat ich Sie: fragen Sie noch nicht! — Ihr Weihnachtsbaum. Heut morgen dacht' ich im Bett: unter dem großen Familienbaum heut abend, da sehn uns all die Augen, da darf ich ihm nur so die Hand geben, und mein kleines Christgeschenk, und dann ist's vorbei. O könnt' ich ihm nach meinem Herzen bescheren, ich ganz allein! — Als ich dann am Fenster Sie und den Nebel sah —"

„Da kam Ihnen das!" Er deutete auf den Baum; ihm wurden die Augen feucht.

„Ja, da kam es mir. — Als wir in die Tannen traten, da sucht' ich geschwind das schönste Bäumchen. Es brennt hübsch, nicht wahr? — Es sagt Ihnen auch, wie's in mir ist. Ja, ich hab' viel gewacht;

Digitized by Google

aber eine schöne Nacht war's doch. Ich hab' immer tiefer gefühlt, daß ich zu Ihnen gehöre; und wie mich's erhöht, wie Gott mich lieb hat, daß ich der Kamerad sein soll auf Ihrem Weg! — Nur eine Todesangst hat mich doch gequält ... Ach, ich bin nicht so stark und auch nicht so gut, wie Sie sich's wohl denken. Wenn Sie nun fortziehn — o Gott, wie lange — um die Erde herum, sagten Sie ... Wann, wann wollen Sie fort?"

„Liebste, Holdeste!" antwortete Franz und trat auf sie zu; seine Hände streckten sich nach ihr aus; er bezwang sich aber noch und ließ sie wieder sinken. „Denken Sie — nein, denkst du, wenn du nun wirklich mein eigen wirst, dich mir anverlobst, in ein paar Tagen verlass' ich dich? — Gestern abend beim Schlafengehn sagte Vater Ecker: ‚vor dem Frühling lass' ich Sie nicht fort! Hab' das eben mit mir ausgemacht!' Da dacht' ich — — du denkst dir schon, was ich dachte. Nein, du Einzige, Süße — du da bei dem Christbaum — vor dem Frühling geh' ich dann nicht fort! — Nicht nur um in mein Glück zu versinken: ich kann hier noch viel voraus schaffen für die große Fahrt; kann vieles in Büchern finden, was andre vor mir gesucht und gesehen haben. Monate werden vergehn —"

„Vor dem Frühling nicht!" fiel sie ihm ins Wort. Ein tiefer, seliger Atemzug verriet, wie sie das befreite.

Er schüttelte den Kopf: „Gewiß nicht. — Erst wenn mich mein Gewissen treibt, werd' ich es dir sagen. Aber wenn mich's treibt —"

Digitized by Google

„Dann mußt du —"

Sie sah ihn zustimmend und doch heimlich ängstlich an.

„Ja, dann muß ich; dann hält mich nichts! Darum — Geliebteste — — wie gern schwieg' ich nun, riss' nur mein Glück an meine Brust. Aber nein. Darum bitt' ich dich noch einmal: erschreckt dich das, scheint es dir zu schwer, dann — gieb dich nicht. 's ist dein Schicksalstag!"

„Ja, es ist mein Schicksalstag," wiederholte sie, ein letztes Bangen gewaltsam abschüttelnd. „Ja, du geliebter Mann! — Schau doch noch einmal auf den Baum; siehst ihn gar nicht mehr. Es sollte auch deine Bescherung dran hängen, dein Christgeschenk; das ging aber nicht, es ist viel zu groß. Ich hab's aber mitgebracht. — Da hast du's!"

Sie breitete ihre Arme aus und sank in die seinen.

* * *

An demselben Tag — es war aber schon Heiligabend — stieg Eisenhut, vom nächtlichen Kolosseum kommend, die Treppe zu Nataliens Wohnung hinan. Mit dem eigenen Schlüssel, den er jetzt hatte (einem besonderen Geschenk ihrer „königlichen Huld"), öffnete er die äußere Thür und trat in das Vorzimmer ein. Hier überraschte ihn ein absonderliches Bild: Manu, in seinem blauen indischen Gewand, saß an einem Tischchen, vor einem Schachbrett mit indischen Figuren, das Natalie aus dem Osten mitgebracht hatte; ihm gegenüber saß ein europäisch gekleideter Mann mit fast

Digitized by Google

blauſchwarzem Kraushaar und glänzenden ſchwarzen Augen. Das Geſicht war gelblich wie griechiſcher Marmor, Manu dagegen von ſchöner brauner Farbe; ſein Knabengeſicht erſchien beinahe kindlich neben dem bärtigen, ſcharfgeſchnittenen Manneskopf. Sie ſpielten in dieſem Augenblick nicht Schach: Manu ſprach deutſche Worte nach, die ihm der andre vorſprach; darauf lachten beide.

Eiſenhut ging vorüber, den Gruß des Fremden flüchtig erwidernd; wer iſt das? dachte er; hab' ihn noch nie geſehn! Als er ins Boudoir kam, lag Natalie nicht auf der Ottomane, auf der er ſie gewöhnlich fand; ſie rauchte auch nicht; in einen Lehnſtuhl zurückgeſchmiegt, einen Arm aufgeſtützt und gegen die Wange gelegt, ſaß ſie finſter brütend da. Man konnte den Ausdruck ihrer etwas verzerrten Züge nicht wohl anders nennen. Sie erblickte den Doktor in einem Spiegel, der ihr gegenüber hing; ſie nickte ihm zu und verſuchte zu lächeln, gab es aber ſogleich wieder auf. In Eiſenhut erwachte ein Mißgefühl; er hätte an dieſem feſtlichen Abend, an dem der Nordländer hängt, die „Lotosblüte" gerne froh geſehn, ſich an ihr erheitert. Aus Verdruß darüber, daß ſie offenbar verdroſſen war, fragte er nicht, was ihr fehle. Er ſetzte ſich nach faſt ſtummem Gruß, nahm eine Zigarette und begann zu rauchen.

„Wer iſt dieſer ſchwarze Herr da draußen?" warf er dann hin. „Der mit Manu Schach ſpielt? und ihn deutſch ſprechen lehrt?"

„Ach ja," ſagte ſie, ſich etwas belebend, „das iſt

beinahe komisch: er macht selbst noch zuweilen Fehler, scheint mir, aber er lehrt ihn doch. Du hast ihn noch nie gesehn; er besuchte mich einmal im November, als alter Bekannter, dann lud ich ihn auf seinen Wunsch zu unserm ersten Geisterabend ein: da — kam er dir nicht vors Gesicht! Oder vielmehr, du bemerktest ihn nicht. Darauf reiste er nach Neapel ab; von da ist er seit gestern oder vorgestern zurück."

„Ein alter Bekannter?"

„Aus Südrußland, aus der grauen Vorzeit. Der Rumäne Joan Mitrescu, von dem ich dir einmal erzählte; — nicht wahr, er sieht sehr wie ein alter Römer aus. Ein arg bemitleidenswerter Mensch! Darum zieh' ich ihn auch so ins Haus. Er lebte in Paris, als Maler, und es ging ihm gut; ein entschiedenes Talent, so sagt man, ein kühner Koloriſt. Seine Farben wurden aber immer kühner, verrückter, unmöglicher; endlich begriff man's: er war farbenblind geworden. Rotblind oder grünblind oder alles zugleich, was weiß ich! Jetzt kann er nur noch von seinen Zeichnungen leben und vom Unterrichten. Er hat's in Frankreich, in Deutschland versucht, ist nach Rom gekommen, ist jetzt nach Neapel gegangen; der grüne Zweig, der fehlt noch. Er ist aber tapfer; melancholisch-tapfer; das macht mich so weich für ihn. Ja, mein Süßer, weich! Ist dir das Wort schon wieder zu stark? Rollst du schon die Augen?"

Eisenhut lächelte: „Du kannst ebenso gut sagen, daß ich sie auf den Tisch geworfen hab', um damit zu würfeln. Nein, auf diesen Caracalla — mit dem

Digitized by Google

hat er eine gewisse wilde Aehnlichkeit — bin ich bis jetzt noch nicht eifersüchtig! — Er hat dich aber wenigstens wieder gesprächig, lebendig gemacht; du saßest so — weltmüde da. — Ist dir was geschehn?"

„Gar nicht. Ich dachte nur, als du kamst — — Hast du einmal Opium geraucht? Ich, in Hinterindien. Da kommt man zuletzt in einen Zustand, der ist wunderbar: tiefste, tiefste Ruhe! Man will gar nichts mehr. Man weiß nichts mehr, man denkt nichts, man wünscht nichts. Das Ich ist beinahe weg. — Wär' ich wieder in diesem Zustand, dacht' ich!"

Eisenhut rückte nervös werdend auf seinem Stuhl. „Trostloser Gedanke. — Dann doch lieber gleich mausetot!"

„Ja, wenn man wüßte, daß man tot ist; aber man hat ja nichts davon. — O, ich dachte auch an Sterben; aber an ein schönes! Ein alter Hindu zeigte mir einmal eine Sandschlange; das sind die kleinsten von allen indischen Vipern und die giftigsten. So lang! Vier, fünf Zoll! Wenn eine Indierin ihrem Leben ein Ende machen will, sucht sie sich so ein Schlänglein im Sand; sie sind leicht zu fangen, weil sie so träg sind — wie heut abend ich. Dann legt die Frau sich das kleine Ding an die Brust; es beißt zu — sie schläft langsam ein. Ohne jeden Schmerz. Wenn's aus ist, liegt sie zufrieden da, wie in einem glücklichen Traum!"

„Hör auf, ich bitte dich!" sagte Eisenhut, stand auf und ging durchs Zimmer hin. „Du kannst einem ja das Leben verleiden; zunächst diesen Tag. — Und

Digitized by Google

ich thu' doch wohl, was ich kann, um dir Glück zu bringen! Ich opfere mich in jedem Sinn. Ich lebe faſt nur für dich. Ich wirke für dich, wie und wo's nur möglich iſt. Was hat dich denn heut ſo trüb gemacht?"

„Du kannſt drollig fragen. Wie leb' ich denn? Was hab' ich von deinem ‚Wirken', was hab' ich von dieſem Rom? Dreimal haſt du gegeiſtert, ja; tadellos, vortrefflich. Was hat's denn genützt? Die alte Fürſtin ſchwärmt weiter, ein paar italieniſche Ariſtokraten ſchwören auf mich — und leben ſonſt in der ‚Welt' wie vorher. Aber dieſe Deutſchen — deine Landsleute — dieſe Superklugen, die nichts gläubig hinnehmen, die in alle Ritzen ſchnüffeln — roh wie dein Neidhardt oder fein wie Graf Wildau — die bleiben mir alle weg! Sie ſagen mir nicht ins Geſicht: du biſt eine Gauklerin! aber in einem weiten Bogen gehn ſie um mich herum!" Die träge Natalie war wild geworden, ſie ſprang auf und ballte ihre Fäuſte, mit leidenſchaftlich funkelnden Blicken gegen die Thür, als ſähe ſie dort jemand. „Dem verdank' ich das! Dem! Eh er den Staub von ſeinen Füßen geſchüttelt, hat er hier unter ſeinen Deutſchen dieſes Gift geſtreut. Traut dieſer Abenteurerin nicht! Ich bin edel, ich bin rein, ich bin Muſterknabe, ſie iſt das alles nicht! Laßt ſie mit ihren Geiſtern allein!"

Eiſenhut runzelte die Stirn. „Da biſt du wieder bei deinem Popanz, dem Wiesner —"

„Ja, bei deinem Franz! — Du für mich leben? Dich opfern? Ich hab' dir geſagt: räche mich an

Digitized by Google

ihm! ſchaff' ihn aus der Welt! Da haſt du tapfrer Germane die Hände über den Kopf gehoben: ‚Nie! Das thu' ich nicht! Franz Wiesner, mein Freund!‘ — Er dein Freund? Du Kind. Er iſt keines Menſchen Freund! Er lebt auf ſeinem Gletſcher, wo er ſeinem Gott am nächſten iſt. Wer ihn anbeten will, gut; Gegenliebe? Das iſt nichts für den großen Mann! — Aber du bleibſt dabei: er iſt mein Freund — und ich bleib' ohne Rache!"

Eiſenhut ſah ſie finſter an, vom andern Ende des Zimmers her. „Was hat er dir gethan, Nataſcha?"

Sie lachte. „Fragſt du doch noch wieder? Du biſt ein märchenhaft begabter Eiferſüchtling. Was er mir gethan hat? Das! Daß ſie hier von mir abgefallen ſind, ſeine Deutſchen, alle!"

„Das häufſt du nun ganz auf ihn; dein Haß. Aber wär's auch ſo — rächt man das mit Waffen und Blut? — Ich nicht! — Ich hab' ihn beinah gehaßt wie du, aus raſender Eiferſucht; ich bin aus ganz andrem Holz als er; aber — Hut ab vor ihm! Er iſt beſſer als — als du und ich. — Was willſt du aber auch noch? Rom gehört ja dir. Er iſt fort!"

„Er hat den Glauben an mich hier zerſtört, vernichtet —"

„Nataſcha!"

„Er hat's gethan. Ja, ja, ja, ich haſſ' ihn ... Ich haſſ' auch dieſes Rom. Ich will fort!"

„Nach Amerika!" — Eiſenhut ließ die Schultern ſinken, auch den müden Kopf; müde von dieſem all-

Digitized by Google

täglichen „Nach Amerika", das nun bald Wahrheit werden mußte, wehrlos ſah er's kommen. „Gut, gut, ſehr wohl; zu den Yankees! Dieſe Gottgläubigen und Geiſtergläubigen locken dich, rufen dich. Da wirſt du ſiegen, ſagſt du. Ich glaub's. Ich werd' ſiegen helfen. Werd' verſuchen, Rom auch zu haſſen, wo mir's nicht übel ging —"

„Drüben wird dir's beſſer gehn! Da faſſen ſie dich in Gold!"

„Als berühmter Doktor. Gut. Ich glaub's. Nur nicht halbe Arbeit! Hab' ich bis heut für dich gelebt, thu' ich's weiter, weiter! — Aber thu' du mir 'ne Liebe heut —"

„Thu' ich das nicht jeden Tag?" unterbrach ſie ihn; endlich lächelte ſie auch einmal, und gut. „Haſt dich zu beklagen, du?"

„Nein, nein, nein. Kamala! — Alſo thu mir dieſe Liebe heut: wenn ich wiederkomme — ich hab' noch einen Patientengang — dann laß uns von Wiesner und den Yankees ſchweigen und bei einem guten Trank von guten Dingen reden. Es iſt Weihnachtstag. Ich war immer ſo ein weihnachtsfroher Junge. ‚Und den Menſchen ein Wohlgefallen'!"

Er küßte ihr die Hand und ging.

* * *

Natalie ſtand eine Weile, nachdenkend, einen ſchrägen, harten Blick in den Teppich bohrend. Dann ging ſie ihm nach, er war fort; ſie trat in die Thür zum Vorzimmer, wo Manu und der Rumäne noch

Digitized by Google

beim Schachbrett saßen. „Wollen Sie jetzt ein wenig zu mir kommen?“ fragte sie. Joan Mitrescu sprang auf. Ein sehr beredter Ausdruck der Freude belebte sein Gesicht. Er folgte ihr ins Boudoir, wo sie beim Lehnstuhl stehen blieb, den Ellbogen auf die hohe Lehne gestützt, das Kinn in die Hand geschmiegt.

Caracalla? dachte sie, ihn geschwind betrachtend, während sie noch schwieg. Die Aehnlichkeit mit diesem römischen Kaiser war gar oberflächlich; der Bart war ungefähr so gekraust wie auf den alten Caracalla-Büsten, und die starken Brauen, die fast zusammenstießen, gaben ihm wohl leicht etwas Finsteres, Gefährliches, das an den Bösewicht im Purpur erinnern konnte. Sonst waren die Züge eher weich, geschmeidig, berechnend; sie erschienen edel auf den ersten Blick, weil der Kopf von antiker Schönheit war. Die nicht hohe, eher untersetzte Gestalt stand bescheiden da, ein wenig vorgeneigt, als neigte sie sich vor der „Gönnerin“.

„Also es bleibt dabei,“ fragte sie, ihn noch studierend, „daß Sie wieder nach Deutschland gehn?“

„Was soll ich machen?“ versetzte er. „Italien war ein schöner Gedanke, aber die Enttäuschung bitter. In Rom hat sich mir zu wenig geboten, in Neapel fast nichts. Die Italiener und Italienerinnen gehn zu ihren *eigenen* Lehrern, und die Deutschen, die Engländer wollen fast alle nur *sehen*, nicht selber arbeiten; Zugvögel, mit einem Wort! Ich hab' nur meine kleinen Ersparnisse zugesetzt, und eine neue Erfahrung gemacht.“

Digitized by Google

„Eine traurige!“ Natalie sah ihn mitleidig an; sie kannte auch dieses Gefühl recht gut, wenn auch andre besser. „Jetzt eine offene Frage, Herr Mitrescu; Sie verzeihn; — setzen wir uns vorher, wozu stehn wir noch? Wenn Sie etwa Geld brauchen — ich bin ja zum Glück so reich, daß ich abgeben kann.“

Joan verneigte sich tief, zum Dank; dann wehrte er aber mit den Händen ab. „Sie sind immer gütig! Aber — ich hab' meinen Stolz. Sie begreifen das. Ich bin auch noch nicht abgebrannt; nach Berlin oder Leipzig komm' ich noch gut — und dann hab' ich mich! Ich lehre alles, wozu man die verfluchten Farben nicht braucht: Zeichnen jeder Art, auch Steinzeichnen, Radieren. Ich radiere viel. Da ich nicht einen Namen wie Max Klinger habe, trägt es freilich wenig; aber ich bin allein. Ich verhungre nicht.“

„Wie Sie wollen, Herr Mitrescu. Ich hätte gerne geholfen —“

„Das weiß ich! Das weiß ich!“ fiel er ihr ins Wort. „Sie waren immer großmütig; auch als junges Fräulein, noch im kurzen Kleid; o, die alten Zeiten! Wenn ich plumper Bursch — aber mit hohen Phantasien und Träumen — nach Südrußland kam ... Ich seh' Sie neben Ihrem Vater reiten; der beste Reiter weit und breit. Ein Edelmann wie im Buch; ein gebietender Herr! Und Sie, eine junge Amazone, reitendes Feuer. Wie oft hab' ich Sie so gesehn!“

Oft? dachte Natalie. Mir deucht, höchstens zwei-, dreimal!

„Ja, großmütig immer! Und zu mir, dem ‚Kind

Digitized by Google

aus dem Volk', ſo gut. In dem iſt etwas! ſagten Sie. Der wird vielleicht noch einmal ein berühmter Mann! Freilich, Sie waren auch zuweilen wild; wiſſen Sie das noch? Sie ſchlugen ſogar mit der Reitpeitſche zu, wenn Sie zornig wurden; einmal traf's auf mich. Dann ſtürzten Sie aber über mich her und küßten mir den Schmerz von der geſchlagenen Backe weg!"

Lügt er nicht? dachte ſie und ſah ihn aus ihrer Lehnſtuhlecke mit ſehr ungläubigen Augen an. Zugeſchlagen, ja; aber weggeküßt? Das war nicht in meiner Art. Und wer war mir Joan? Ein ruppiges Plebejerkind. Joan, du phantaſierſt!

Sie lächelte aber nur und ſagte nichts.

Ihn ermutigte dieſes Lächeln; mit friſcher Beredſamkeit fuhr er fort: „Ich hab' das alles nie vergeſſen, natürlich. Als ich dann in die Welt hinauskam, nach Paris, ein entdecktes Talent, ein werdendes Genie — wie oft hab' ich da phantaſiert von der Amazone! in was für unſinnigen Träumen hab' ich mich verſchwelgt! Von Ihnen hört' ich Wunderdinge: als junge Witwe in den Orient, verwegene Forſcherreiſen, Tigerjagden; dann Tempel, Brahminen, Buddhaiſten, alles. Und ich dachte mir — — Da kam mein Krach! Der Farbenwahnſinn! Der Fluch des Satans hatte mich getroffen. — Den muß ich nun tragen!"

Er hatte ſich etwas pathetiſch gebärdet, das unterdrückte er jetzt; ſo hatte er ſich geübt, gewöhnt. Mit der Ruhe eines philoſophiſchen, feſten Mannes ſaß er faſt ohne Regung da.

Digitized by Google

„Es macht Ihnen Ehre, daß Sie es können," erwiderte Natalie.

„Wenn ich's kann, so verdank' ich's Ihnen!"

„Mir?"

„Ja, edle Frau. Sie gestatten wohl, daß ich Sie so nenne; meine glühende Verehrung, mein von Ihnen so volles Herz giebt mir wohl das Recht! — Wenn diese Frau so männlich tapfer, so heroisch ist, sagt' ich mir, so eifr' ihr in deinem Unglück nach! Ich dachte ja eben immer an Sie ... Oft erinnerte mich auch die Welt an Sie; die Zeitungen, die Reisenden. Neulich erst in Neapel — wie war mir das wunderbar! Ein schöner Mann in indischer Tracht steigt aus einem großen Dampfer, als ich am Hafen stehe; er sieht mich an, prüfend, sehr klug; tritt dann näher und fragt mich nach einem guten, nicht zu teuren Gasthof. Kurz, er geht in meinen mit; wir reden, auf englisch, über dies und das. Er heißt — ich hab' mir's gemerkt — Swami Bahadur Rana —"

„Ah!" rief Natalie aus.

„Ja, Ihr indischer, gelehrter Freund! Er kam gradeswegs aus Indien, wollte gradeswegs nach England; nur einen Tag und eine Nacht in Neapel. Er hat mir von Ihnen erzählt. Was alles! Sie sind ihm das Wunder der Welt. Eine Frau, sagt er, und ein Mann zugleich! Diese Kühnheit des Denkens; diese Schnelligkeit, mit der Sie alles lernten und faßten; und der hochstrebende Sinn. Ich hab' nicht alles verstanden, was er sagte, denn mein Englisch ist nur so, so; und ich glaub', seines auch. Aber



Digitized by Google

was ich verstand, das schrie nur alles: eine von Gott Auserwählte! und die erste Frau der Welt!"

Nataliens Augen leuchteten; mit einem Lächeln, das ihr wider ihren Willen um die Lippen zuckte, sog sie den Honig ein. Diesmal dachte sie nicht: Uebertreibt er auch? — „Swami Bahadur Rana", sagte sie möglichst sachlich, „ist ein wahrer Freund; und ein durch und durch aufrichtiger Mensch."

„Das glaub' ich auch! Ganz gewiß!"

Natalie stand auf. Der harte Blick von vorhin kam wieder; ihr Lächeln ward Bitterkeit. „Lieber Herr Mitrescu — und wie geht es nun dieser Frau? In Indien eine ‚Auserwählte', bewundert; hier zuckt man die Achseln. Nein, ich scherze nicht; es ist so. Man sieht über sie weg. Die Neunmalklugen verwerfen sie! — Da ist vor allem ein Mensch . . ."

Sie ging an Joan Mitrescu vorbei, der sich auch erhoben hatte; mit einer ihrer plötzlichen Wendungen kam sie dann zurück. „Sie verehren mich, sagen Sie. Glühend, sagten Sie sogar. Ich möchte wohl wissen, was für eine Temperatur das ist! Nur um darüber klarer zu werden: wenn ich Ihnen sagte, da ist ein Mensch, der mein Lebenswerk zu vernichten sucht, der mir schadet, schadet, der aus der Welt müßte, damit ich ruhig schlafen kann — damit ich der Welt helfen kann — was würden Sie dann für mich thun?"

Mitrescu starrte die Frau sehr betroffen an. Ihm war auf einmal schlecht zu Mut. „Der aus der Welt müßte" — was für Worte! In Nataliens Augen dämmerte etwas, das ihn kalt überlief.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," begann er langsam, um seine Gedanken zu ordnen. „Für Sie thun? Sonst alles! Aber ich bin — wie soll ich das sagen — ich war immer ein friedlicher Mensch. Wenn wir Künstler in Paris jemand haßten, oder ihn ‚vernichten' wollten, so machten wir Karikaturen auf ihn. ‚Aus der Welt' . . . Wir brachten niemand aus der Welt. Wir übertrumpften ihn höchstens: wir machten es besser als er!"

„Das war alles?"

„Ja. Denn Geisteskämpfe, sagten wir —"

„Ein Feind, der mein Werk zerstört?"

„Gnädige Frau! Das kann niemand! niemand!" Mitrescu wiederholte die Worte; er hatte seinen Ausweg gefunden. „Ein Werk wie das Ihre! Eine Frau wie Sie! Wie sagte dieser Indier: ‚Die erste Frau' —"

„Lassen Sie das!" warf sie hart dazwischen. Sie ließ sich wieder in den Lehnstuhl fallen, den Kopf so weit wie möglich zurück. Ach, diese denkenden Männer! dachte sie. Eisenhut, Mitrescu — einer wie der andre!

„Gut, ich lasse das," fuhr er nur wenig eingeschüchtert fort. „Aber jeder Ihrer Feinde ist verloren, denk' ich, wenn nicht heut, dann morgen; Sie sind ihnen allen zu groß! Sie, die Gotterwählte. Sie, mit der die Geister sind. Wer ward denn nicht befeindet, der was Großes wollte? Wenn dieser Ihr Feind, wie ich mir denke, ein schlechterer Mitbewerber, ein Nebenbuhler ist —"

Digitized by Google

„Ja, das iſt er wohl," warf ſie hin. Ja, das iſt er auch! dachte ſie.

„Dann wird doch der Tag ſchon kommen, hohe Frau, wo Sie ihn vernichten. Geiſtig! Mit Ihren Waffen! Und dieſe Rache iſt dann auch Ihr Sieg!"

So gut ſprach ich wohl lange nicht, dachte Mitrescu, mit ſich zufrieden. Er ſah auch die Wirkung auf Nataliens Geſicht. Es war wieder leuchtend ſchön geworden; in den Augen gewitterte es noch, was ſie nur um ſo berückender machte. Ein anerkennender Blick flog ihm zu. Ja, ja, ja! fuhr ihr durch den heißen Kopf: ich ſein Werk vernichten!

„Wenn ich Ihnen dabei helfen könnte," ſprach er mutig weiter, „ich wünſch' mir ja nichts Schöneres auf der Welt! — Sie wiſſen ſo viel, Natalia Pawlowna, aber wie es in mir ausſieht, das wiſſen Sie doch nicht. Ich wag's ja nur nicht, ſonſt ſagt' ich's Ihnen doch einmal. Sie können auf ſo einen armen Burſchen ſo ſtreng und ſo vernichtend blicken ..."

Jetzt ſah ſie ihn mild und gütig an. Ihre Augen ſchienen zu ſprechen: Nun, ſo ſag's einmal!

„Natalia Pawlowna! Es war ja doch immer mein Aberglaube, daß mich das Schickſal noch in Ihre Nähe führen würde — ſo oder ſo! Kein Menſch auf der Welt glaubt ſo an Sie wie ich. Für Sie ſcheu' ich nichts; — überhaupt, wer hat denn recht? Der, dem der Zweck die Mittel heiligt; natürlich, nur ein großer Zweck — wie Ihrer. Ja, ich glaub' blind und taub an Sie! Verſuchen Sie's

Digitized by Google

nur einmal. Wenn Sie einen Sklaven brauchen, der ein warmes Herz hat — —"

Ihr Blick war so weich, so gut; mit einem raschen Entschluß — andre taugen nichts! war sein Spruch — sank er vor ihr aufs Knie. Sie konnte es als Huldigung nehmen, oder wie sie wollte.

Noch zur rechten Zeit sah sie aber über ihn hinweg, und in dem Spiegel gegenüber — Eisenhuts Gesicht. Er stand in der Thür. Seine Augen waren so scharf, daß sie fast zusammenfuhr. Sie faßte sich jedoch so schnell, es wäre kein Vogel inzwischen an ihr vorübergeflogen.

„Was thun Sie da?" sagte sie kalt, nicht einmal erstaunt, kaum die Stirne runzelnd; wie sie wohl als junges Edelfräulein zu einem niederknieenden Bauernsohn gesprochen hätte. „Das ist nicht mein Geschmack; meine Sklaven knieen nicht. Ich hab' auch keine. Stehn Sie auf!"

Mitrescu erhob sich, höchst verblüfft.

„Wenn Sie behaupten, mich zu kennen," fuhr sie strenger fort, „so mußten Sie auch wissen, daß, wer sich solche — Thorheiten erlaubt, mein Haus nicht mehr betritt. Ihre Anhänglichkeit hätte mich gefreut; Ihr Schicksal bedaur' ich sehr; aber ich kann bei Ihnen keine Ausnahme von der Regel machen. Reisen Sie mit Gott! Adieu!"

Mitrescu, der noch immer bemüht war, sich zu fassen, ging stumm aus der Thür.

Eisenhut hatte ihm Platz gemacht; erst als der andre fort war, trat er langsam ein. „Was sagst

du zu dieſem Rumänen?" nahm Natalie gleich das Wort, mit einer Miſchung von Erregung und Ruhe. „Ich war wohl zu gutmütig; ſo 'ne Verwegenheit hatt' ich ihm nicht zugetraut. Ein armer Farbenblinder, dacht' ich. Man wird nie geſcheit!"

„Eine Liebeserklärung?" murmelte Eiſenhut.

„O nein, das noch nicht; Verehrung; aber ich glaub' wahrhaftig, ſie drohte! — Wie dumm. — Kamſt du eben?"

„Ja."

„Alſo, my sweet boy! Dann laß uns mit den andern Dummheiten, von denen wir heut nicht mehr ſprechen wollten, auch dieſe vergeſſen und zur feſtlichen Tafel gehn!"

Sie nahm ſeinen Arm. Er lächelte ihr zu. Wie war das? dachte er, während er ſie durch das Zimmer führte. Hatte ſie mich geſehn? Einen Augenblick ſchien es ſo. Sprach ſie ſo zu ihm, weil ſie mich geſehen hatte? — Nichts, nichts, nichts weiß der Menſch!

Was bin ich nun? dachte Natalie. Herrin oder Sklavin? So einen rührenden, verliebten Sklaven muß ich aus der Thür jagen, weil ich ohne den Othello da noch nicht leben kann?

So traten ſie in den Salon, wo Manu in der Mitte den Tiſch gedeckt und mit Roſen, Kamelien und andern römiſchen Winterblumen geſchmückt hatte.

Digitized by Google

Web.

# Fünftes Buch

Digitized by Google

Für Helene hatte am Weihnachtstag die schönste Zeit ihres Lebens begonnen; und was sie sich gleich damals als „Zukunftsbraut" gelobt hatte, suchte sie zu halten: diesen Glücksbecher bis zum Frühling selig zu genießen, so lange noch ein Tropfen drin schwamm. Es war freilich auch die Bitternis der Heimlichkeit drin, der Unaussprechbarkeit, der Sorge vor Entdeckung; doch hier kam ihr zu Hilfe, was sie einst im Wald bei Freudenstadt Luisen gebeichtet hatte: daß in ihr auch der Sinn für Abenteuer, für verstohlene Romantik war. So eine Ehe zu führen wie die alten Eckers, nichts als herzlich und bürgerlich gemütlich und bieder, das hätte sie nie gelockt; fast so wenig wie die Zweisamkeit mit dem korrekten Major Brand. Wenn sie aber oben im ersten Stock, wo nach Augusts Abreise kein dritter mehr störte, in süßer, herzklopfender Heimlichkeit zu dem Geliebten, dem „Bräutigam", schleichen konnte, um in den Armen dieses besten Menschen sich wie emporgehoben, geadelt, sich als die wahre Gefährtin eines so selbstlos edlen Lebens zu fühlen, dann war es ihr zuweilen noch eine Erhöhung ihres Glücks, daß es so gleichsam in der Wolke schwebte, nicht von Hinz und Kunz gesehen, genehmigt. Guter Vater Ecker! dachte sie

Digitized by Google

wohl auch, du mit deinem großen Verstehn würd'st auch uns begreifen; aber deinen alten Kopf schütteltest du vielleicht doch: hast auch nur so wie der Durchschnittsbürger geliebt. Und die Tante Ecker! Die ist immer nur ganz gradaus gegangen, still und schüchtern den andern nach. O laßt mir mein Geheimnis, es ist keine „schlimme Lene" drin, es ist gut, ich fühl's, es ist Gottes Wille!

Eine Woche zog, ach nur allzu geschwind, der andern nach; Franz saß viel in Bücher vergraben, in denen er voraus studierte, was er auf der Erde sehen wollte; er knüpfte auch brieflichen Verkehr mit allerlei überseeischen Menschen, deutsch und englisch schreibenden, an, die ihm seine Zwecke fördern konnten. Im Hause war er seit Weihnachten „Pensionär" geworden, auf diese Bedingung mußte Ecker eingehn; er zahlte seinen Unterhalt, „zur Schande des Eckerschen Hauses", wie der Alte zuweilen scherzend grollte. Es ward sonst mehr und mehr ein Zusammenleben wie von Vater und Sohn. Der eine in seinem Schneckenhäuschen, der andre, der ins Leben hinausbegehrte, auf dem großen Ackerfeld des Forschens und Denkens kamen sie immer zusammen. Es freute wohl den Alten nach Gebühr, daß sein August in Göttingen Doktor ward; in dem Haus am Rosenthal ward es am Abend mit deutschem Schaumwein gefeiert, der Vater hielt eine Rede, die er nach seiner Art leise anfing, jedoch mit schallender Kraftstimme beendete. Aber d a s machte ihn doch noch glücklicher, daß dieser „Sohn seines Herzens", Franz (er nannte

Digitized by Google

ihn bald auch nur noch Franz), zur Schande des Hauses als Pensionär bei ihm wohnte.

Eine Woche zog der andern nach; eines Tages schüttelte Ecker den Kopf und erschrak Helene heftig: das erste Viertel des Jahrs war dahin! Die Vorboten des Frühlings kamen, Primeln, Aurikeln, Veilchen färbten die schneefreie Erde und dufteten in die Welt. Helene, die sie sonst so liebte, mochte sie nicht sehn; jede dieser kleinen Blumen schien ihr anzusagen: dein Lenz ist nun aus! Schwüle, safttreibende Winde zogen durch das ebene Land; in Helenens Brust weckten sie nur schwermütige Gefühle, eine zunehmende Bangigkeit legte sich auf ihr junges Glück. Eines Abends trat sie noch leise in Franzens Thür, um ihm Gute Nacht zu sagen. Er hatte sich unten von Eckers etwas früher verabschiedet, saß in seinem sogenannten Sorgenstuhl und blickte aus tiefen Gedanken mit einem so traurig schweren Blick zu ihr auf, daß sie in derselben Sekunde fühlte: nun kommt's! Das so rasch mitfühlende Herz stand ihr still.

„Gute Helene!" sagte er, stand auf, kam ihr entgegen und nahm ihre Hände.

„Ja, ja," antwortete sie. Die unendliche Wehmut in seinen Augen, in die sie sich versenkte, erleichterte ihr Elend; sie sah: er leidet wie ich! — „Du willst fort," sagte sie tonlos.

Er küßte sie lange; dann nickte er. „Du mein schönstes Glück! Es ist mir, wie wenn ich abgerufen würde; so fühl' ich's. Alles, was ich hier voraus-

Digitized by Google

thun konnte, das ist nun gethan; bis auf weniges. Die letzte, die große Wanderung — —"

Er zog sie auf seinen Schoß; in Liebkosungen sprach er zu Ende, was er sagen wollte.

„Franz!" flüsterte sie dann an seinem Ohr. „Ich bin ja doch sonst nicht feig; hab' dich aber nie fragen mögen, wie lang' du wohl fortbleibst? — Sag's; ganz aufrichtig, natürlich; aber nicht zu laut. Sag's leise. Es thut sonst zu weh."

Er dämpfte seine Stimme. „Denk, wie viel ich will! Die Vereinigten Staaten durchreisen, ihre Sekten sehn, sie in den lebendigen Menschen sehn: was habt ihr denn geschaffen? oder was will werden? Hat irgend einer von euch schon gefunden, was ich suche, ist das schon wirklich da, was ich träume? Oder kündigt sich's an? — Nicht wahr, das braucht Zeit. Dann wieder übers Meer zurück, zu den Asiaten. Das such' ich da nicht, was diese Natalie Petroff predigt, von der ich dir einmal sprach; aber andres etwa! Unter all dem Wust des Aberglaubens lebt allerlei Verborgenes, das nicht für die Menge ist; Geheimlehren, tiefer, als wir früher ahnten. Ich will wissen, was die Erde trägt, eh' ich sage: in mir ist eine Stimme, die noch nicht gesprochen hat! — Nun? Du mein Liebstes, frag dich selbst. Wie lange dauert das alles wohl?"

Helene sann einige Augenblicke. „Ich kann's doch nicht sagen. Hab' auch nicht so viel Geographie im Kopf. Sag du's; — aber nicht zu laut!"

„Fast ein Jahr mag's dauern," erwiderte er leise.

Digitized by Google

„O Gott!"

Sie atmete schwer, sie schloß die Augen. Dann sank ihr Kopf gegen seine Schulter.

„Drum liegt's mir selber so schwer auf der Brust," nahm er wieder das Wort, als ihr armer Kopf sich von neuem regte. „Soll ich dir die Zeit vorrechnen? Willst du?"

„Laß, laß!" unterbrach sie ihn. „Es wird ja so sein. — Franz! Mein Franz!"

Sie umklammerte ihn; sie bedeckte plötzlich sein Gesicht mit Küssen. „Du warst ja mein Glück! Es war so himmlisch schön! Ich hab' dich gehabt!"

„Wirst mich wieder haben. Wie sprichst du da? Wir sind eins und wir bleiben es. Wir bleiben es bis zur letzten Stunde. Oder denkst du nicht?"

Sie sah ihn mit feuchten, schmerzenvollen Augen an; es war, als lebte in diesem Augenblick nicht die Kraft der Hoffnung, nur die Ohnmacht der Furcht darin. „Doch, doch," sagte sie dann. „Wenn du's sagst — wenn du —! — Ich mein' ja, ich müßt' sterben, wenn ich das nicht dächte. — Ich hab's ja gewußt: es wird so kommen. Zweifle nicht an mir! um Gottes willen!"

Sie drückte ihre Lippen auf seinen Mund und ließ ihn lange nicht los.

Darauf starrte sie in sein Gesicht. „O, du willst noch was sagen," fing sie langsam an. „Ich seh's. — Ich bitt' dich, sag's rasch. Was noch?"

Er lächelte ein wenig, voll Lieb' und Mitleid: „Arme Lene du. Was sollt' ich noch wollen? Nichts,

Digitized by Google

als was man in so 'ner Stunde spricht. Meine Augen fragten nur —"

„Was? Was fragten sie?"

„Ob du's aushalten wirst?"

„Aushalten? Die lange Trennung? — Ich muß ja."

„Ob du mir nie grollen wirst, daß ich dich verlasse?"

Sie schüttelte eifrig, aber in tiefem Ernst, den Kopf. „Ich hab's ja gewußt!"

„Ob sich nie dein Herz von mir —"

Mit einer jähen Bewegung schloß sie ihm den Mund. „Franz! Thu mir nicht so weh. Was hast du denn in meinem Herzen gesehn, daß du so fragen kannst? — Wie du vorhin sagtest. ‚Wir sind eins und wir bleiben es.' O wie war das süß. Und was du mir sagst, das ist mir wie Gottes Wort! — Ja, ja, wir sind eins — und du kommst dann wieder —"

Sie lächelte ihn an. Ihr ganzes Gesicht suchte ihm auszusprechen: sieh, so vertrauend und so gefaßt und so tapfer bin ich! — Langsam ließen aber die Züge nach. Es zuckte um ihren Mund. Die Augen schlossen sich halb, sonderbar erlöschend, wie bei einem Toten. „Ach," seufzte sie endlich. „Einen Augenblick . . ."

Sie sank zuerst, dann aber warf sie sich auf die Erde, das Gesicht nach unten. In lautem Weinen befreite sie sich. Es schüttelte sie. Es schien aber wie eine Rettung zu sein, so daß sie leben konnte.

Digitized by Google

„Liebſte, Teuerſte!“ flüſterte er, neben ihr niederknieend. „Bitte, nicht ſo laut!“

Sie weinte leiſer. Sie griff nach ihrem Taſchentuch und zog es hervor; legte es ſich unter den Mund, auf den Boden, und weinte in das Tuch hinein.

„Süße Helene! Wenn ich wiederkomme! Das wird ein ſeliger Tag! — O ja, unſre Trennung iſt ſo ſchwer, wie je eine war: ich gehe wie aus der Welt. Unſer Geheimnis muß unangreifbar, unzerſtörbar ſein; deine Ehre will es. Du in dieſem Haus, und ich über Meere weg: was ich hierher ſchreibe, muß ich auch für die andern ſchreiben. Keine heimlichen Briefe von mir zu dir —“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Denn es darf keiner in falſche Hände fallen — oder ein Verdacht auf dich —“

Sie ſchüttelte ihn wieder.

„Es muß ſo ſein!“

Sie nickte, dem Boden zu.

„Und wenn ich an Vater Ecker ſchreibe, dich nur grüßen laſſe; von allem andern ſchreibe, nur nicht von dir und mir — Herz, dann ſag dir immer: ach mein armer Franz, er hat bei jedem Wort doch nur an ſeine arme Lene gedacht! — Nun bleib' ich noch acht Tage hier. Da denken wir, daß die Sonne der Sonnen ſcheint, und nur für uns. Da leben wir noch eine Ewigkeit; von der zehren wir dann ein Jahr in der ‚Zeit‘. Eh ſie aufgezehrt iſt, werd' ich wiederkommen. Lene! Du mein Glück!“

Digitized by Google

Ihr Weinen war lange still geworden. Sie hatte auf sein Reden gehorcht; seine dunkle, liebreiche Stimme klang ihr noch schöner, da sie ihn nicht sah. Sie wendete sich nun, bis sie auf dem Rücken lag. Aus ihrem noch nassen Gesicht sprach wieder Entschlossenheit, fester Wille; es war wieder der „Charakterkopf". „So," sagte sie, „nun wirst du mich nicht mehr weinen sehn. — Noch acht Tage, sagst du. Glaub mir, diese acht Tage bin ich noch ‚dein Glück'! Und wenn wir dann scheiden — allein und vor den andern — verlaß dich auf mich"; sie lächelte: „ein altgermanisches Heldenweib! — Ja, du kommst dann wieder. Dann sterb' ich hoffentlich nicht vor Glück. Nun will ich aber schlafen gehn. Mein Franz! Gute Nacht!"

Sie war aufgesprungen und umschlang ihn fest. Sie flüsterte noch im Kuß; es war nicht zu verstehn. Dann riß sie sich los und floh aus der Thür.

* * *

Helene hielt Wort. Diese letzten acht Tage gingen in weichem Frieden, in gegenseitiger Beglückung hin; was auch noch in ihr aufschreien oder stürmen mochte, sie verriet es nicht. Franz fuhr ab, nach Hamburg, ans Meer, und es lag nun eine unendliche Oede um sie her. Aber sie blieb fest und still; sie hatte es sich und ihm gelobt. Arbeit! Thätigkeit! waren ihre Rettungsworte; „Mut des reinen Lebens trinken" hatte sie von Goethe gelernt. Sie warf sich mit doppeltem Eifer in die Hauswirtschaft, ließ der Tante

Digitized by Google

fast nichts mehr zu thun; Frau Lucie beklagte sich wohl, ihrer zarten Gesundheit mochte aber die Ruhe doch nützlich sein. Jede freie Stunde verbrachte Helene am Klavier, allein oder mit einer befreundeten Künstlerin, um ihr Können zu vergrößern; oder sie saß und zeichnete, alles nachbildend, was ihr unter die Hände kam, um nur nicht müßig zu sein. Eine „Fingerwut", wie der ahnungslose Ecker es nannte, war über sie gekommen; so gingen die Tage doch hin.

Der Mensch sei so groß oder so wichtig, wie er sei, wirklich unentbehrlich ist niemand. Auch im Eckerschen Haus erwies sich's wieder: nachdem der Alte den ersten Schmerz der Trennung von seinem Franz überwunden, auch die andern Hausgenossen bis zur Mine hin ihm nachgeseufzt hatten, schlug die Tagesuhr ihren gewohnten Schlag. Ecker diktierte, Bartels schrieb; Mine lernte von Helene das Höhere des Kochens, die Frau Professorin ging leise umher, stickte oder träumte. Major Brand, nach Helenens Nein eine Weile unsichtbar, dann geräuschlos schlicht wieder auftauchend, setzte sich seit Franzens Abreise häufiger an den runden Familientisch. Es war, von außen gesehn, wie vor Franzens Zeit. Nur kam bald ein ungewohnter Festlärm hinzu: Vater Ecker der Gute richtete die Hochzeit des ehemaligen Schulmeisters Bartels mit der bekehrten Mine aus; sie heirateten in seinem Haus, da sie in seinem Haus als Faktotums blieben. Alles an diesem Tag erinnerte an Franz, jeder sprach von Franz, der dies Paar „geschaffen". Bartels, durch die Freude verschönert, und seit Weih-



Digitized by Google

nachten durch vier gute Geister gegen seinen bösen Feind beschützt, lachte oft vor Glück; er dankte Helenen wohl ein Dutzendmal, auch für den abwesenden „Göttermann". Mines kleine Kraftgestalt war durch die Liebe (zu der sie sich resolut entschlossen hatte) magerer, zierlicher geworden; sie pries diesen Göttermann etwas weiblich kokett als einen auch sehr schönen Mann, mit dem ihr Schulmeister sich nicht messen könne. Die Luft ward von Franz so voll, daß Helene am Abend einmal auf ihr Zimmer floh, um sich auszuweinen. Aber ihrem Gelübde treu, als „altgermanisches Heldenweib" kam sie dann zurück, um mit Bartels dem Ehemann und auch mit Vater Ecker zu tanzen.

Der Sommer löste den Frühling ab; Luise Berner kam von Hamburg als Gast, wieder in dem Zimmer zu wohnen, in dem sie vor Franz gehaust hatte. Die zarte Gestalt war aufgeblüht, ein wenig frauenhafter geworden; das Glück der Thätigkeit stand auf ihrem rosig angehauchten Gesicht. Sie hatte als Lehrerin schon Erfolg; die Gesangsschülerinnen „strömten ihr nur so zu", wie sie mit lustiger Uebertreibung sagte. Sie hat auch nicht mehr das Witwenhafte! dachte Helene. Sie sieht so selbstvergnügt aus!

„Hast du dich verliebt?" fragte Helene neckend, schon am zweiten Abend, als sie beide in Luisens Zimmer standen. „Du machst den Eindruck einer neuen Epoche."

Luise schüttelte lächelnd den Kopf: „Diese neue Epoche ist nur, daß ich mich selbst ernähre. Sie steht auf meiner Visitenkarte: ‚Luise Berner, Gesangs-

Digitized by Google

lehrerin'! — Ach, mein Herz, was wär' ich auch, wenn ich das nicht hätte. Bei Herminens Schickſal! — Ich mich noch verlieben? Hab' ja bald achtundzwanzig voll!"

„Biſt aber doch noch immer ein allerliebſtes Veilchen, wie dich Auguſt Ecker einmal in Freudenſtadt nannte. Und haſt wirklich gar nichts erlebt?"

„Nichts erlebt? O Gott!" rief Luiſe aus. Sie erſchrak dann über ihre laute Stimme; ſah aus der Thür, ob jemand ſie von draußen gehört hätte, und führte Helene geheimnisvoll am Arm zum Fenſter. „O ja, ich hab' was erlebt," fuhr ſie leiſer fort. „Ich hab' ihn ja wiedergeſehn!"

„Wen? Deinen Herumfahrer, deinen Wandervogel?"

„Ja; wen denn ſonſt? — Es war aber ſehr einſeitig, weißt du: Luiſe Berner wurde n i ch t geſehn! — Im Hamburger Hafen, vor vierzehn Tagen. Ich ſchlendre da herum, es iſt ſo unterhaltend; die Leute gingen zu einem Dampfer, einem kleineren, der ſollte ſie flußabwärts zu einem ganz großen bringen, der nach Weſtafrika fährt. Man ſieht ja abreiſenden Menſchen oft ſo verloren ins Geſicht; ſo macht' ich's auch; da geht — e r vorbei! zum Schiff! Unverkennbar er, wenn ich ihn auch lang' nicht geſehen hatte; dasſelbe intereſſant häßliche Geſicht mit der Hakennaſe; es ſah auch ebenſo beweglich wie ſonſt herum. M i ch ſah's aber nicht! Nur wenige Sekunden — vorbei! Er auf ſeinen raſchen Beinen weiter, ich mit den Augen hinterdrein; die hielten ihn ja aber nicht auf. Sie

Digitized by Google

wurden mir dann auch trüb, dummerweise. Letztes Glockenläuten; Abfahrt. Er ſtand vorn am Bug, oder wie es heißt; ich ſah ihn da noch. Dann entſchwand das alles. Vor all den andern Schiffen im Hafen ſah man bald nichts mehr. Ja ja, der richtige Ludwig Reidhardt, dacht' ich: wie ein Sturmwind vorbei!"

Helene nickte: „Gott im Himmel, ja, das war ein Wiederſehn! — — Aber du —"

Sie hielt inne. Sie ſah nur forſchend in Luiſens Geſicht.

„Was ich?"

„Na, du haſt ſo was; wie ein Penſionsmädel zwiſchen ſechzehn und ſiebzehn. Ich will wetten, Lowiſe, du biſt ihm noch gut!"

„Ach geh doch. — Aber ja, was denkſt du denn. Ich gehör' ja zu denen. Das nimmt nie ein Ende!"

Helene ſagte nichts mehr; ſie ſchüttelte ſtill für ſich den Kopf. Sie fühlte, daß ſie nicht zu denen gehörte.

Sie ſollte es an dieſem Abend noch ſtärker und noch anders fühlen.

Die beiden Mädchen gingen wieder hinunter; die Alten ſaßen am Familientiſch, Ecker las in einem Brief, der in dieſer Stunde gekommen war. „Von Franz!" ſagte er, mit einem Strahlen der grauen Augen durch die große Brille hindurch, das er immer hatte, wenn von dem ein Brief kam. Es war ſelten genug: Franz zog ſo weit und breit und ſo raſtlos im Land der Yankees herum. „Und einmal ein ordent-

Digitized by Google

licher Schreibebrief!" setzte der Alte hinzu. „Also, Mädels, setzt euch! Vorlesen!"

Helene setzte sich mit Spannung, mit Freude, und doch auch mit dem Vorgefühl der Enttäuschung hin. Es war immer so: erblickte sie so ein Lebenszeichen, so klopfte ihr das Herz vor Glück. Hörte sie dann die Worte, so starb ihr das Glück langsam weg. Es war der reisende, suchende, denkende Franz; nicht ihr Franz, für sie. Es war für den Familientisch. Sie hatte keinen Franz mehr. Es war wie in der Zeit, ehe sie ihn hatte.

Eckers leise, sich allmählich hebende Stimme las. Der Brief erzählte von neuen Reisen, neuen Wunderdingen: wie diese „sonderbaren Käuze" da drüben oft die unerwartetsten Sprünge machten, um zu Gott zu kommen; wie sie die ernsthaftesten Possen aufführten, um dieses oder jenes Wort der Heiligen Schrift zu verwirklichen, Gottes beste Kinder zu werden. Buchstabenfrömmigkeit, Narrheiten jeder Art; Sekten ohne Ende . . . „Aber wie oft man auch lachen möchte oder lachen muß," fuhr der Brief dann fort, „es ist doch ein eigenes, ein starkes Volk! Das Germanentum steht hier in frischem Saft. Es sind nicht die Narrheiten des Verfalls, sondern der Jugendkraft. Diese frommen Yankees sind keine Pfaffenknechte; sie wollen in Freiheit zu ihrem Gott. So derb und plump sie's oft anfangen, sie haben viel von dem, was ich meine; vielleicht mehr als wir im verkirchlichten Europa. Und sie lassen mich doch alle Tage fühlen, daß bei den Germanen die Zukunft ist!"

Digitized by Google

„Das ist gut! Das ist schön!“ sagte Luise bescheiden halblaut.

Ecker lächelte ihr über die Brille weg wie ein anerkannter Liebhaber zu: „Freilich ist das schön, Luischen. — Das Häßliche ist nur dabei: Der bleibt drüben hängen. Ich seh's schon kommen. Dieser Franz, der kommt nicht wieder!“

Helene schrak zusammen.

„Was sagen Sie?“ fuhr Luise auf. „Nicht wieder? — Warum glauben Sie —?“

„Weil er da bleiben wird, wo er seine Leute findet. Das thut jeder, Kind! — Ich kann's wohl begreifen: er findet da mehr als hier. Was haben wir im alten Deutschland? Leute, die noch in die Kirche gehn, und Leute, die nicht mehr in die Kirche gehn; aber wie viele haben wir wohl, die ohne ihren Gott nicht leben können? ihn sich selber suchen? Von dieser Menschenart ist drüben mehr. Darum —“

„Darum wird er einfach dort bleiben, denken Sie?“ Luise war fast empört und hob die Stimme. Helene saß wie erfroren still.

„Nein,“ sagte Ecker, „das wohl nicht; seine Erdreise macht er wohl: was er auf sich genommen hat, führt er auch zu Ende. Aber dann wird's ihn von hier wieder zu den gottsuchenden Yankees treiben. Wir werden ihn nicht behalten! Das ist meine Meinung!“

„Um Gottes willen!“ rief Luise aus. Sie begann zu streiten. Der Alte und die Junge stritten.

Helene sagte kein Wort. Sie konnte, sie wollte nicht. Ein Panzer von Eis lag um ihre Brust. „Wir

Digitized by Google

werden ihn nicht behalten!" Das fuhr ihr immer wieder durch den Sinn. Sie sehnte sich fort, in ihr Zimmer, ihr Bett.

Auch als sie endlich unter ihrer Decke lag, verfolgten sie die gräßlichen Worte, von einem so guten, weisen Mund gesprochen: „Wir werden ihn nicht behalten!" — Darum ihr Herz so an ihn gehängt! Darum für die ferne Zukunft gelebt! Darum das Elend dieser langen Trennung, der täglich schlimmeren Einsamkeit!

Sie biß in ihre Decke.

O du schlechte Lene! sagte sie sich dann, den Kopf zornig und traurig schüttelnd. „Wir sind eins und wir bleiben es." Hat er dir das nicht gesagt? Und was solltest du immer denken, wenn dich so ein Brief für alle nicht freute: „ach, mein armer Franz, er hat doch bei jedem Wort an seine arme Lene gedacht!" — Hast du das vergessen?

„Nein, nein, nein, ich hab's nicht vergessen," sagte sie mit wirklicher Stimme, als spräche eine andre in ihr und wollte sich entschuldigen. Eine andre, die sie nun schon öfter spürte; vor der sie eine Art von Furcht, ein heimliches Grauen hatte. Es ward ihr elend verworren zu Mut.

„Wir werden ihn nicht behalten!" Die Worte erklangen dann wieder. Sie sah ihn wie Luisens Wandervogel wieder von dannen ziehn. Sie konnte es nicht lassen, sie fing an zu weinen.

* * *

Digitized by Google

Luise war fort, nach Hamburg heim; Helene stürzte sich mit neuem Eifer, neuer „Wut“ in ihre Pflichten und in ihre Künste. Sie gedieh aber nicht dabei; es bildeten sich Ringe um ihre Augen, die man auf diesem morgenfrischen Gesicht nicht kannte. „Was hast du nur, Kind?“ fragte Ecker eines Mittags, als die drei bei Tische saßen. „Wo bleibt unser Sonnenschein? Du siehst nicht gut aus. Wo fehlt's denn?“

„Ach, sie überarbeitet sich!“ erwiderte die Tante.

Helene verneinte lebhaft: „Nein, das thut sie nicht! — Ich glaub', es ist eigentlich nichts als Aerger: ich zeichne wie besessen und ich komm' nicht weiter! Ich hab' keine Anleitung. Meinem früheren ‚Meister‘, wißt ihr ja, bin ich weggelaufen; der alte Pedant war so tödlich. Aber allein — ich hatt' mir's so schön eingebildet — aber allein erreich' ich nichts.“

„Ich weiß dir jetzt einen,“ sagte Frau Lucie; zu Helenens Erstaunen, denn die Tante wußte sonst nicht viel von der Welt. „Neulich im Damenkaffee erzählten sie so viel von einem neuen Zeichenlehrer, der schon ein halbes Jahr hier sein soll, aber nun erst so recht bekannt wird in der großen Stadt. Ein Rumäne, Mitrescu; soll ganz anders unterrichten als die andern; furchtbar anregend, sagten sie. Das wär' ja grade für dich.“

„Mitrescu? Von dem hab' ich auch gehört,“ warf Ecker hin.

Helene nickte: „Ich auch! Das ist ja dieser unglückliche Mensch — es stand in unsrer Zeitung — der seinen gesunden Farbensinn verloren hat; sonst

Digitized by Google

wär' er ein großer Maler, sagt man. Hat schon viel gekonnt, war schon fast berühmt. Wie man das erträgt! Ein Unglück, gar nicht auszudenken!"

Das Mitleid lag wie eine Wolke auf ihrem weichen Gesicht.

Der Alte zuckte gutherzig die Achseln: „Wir können es nicht ändern. Aber du kannst davon Nutzen haben; das gehört nun einmal zur Welteinrichtung. Ich rate ganz entschieden, du versuchst es mit diesem Unglücksmann, wenn er seine Sach' so gut versteht!"

„Ja, ja, ihr habt recht," murmelte Helene. Ihr Mitgefühl, wie immer feurig, begann zu phantasieren; sie suchte ihn sich vorzustellen, diesen rumänischen Farbenblinden, sie wünschte ihn zu sehen, zu studieren, ihre Neugier war erwacht. Auch ihre Lust am Zeichnen, die im Sterben lag, lebte wieder auf. Gott sei Dank, ich hab' einen neuen Wunsch! dachte sie; einen neuen Zweck!

Ihre Ungeduld ward bald gestillt: schon nach einigen Tagen erschien Herr Joan Mitrescu in ihrem Zimmer, wo sie mit der Tante saß, am hergerichteten Zeichentisch. Die eintretende Gestalt enttäuschte sie, einen schlanken, eleganten Künstler hatte sie sich gedacht, nun kam ein fast untersetzter Mann, eher plebejisch gebaut. Aber der römische Kopf gefiel ihr, er war überraschend schön. Die gelbliche Marmorfarbe des Gesichts, das krause Haar- und Bartgelock, die etwas stechenden, aber lebendigen schwarzen Augen waren ihrem nordischen Gemüt doppelt angenehm: doch einmal ein tüchtig fremdartiger Mensch! und bei

Digitized by Google

seinem Unglück hatte er doch den Trost, eine Augenfreude zu sein! — Er sprach nicht viel, er setzte sich bald und fing an zu zeichnen; wie wenn er einer zufälligen Laune folgte, warf er eine phantastische Landschaft hin, begann sie dann im einzelnen realistisch auszuführen, erklärte die Komposition, nur mit kurzen Worten. Plötzlich setzte er ein paar Rehe hinein, darauf einen Wandrer, am andern Ende; sie fanden ganz natürlich Platz, und doch war scheinbar gar nicht auf sie gerechnet. Ein paar Vögel, zuletzt eine Wolke zogen durch die Luft, zwischen den Bäumen hin. „Wollen Sie nun einmal versuchen," fragte er, „mir das nachzuzeichnen? In derselben Reihenfolge? Und so kräftig realistisch, wie Sie irgend können?"

Er gab Helene seinen Stift, spitzte ihn ihr von neuem; dabei sah er sie mit einem langen Blick, aber scheinbar so sachlich wie eine Landschaft an. Darauf sprach er lange kein Wort, schaute nur ihrem Zeichnen zu. Es war, als wenn er nur Lehrer, sonst unpersönlich und, sozusagen, geschlechtslos wäre. Manchmal irrte sein Blick wohl vom Tische ab, doch erst nach längerer Zeit; seine Augen gingen im Zimmer herum, schienen viel zu sehn. Wenn sie dann aber zurückkamen, waren es wieder nur Zeichenlehreraugen. Kann man ihnen das ansehn, dachte Helene, daß sie etwas verloren haben, daß sie farbenblind sind? Mit Mitleid und Neugier blickte sie, so gut es ging, hinein. Entdecken konnte sie nichts. Es waren einfach südländische, interessante, wohl etwas schwermütige Augen, die ihr gut gefielen. Auch sein

Digitized by Google

fremdartiges Sprechen, mit schärferem Anlauten und Betonen, hörte sie gern. Seine männliche Ruhe, hinter der sich wohl viel Herzweh verbarg, seine unscheinbare Galanterie, seine Zurückhaltung, alles gefiel ihr. Es kam ein jugendlicher Enthusiasmus über sie, so daß sie auf einmal besser zeichnete als je; wenigstens schien's ihr so.

Die erste Stunde ging rasch dahin; in der zweiten, drei Tage später, begann Herr Mitrescu den Unterricht auf andre Weise, aber auch ungewöhnlich, auch lebendig, anregend; Frau Lucie sah still verwundert zu. Sie war aber schon blaß und leidend; als die dritte Stunde kam, sagte sie zu Helenen: „Heut halt' ich's mit meinem Kopf nicht aus, ich muß euch allein lassen. Ich leg' mich etwas nieder, Kind. Es geht doch wohl? Du mit ihm allein?"

„Ich bin ja kein Kind mehr, Tante," antwortete Helene. „Du weißt ja auch, wie er ist: nur ein Lehrer, kein Mann!"

Mitrescu kam; sie saß ihm gegenüber, zu zweien; es war ihr nun doch ein angenehm ungewohntes Gefühl. Seine Augen hatten heute das Stechende ganz und gar verloren, es war eine sich verbergen wollende Melancholie darin, die ihr Herz bewegte. Nachdem er erfahren hatte, daß die Tante gar nicht kommen werde, und nachdem er einen flüchtigen Umriß von Helenens Profil hingeworfen hatte, sagte er mit etwas finsterer Stimme, halb hervorgestoßen: „Es ist Ihnen wohl bekannt, gnädiges Fräulein, warum ich nicht male, nur noch zeichne?"

Digitized by Google

Helene nickte weich: „Ich weiß es. — Bitte, nennen Sie mich nicht gnädiges Fräulein; ich mag das Wort gnädig nicht. — — Sie sprechen wohl nicht gern davon?"

„Warum meinen Sie?"

„Weil ich — — nein, neugierig nicht; es — beschäftigt mich aber so sehr! Wie einem wohl zu Mut sein mag, der so was — Furchtbares erlebt; und wie man es so heroisch tragen kann. Ich bewundre das. Ich denk', ich könnt's nicht!"

Er lächelte, mit einem ersten feurigen Aufleuchten im Blick: „O, Sie! Sie gewiß! — Denken Sie denn, mein Fräulein, ich hätt's immer gekonnt? — Ich war ja so ahnungslos, eh ich zu der Erkenntnis kam; und ich schwamm im Glück. Ich hatte wohl gehört, in Berlin war vor meiner Zeit ein bekannter Maler, dessen Augen allmählich anders, immer anders sahen, er merkte es aber nicht; seine beiden Söhne, die es merkten, beide Maler wie er, besserten dann seine Bilder aus und so gingen sie in die Welt. Ich hatt' auch von einem Engländer gehört, der berühmte Sachen malte; auf einmal war's damit vorbei, sein Farbensinn war hin! — Das ging mir zum andern Ohr hinaus; was ging mich das an? Ich war Joan Mitrescu, das junge Genie, wie mich schon meine Freunde und auch einige Feinde nannten; ich wandelte ja den graden Weg zur Unsterblichkeit! — Da, eines Tages — mit der langen, langweiligen Vorgeschichte belästige ich sie nicht — da kommen zwei meiner Freunde in mein Atelier.

Digitized by Google

Joan, ſagt der eine, es geht nicht länger. Du, unſer Halbgott, unſer Farbenheld, du biſt von Gott verlaſſen, Joan! Du wunderſt dich ſchon lange, warum deine Skizzen, deine Bilder nicht mehr ſo gefallen; es hat einen einzigen Grund, einen grauſamen, ganz gemeinen Grund: du ſiehſt die Farben verkehrt! oder gar nicht mehr! — Ich lachte ſie aus. Dann erſchrak ich auf den Tod. Dann bewieſen ſie mir's; und ich, in plötzlicher Raſerei, warf ſie aus der Thür. Und dann warf ich mich auf die Erde hin und verfluchte Gott — verzeihen Sie — und beſchloß zu ſterben. Ich hatte einen koſtbaren Dolch, in einer Stunde der Verſchwendung gekauft; durch den wollt' ich ſterben. Die Verzweiflung machte mich aber wohl wahnſinnig rieſenſtark; ihn verſuchsweiſe auf den Boden aufſtemmend brach ich ihn entzwei, den Dolch! Ich weinte darüber vor Schmerz und Wut. Gut! ſchrie ich endlich und ſprang auf. Paris liegt am Waſſer. Auf und in die Seine!"

„O mein Gott!" rief Helene aus. Es ergriff ſie ſo. Jedes Wort ging ihr durch die mitleidvolle Bruſt; ihr kam nicht der Gedanke, daß an ſo einer traurigen Geſchichte auch Erfindung ſein könnte. Sie wußte nicht, daß Mitrescu ſie jedesmal etwas anders erzählte, wie eben der Geiſt ihn trieb.

Er lächelte jetzt mit männlicher Ruhe: „Sie ſehen, ich lebe noch; mir iſt nichts geſchehn! — Ich kam an die Seine; aber da war ich ſchon ein anderer Menſch. Joan, ſagte ich zu mir, dich töten? Warſt du denn je ein feiger Kerl? Zeig Gott, was du

Digitized by Google

kannſt! Zeig dieſem Paris, zeig der ganzen Welt, wie man ſo etwas überleben muß! Und —"

„Entſchuldigen Sie," unterbrach er ſich, in plötzlich anderem Ton. „Das iſt eine Uebertreibung, die gefällt Ihnen nicht; ich ſeh' es Ihnen an."

„Sie irren ſich," ſagte Helene, ganz in Mitleid aufgelöſt. „Davon hab' ich nichts gefühlt."

„Ich glaubt' es Ihnen anzuſehn! — Alſo, um es kurz zu machen: ich kam in mein Atelier zurück. Ich hatte überwunden. Der Fluch des Satans hatte mich getroffen; gut! ſagt' ich, ich will ihn tragen!"

Nun verzog ſich doch Helenens Geſicht ein wenig. Mit geſchmeidigem Lächeln, den Kopf vorbeugend, fuhr er fort: „Das klang zu pathetiſch, nicht wahr. Sie lieben das nicht. Sie haben recht. Ich lieb's auch nicht mehr! ‚Der Fluch des Satans' — ſo dacht' ich d a m a l s; die Jugend liebt das; ich hatte auch viel Lord Byron geleſen. Jetzt bin ich ein geſetzter Mann; volle vierzig alt. Jetzt ſag' ich mir einfach: Joan, thu deine Pflicht! Lebe! Lebe tapfer, rechtſchaffen, nützlich; ſo nützlich, wie du noch kannſt!"

Sie nickte, mit Bewunderung.

„Arm ſein!" ſprach er weiter. „Nun ja, warum nicht? — Uebrigens, bin ich denn arm? Ich ernähre mich. Ich kann meinen Kopf unter den Menſchen aufrecht tragen; mehr bedarf man nicht. — Ich beneide niemand!"

„O was für ein Wort!" hauchte ſie. „Etwas Beſſeres, glaub' ich, konnten Sie nicht ſagen."

„Iſt es nach Ihrem Sinn?"

Digitized by Google

Er sah sie an, als befrage er ihr Gesicht; nun bemerkte er, daß ihre schönen dunkelbraunen Augen sich gefeuchtet hatten. Es blitzte etwas in den seinen auf.

„Was — was ist Ihnen?“ fragte sie.

„Mir? — Ich dachte nur eben — — Aber Sie hören vielleicht die Wahrheit nicht gern.“

„Warum sollt' ich das nicht? — Ich will im Gegenteil nur die Wahrheit hören. Ich sag' auch nichts anderes.“

„Dann verzeihen Sie! — Mir geht's ebenso. — Ich dachte also eben: so ein himmlisches Mitgefühl hab' ich noch auf keinem menschlichen Angesicht gesehn! — — Ueber meiner Geschichte haben wir nun aber ganz vergessen, daß ich Ihnen Unterricht im Zeichnen gebe. Die Stunde muß so viel länger dauern, sonst stehl' ich Ihnen Ihr Geld. Bitte, nehmen Sie den Stift, mein Fräulein.“

Helene nickte und nahm ihn. Unglücklich und mannhaft! dachte sie gerührt. Sie fing an zu zeichnen; aber so wie in den ersten Stunden wollte es nicht glücken.

* * *

Die Zeit rückte heran, wo Eckers mit Helene in die Sommerfrische ausziehn wollten; diesmal in ein deutsches Nordseebad, und mit der Köchin Mine und dem Schreiber Bartels. Es kam denn auch die letzte Zeichenstunde vor den Ferien; auch diese wieder ohne die Tante, die in einen Abschiedskaffee ging, jetzt schon völlig sorglos. Mitrescu erschien, statt in seinem hell-

Digitized by Google

grauen Sommeranzug, von oben bis unten schwarz; er hatte auch einen ernsten, weichen Ausdruck auf dem Marmorgesicht. Da Helene ihn verwundert ansah, nahm er gleich das Wort: „Es ist für mich ein besonderer Tag; meiner Mutter Todestag. Da widerstrebt es mir, in lichten Kleidern — — Finden Sie das äußerlich? Mißfällt es Ihnen? — Ich möchte nie etwas thun, das Ihnen mißfällt!"

„Sie folgen ja doch einfach Ihrem Gefühl," erwiderte sie.

„Aber — mißfällt es Ihnen?"

Sie schüttelte den Kopf; diesem so schwer geschlagenen Menschen wollte sie um keinen Preis unrecht thun. „Es ist mir nur — ungewohnt," antwortete sie.

„Ich bin ein sehr einsamer Mensch, mein Fräulein. In meiner Heimat ist alles, was ich liebte, tot; zuletzt starb die Mutter. Die hatte ich ganz besonders geliebt! Da ist mir nun an diesem Tag — wenn ich so mutterseelenallein in den Morgen gucke — als lebte ich nur noch für sie und — — Verstehn Sie das?"

„O, ich verstehe alles; — ich meine, was Sie betrifft. Sagen Sie mir alles!"

Mitrescu setzte sich und nahm einen Silberstift; „nein, nein," warf er hin, „von all dem Traurigen nun genug! Ich schwärze Ihnen ja die Luft! Etwas Heiteres. Junges Leben . . ."

Er zeichnete mit wenigen raschen Strichen, wie in einem genialen Wurf, ein nacktes geflügeltes Bübchen

Digitized by Google

aufs Papier, einen Pfeil in der Hand. „Sehn Sie, das ist junges Leben! Das ewig junge. Der Liebesgott. Der unartigste und schönste Gott. — Sie haben wohl auch — von Herzen mit Schmerzen geliebt!"

Ein rascher Blick forschte über ihr Gesicht. Helene errötete; ihre Züge blieben aber stumm, und sie wurden kalt. Diese Frage verletzte sie; es war das Erste an dem unglücklichen Mann, das sie verletzte.

„Verzeihen Sie!" sagte er rasch. „Das war — dumm. Zu so einer Bemerkung hab' ich nicht das Recht; ich am wenigsten, der Glücksparia, der bezahlte Lehrer! Ihre himmlisch gute Seele wolle mir verzeihen. Ich hätte nur sagen sollen, was ich eigentlich dachte: für mich alten Knaben existiert dieser kleine Gott nicht mehr. Darum weg mit ihm!"

Er nahm das Blatt mit der Zeichnung, zerdrückte es und wollte es zerreißen. Helene fiel ihm in die Hand.

„Bitte, bitte!" sagte sie weich; der Ton ihrer Stimme sollte ihm zeigen, daß sie verziehen hatte. „Bitte, nichts vernichten. Lassen Sie es mir. Ich — sammle Ihre kleinen Skizzen, die Sie hier machen. Oder soll ich das nicht? Wollen Sie es nicht?"

Mitrescu verneigte sich und kreuzte die Arme auf der Brust: „Alles, was Sie wollen! Für die Tropfen in Ihren Augen neulich — — Was kann Sie aber an den Schmarren freuen? Ich bin so ein armer Mensch. Eine Pflanze, der das Herz ausgebrochen ist. O ja, Gedanken genug; Phantasie hab' ich; aber die göttliche Vollendung fehlt! — So nehmen Sie denn den Jungen da . . ."



Digitized by Google

Er warf das Blatt über den Tisch.

„Ich danke Ihnen!“

„Wofür? — O ja, ich wüßt' einen Amor zu machen, den noch keiner gemacht hat; nicht so 'nen tändelnden Buben, einen wirklichen Liebesgott! Der ließe seinen Köcher auf die Erde fallen, behielte nur einen einzigen Pfeil; und den setzte er sich selbst auf die Brust. Und eine Thräne im Aug' —“

„Warum das?“ unterbrach ihn Helene. „Soll er sich in sich selbst verlieben?“

„Nein, so mein' ich's nicht. Er soll nur die Liebe bezeichnen, die zur Märtyrerin wird; — so wie ich's erlebt habe. O ja, mein Fräulein — Sie schauen mich so halbverwundert an — geliebt hab' ich auch. Ich könnt' Ihnen eine merkwürdige Geschichte davon erzählen, eine rührende; wir versäumen aber unser Tagewerk. Wir müssen an die Arbeit.“

„Ach, das eilt ja nicht,“ versetzte Helene, mutig mit einem Erröten kämpfend. „Für jetzt ist es ohnehin die letzte Stunde. Wenn Sie die Geschichte erzählen mögen —“

„Ihnen alles!“ Mitrescu legte sich eine Hand auf die Brust, aber schlicht, ohne Pathos. „Ihnen alles! Mein tiefstes Herz! — Ich bin ein richtiges Plebejerkind, wie Sie wohl schon wissen; ich hab' aber eine Edeldame zweimal geliebt. Das erste Mal in Südrußland, von wo meine Mutter stammt; ich war zuweilen im Sommer dort. Da war sie noch sehr jung, diese Edeldame; ich sechs Jahr' älter, auch noch ein junger Bursch; aber ich war noch nichts —

Digitized by Google

und sie — o! wie ein Fürstenkind! Wenn sie mit ihrem Vater ritt — — ein Edelmann wie im Buch; ein gebietender Herr! Der Herr war aber hart zu mir, hochfahrend; zuletzt haßt' ich ihn. Ich hatt' wildes Blut, müssen Sie sich denken! Und wie ich ihn nun haßte und die Tochter liebte — heimlich, verschämt, und darum nur noch glühender — so phantasiert' ich oft, es ward wie eine fixe Idee in mir: könnt' ich, um mich an dem Vater zu rächen, ihm sein Kind abgewinnen, sie so in mich verliebt machen, daß sie mir ganz, ganz zu Willen wäre und thät', was ich wollte!"

Mitrescu sah ein Zucken auf Helenens Gesicht; diesmal störte es ihn aber nicht. „Ja, so schlecht war ich damals!" fuhr er mit einem herzlichen Lächeln fort. „Und denken Sie: meine Stunde schlug! — Ich gefiel dem Edelfräulein. Wie sehr, das ahnt' ich nicht. Eines Tages aber — sie hatte viel von des Vaters Blut: auch ein hochfahrender kleiner Teufel — eines Tages reiz' ich ihren Zorn, ich weiß nicht durch was. Joan! sagt sie, reiz' mich nicht; — wir kannten uns nämlich schon als Kinder, und wir duzten uns. Ah was! Ich war trotzig, ich reizte sie weiter; wohl aus unterdrückter, verkappter Liebe. Plötzlich hebt sie die Reitpeitsche, holt aus und schlägt mir quer über das Gesicht! Ich, in rasender Wut, heule wie ein Kind. Ich will mich eben auf sie stürzen; ich war wie von Sinnen. Da — was geschieht? Natascha — so hieß sie — wirft sich an meine Brust, umschlingt mich; küßt mir von der Backe, vom Ge-

Digitized by Google

ſicht den Schmerz und die Schande weg. Und als ich ſie nun ganz verwirrt in den Armen halte: Joan! flüſtert ſie. Ich will's ja gutmachen; ſag nur, wie. Sag alles. Da haſt du mich! Thu mit mir, was du willſt!"

„Warum erzählen Sie mir das?" fragte Helene, nun doch beunruhigt; ihre Brauen hatten ſich zuſammengezogen.

„Verzeihen Sie: nur des Schluſſes wegen! — Ich hatte nun meine Rache, nicht wahr — ich hatte brennendes Liebesglück — alles — wenn ich wollte. Ich ſtaunte wie im Traum die Gottheit an, die das ſo geführt! — Aber nicht wahr, Sie wiſſen nun auch ſchon, wie das enden wird. Amor als Märtyrer! Ich fühlte auf einmal: ich bin beſſer, als ich dachte. Nein, das will ich nicht! Lieber ohne Liebe ſterben! — Ich ſchob ſie mit meinen Armen weg. Geh zu deinem Vater, ſagt' ich. Joan Mitrescu ſchickt dich ihm! Und ich bin fortgelaufen, in den dichteſten Wald hinein; da hab' ich mich aufs Moos geworfen. Werd' wohl auch geweint haben. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt. Da wird noch geweint!"

Helene ſah Mitrescu an und dann vor ſich hin.

„Hat Sie die Geſchichte verletzt?" fragte er ſchlicht, zugleich ritterlich. „Hätt' ich ſie nicht erzählen ſollen?"

„O doch, doch," entgegnete ſie.

„Nur weil wir von Amor als Märtyrer ſprachen —"

„Aber ich dank' Ihnen ja, daß Sie mir's erzählten ... Es geht mir nur noch in der Seele nach!"

Digitized by Google

Ihre Wangen glühten leise; sie glaubte die beiden wilden, fremdartigen Menschen zu sehn, das südrussische Edelfräulein und das rumänische Plebejerkind. So brennende Farben waren in dem Bild, die ihr auf die Sinne gingen ...

„Und dieselbe Dame," fragte sie nach einer Weile, „haben Sie dann noch einmal — geliebt?"

„Ja; aber das ist kurz erzählt. Das war vor — nicht langer Zeit in Rom! Da sahn wir uns nach so vielen Jahren wieder; sie als Witwe und berühmte Frau — Natalie von Petroff — Sie haben wohl von ihr gehört. Und ich —"

„Ah!" rief Helene; „Frau von Petroff!" Ihr fiel ein: Franz hatte ihr einmal von dem Geisterabend erzählt. „Also die, die ist's!"

„Ja, die Theosophin. Ehrgeizig, schön, ein Wunder an Geist und Kenntnissen, mystisch angehaucht dazu; Sie können sich denken, ob sie dem Joan Mitrescu von damals wieder zu Herzen ging! Sie war liebenswürdig, zutraulich, gern von den vergangenen Zeiten sprechend, warm; weiter dacht' ich nichts. Es war aber noch ein Herr da, ein Deutscher, der ihr sehr den Hof machte; er wirbt um sie, merkt' ich bald, er ist rettungslos, zum Sterben verliebt! Und sie — sie war hart zu ihm. Sie kann das noch immer sein! Da sitz' ich eines Abends bei ihr, und — ich weiß nicht, wie es kam — Natascha Pawlowna, sag' ich, warum quälen Sie diesen Herrn? Er ist ein Mann von Geist, von Wert, und er liebt Sie wahnsinnig, und er bietet Ihnen sein Leben an! — Warum ich

Digitized by Google

ihn quäle? sagt sie plötzlich. O du dummer Mann; — auf einmal nennt sie mich wieder du, wie in den alten Zeiten. Warum ich ihn quäle? Weil ich einem andern gut bin; der ist aber dumm, oder blind, und der sieht und hört nichts. Denk einmal nach, wer das wohl ist! Und sag es mir, wenn du's weißt! — Sie begreifen meinen Schreck, meine Freude. Es traf mich wie ein Blitz! — In dem Augenblick kommt der andre herein; sieht wohl Nataliens glühendes Gesicht, sieht vielleicht auch meine freudige Verwirrung — und steht wie totenbleich da. Solch ein Bild des Jammers, der sich männlich verbergen will, hatt' ich nie gesehn! Und ich — wohl von der Natur zum Märtyrer bestimmt — lachen Sie mich nun aus, mein Fräulein, oder nicht — ich hielt den Anblick nicht aus. Ich ertrug es nicht. Nein, dacht' ich, auf deine Kosten, zu deinem Verderben werde ich nicht glücklich! Mir geht es noch gut genug! Und ich steh' auf und sag' zu der schönen Frau: ‚Ich denke vergebens nach; ich weiß nicht, wen Sie meinen. Nun muß ich übrigens nach Haus. Gute Nacht!'"

Helene schwieg eine Zeitlang; diesmal war sie blaß geworden. Endlich fragte sie: „Und Sie sind nicht wieder hingegangen?"

„Nein. Das kann man nicht: eine so stolze Frau! — Ich bin abgereist. — Nun? Sie lachen mich nicht aus? Sie nennen mich nicht einen Don Quixote?"

Sie schüttelte den Kopf. Nach einer Weile ermannte sie sich, zu sagen: „Ich bewundere Sie." Ihr fiel ein, was sie neulich über ihn gedacht hatte: „un-

Digitized by Google

glücklich und mannhaft." Unglücklich, mannhaft und edel! dachte sie jetzt. Es ward ihr so warm ums Herz.

Ihre Augen irrten an ihm vorbei und trafen den Zeichentisch, die Blätter, die Stifte. Sie verwunderte sich: das war ihr alles so fremd geworden, sah sie nüchtern an. Zeichnen! Jetzt könnt' ich nicht! ging ihr durch den Kopf. „Zeichnen! Nein, das könnt' ich jetzt nicht!" sagte sie zu ihrer Ueberraschung laut, als spräche das jemand in ihr, der nicht sprechen sollte.

„Sie nicht?" fragte er. „Sie auch nicht?"

Helene errötete. „Ich bin so — — Ich weiß nicht. — Ich war wohl schon etwas erregt, nervös, eh Sie kamen. — ‚Sie auch nicht,' sagten Sie. Wie meinen Sie das?"

„Daß auch ich — — Wenn's Ihnen selber recht ist, so lassen wir's heute gehn! Diese Stunde wird dann nicht gerechnet; sie war nur, damit wir uns besser kennen lernten; — dafür dank' ich Gott. Wie stehn Sie rührend da, liebes Fräulein; was für eine Welt von Güte und Verstehen liegt auf Ihrem Gesicht! — Es geht mir heut so wunderlich. Dieser Todestag; und die Erinnerungen, die Geschichten; und — daß dies nun ein Abschied ist. Sie gehn fort. Sie — — Sie werden aber wiederkommen . . ."

Seine schwarzen Augen lagen bang auf ihr. Sie werden doch wiederkommen! schienen sie auch zu sagen.

Helene lächelte mühsam. „Aber ja! Gewiß!"

„Und ich werd' Sie wiedersehn? Dies war nicht die letzte Stunde?"

Digitized by Google

„Das wissen Sie ja doch. Ich bleib' Ihre Schülerin."

„Ja, thun Sie das! Ich bettle drum. Ich kann sonst nicht betteln, um nichts; aber dies ist mir — — Denn Sie wissen doch wohl nicht, wie einsam ich bin! An wirklichen Menschen, mein' ich. Sie sind nun der einzige, letzte, den ich habe . . . Das klingt wohl verrückt. Sie! mir noch so fremd! Aber ich hab' ja in Ihr großes Herz gesehn. Ich bin wie in einer neuen Welt. Seit ich da hineingesehn, ist mir alles andre weg — Natalie Pawlowna — alles —"

Er wandte die Augen von ihr, als fühlte er, daß sie zu offenherzig brannten. Sie hatte aber genug gesehn. Ihr schlug auf einmal das Herz zu stark.

„Leben Sie denn also wohl," sagte sie mit schwacher Stimme. „Auf Wiedersehen also. Ich will zu andrer Arbeit gehn."

„Ja, ja," murmelte er. „Wiedersehn; das schönste Wort!" Er nahm ihre Hand zum Abschied. Indem er die feingegliederte wie verloren ansah, beugte er sich etwas und enthielt sich nicht, seine Lippen darauf zu drücken.

„Bitte!" sagte sie und entzog sie ihm.

„Ah!" Er fuhr steif zurück. „Ich war zu dreist. Ich bitte um Vergebung. — Ich vergesse noch immer wieder, daß ich nicht mehr der Joan Mitrescu von Paris, sondern der Glücksparia bin."

„O pfui, was für ein Wort! — Sagen Sie das nie mehr; ich kann's aus Ihrem Mund nicht hören.

Digitized by Google

— Da, wenn Sie sie wollen, da haben Sie die Hand!"

Sie hielt sie ihm selber hin. Mitrescu neigte sich, sie zu küssen; mit einem Blick voll Dankbarkeit schaute er dann aber erst zu ihr hinauf. „Ja, Sie sind eine Himmlische," murmelte er nach dem Kuß, fast flüsternd. „Nun aber kein Wort mehr; ich red' zu viel."

Er winkte nur noch mit der Hand, nahm seinen Hut und war aus der Thür.

Helene sah ihm nach; ein tiefer Seufzer stieg ihr aus der Brust herauf.

* * *

In ihrem gemieteten Häuschen, selber kochend, wohnten Eckers mit Helene, Mine, Bartels von Mitte August bis tief in den Herbst hinein; ohne Schwarzwald, auch ohne Laubwald auf ihrer flachen Nordseeinsel, aber in das Meer verliebt, das „gedankenbringende", wie's der Alte nannte. Doktor August fehlte diesmal, den es nach England und Schottland zog; auch Luise: die Verwandten in der Heimat hatten sie gerufen. So war denn Helene fast einsam, mehr als ihr gut war . . . Wenn sie allein auf den Dünen oder unten im Sande saß und über die bewegte oder stille Wasserwüste sah, in der träumerischen Mittagswärme oder wenn die Sonne sank, so bewährte sich auch an ihr das „gedankenbringende Meer"; aber was es ihr zutrug, brachte keinen Frieden. In ihre Seele, das fühlte sie mit Grauen, war ein

Digitized by Google

Doppelleben gekommen; kann das möglich sein! dachte sie. Franz war ihr lieb, so lieb wie immer; anders wußte sie's nicht; es gab Stunden wie früher, wo sie vor Sehnsucht nach ihm verging, wo ihr ganzes Wesen, von heißer Verehrung erfüllt, sich in ihm verklärte. Es lebte aber auch der andre in ihr; aus Mitleid, aus Bewunderung war noch etwas drittes geworden, sie konnte sich's nicht leugnen. Wenn ihr davor schauderte, es Verliebtheit zu nennen, wie wollte sie's dann nennen? Erfüllte es ihr nicht oft Sinne und Herz? Ja mitunter kam ihr das gräßlich traumhafte Gefühl, als liebten zwei in ihr: als gäb' es eine Helene, die treu an Franz hing, und eine, die nur an Joan Mitrescu dachte. Die nannte ihn auch nur Joan; wie eine von Leipzig ans Meer geschickte Brieftaube flog sie nach Leipzig zurück.

Gott, was soll ich thun! dachte sie oft, bei Tag und bei Nacht. Ja, wenn Franz hierher käme — wenn er da auf einmal vom Dampfer stiege — dann wär' alles gut! — Oder an ihn schreiben? Ihm aus ihrer wahrhaftigen Seele alles offen bekennen: ich hab' ein wenig den Weg verloren, führ mich aus der Irre; mir deucht, die gefürchtete schlimme Lene ist in mir erwacht, jag sie fort, zieh mich wieder ganz zu dir! — Dann stieg aber die Bitterkeit auf, die ihre stolze, gequälte Brust mehr und mehr erfüllte: Wo ist Franz? Da draußen. Was bin ich ihm? Sucht er mich? Er sucht nur den Weg zu Gott! — Warum schreibt er nie an mich? heimlich? Es ist Gefahr dabei, sagt' er damals; die Briefe reisen

Digitized by Google

so weit, übers Meer. Und es darf auch kein Verdacht auf dich fallen; deine Ehre will es! Ich nickte und glaubte ihm. Ich glaubt' ihm ja alles. O ich werd's auch ewig thun ... Nein, dies nicht! Dies nicht! Ich ertrag's ja nicht. Ich vergeh' dabei. Kannst du's aushalten, nie ein Herzenswort vom geliebtesten Menschen zu hören? Ich kann's nicht. Ich werd' schlecht! Ich sterbe!

Franz hatte im letzten Brief geschrieben, er verlasse nun Amerika bald; er werde nicht über den Großen Ozean nach Asien gehn, sondern über den Atlantischen zurück und durchs Mittelmeer. „So wird er wohl von New York nach Italien fahren und so weiter," sagte Vater Ecker. In Helenen flatterte aber eine Hoffnung auf: wenn er über Hamburg und durch Deutschland nach Süden führe? Der Umweg wär' nicht gar so groß. Er könnte dann das Haus am Rosenthal besuchen, könnte seine Helene wiedersehn ... Sie vergrübelte sich in diesen Traum; sie wendete ihn nach Frauenart so viel um und um, bis er, auf festen Gründen stehend, schon fast wie Wirklichkeit aussah. Darüber ward Joan Mitrescu blaß, beinahe schon nebelhaft; ihre ganze Seele lichtete, erheiterte sich. Nur eins drückte sie: es kam wochenlang nichts, die gute Nachricht blieb noch immer aus! — Endlich lag er auf dem Tisch vor Eckers Stuhl, der ersehnte Brief. Sie zitterte vor Erwartung, sie verbarg es kaum. Dann, als Ecker ihn vorlas, warf sie fast die Enttäuschung um: Nicht über Hamburg! Den gradesten Weg! Auf einem der großen italie-

Digitized by Google

nischen Dampfer von New York nach Genua. Dort hoffte Franz postlagernde Nachrichten vom Hause Ecker zu finden. Dann mit dem nächsten Dampfer nach Aegypten, nach Indien!

Helene lief ans Meer, sobald sie den andern entfliehen konnte; ihr Gemüt war fassungslos, es verwilderte, es wollte ungestört, unbeirrt ganz in seine Nacht versinken. Auf ihrer schwermütig geliebten Düne sitzend sah sie dem Sonnenuntergang zu, der durch ein irres Gewoge lichter und dunkler Wölkchen ging; so wechselten denn auch goldige und düstere Scheine auf der welligen See. Sie schaute mit starren Augen hin, ihr war mehr und mehr, als versänke dort ihr Glück, als versänke Franz, als sähe sie das alles zum letztenmal. „Nein, er liebt mich nicht," sprach sie vor sich hin. „Das ist keine Liebe; davon leb' ich nicht! Durchs Mittelmeer, an Europa vorbei; rechts bleibt Afrika, links Helene Fischer. Was thut das? Franz Wiesner lebt ja nicht für sie, nur für die Menschheit und Gott!"

All ihr eingelullter Trotz war erwacht. Nein, nein, das ist keine schlimme Lene, dachte sie, die Augen schließend, die Hände zusammendrückend; das ist die gesunde, die richtige! Geliebt, geliebt will sie sein; einen Menschen will sie haben, der an ihr hängt, der nicht ohne sie leben kann, dem sie alles ist! — Sie sah wieder Mitrescu vor sich, wie er die brennenden Augen von ihr wendete: „ich bin wie in einer neuen Welt — seitdem ist mir alles weg" ... O, so einem vereinsamten, unglücklichen Menschen eine

Digitized by Google

Welt zu werden! Ihm sein Elend selig zu machen; zu wissen: der kann mich nie verlassen, das wär' für ihn wie der Tod! — Was war sie für Franz? — — Sie öffnete die Augen. Eben versank die rote Scheibe, aus dem Gewölk hervorgetreten, zwischen Wolken und Meer. Glühend ging sie nieder in die bläulich kalte Flut. Es war Helenen schrecklich, greulich anzusehn. So sank die Vergangenheit hinunter, ihr Liebesglück, ihre Zukunftshoffnung. Sie glaubte es wirklich zu sehn. Was ihr blieb, war — das andre; das, vor dem sie sich fürchtete — nach dem sie sich sehnte. Wer fürchtete sich? Wer sehnte sich? War sie denn wirklich doppelt geworden? oder in zwei geteilt? — Sie zitterte vor sich selbst. Sie legte die Stirn in die Hände und zerfloß in Thränen.

Einige Tage später, es war schon einer der letzten Septembertage, fand Ecker, der von Hause kam, Helene am Strand und ging mit ihr auf und ab. „Das ist nun also da," sagte er in seiner bedächtigen Art, „was uns lange drohte: Tante Luciens alter Onkel in Bremen geht dem Ende zu; diesmal fühlt er sich selber so und will seine Nichte durchaus noch sehn. Nun, natürlich kommt sie; und natürlich begleit' ich sie, so lange wie ich als Professor noch kann: denn in ihrer Nervenzartheit fürchtet sie sich ja vor nichts so sehr, als hinsiechen und sterben zu sehn. Auch Mine nehm' ich mit, die Tante ist auf sie verwöhnt und braucht so viel Pflege. Dich aber will ich da nicht haben! Der Alte, der sterben will, kennt dich nicht, und wozu dich in dies Elend tauchen; bist mir

Digitized by Google

jetzt ohnehin nicht lebensfrisch genug. Du fährst nach Hause, ich geb' dir den Bartels mit; was er für dich thun kann, das wird er thun. Sonst hilfst du dir ja gerne selbst —"

„Das weißt du ja!" fiel sie ihm ins Wort.

„Also gut! Abgemacht. Hoffentlich irrt er sich, der zähe Alte, und kommt wieder hoch. Dann sind wir bald wieder am Rosenthal beisammen; — vor allem soll meine Rose blühn!"

Er sah Helene mit liebevollem Vorwurf an und strich ihr über die junge Stirn, als dächte er sich dort den Feind. Helene ward flüchtig rot, lächelte und versprach, zu blühn. Am nächsten Tag fuhren die Alten nach Bremen ab, sie der Heimat zu.

Ja, ich will ihn wiedersehn, dachte sie unterwegs und daheim, mit Joan beschäftigt; ich will mich nicht fürchten; und wie ich ihn finde und wie mir's die innere Stimme sagt — die gute Stimme —, so soll dann mein Schicksal sein! Sie gelobte sich, ruhig, fest zu bleiben, die Herrschaft der Vernunft zu behalten, keiner abenteuerlichen Stimmung zu erliegen; und zu ihrer innigen Freude hielt sie sich in der ersten, gefährlichen Stunde Wort. Mitrescu kam, am Nachmittag wie immer, sie hatte ihm geschrieben. Er kam mit leuchtenden Augen, glückstrahlend, nach ihrem Gefühl zu sehr; er schien sich diesmal seiner Schönheit bewußt zu sein — oder täuschte sie's? Für jeden Fall war sie auf ihrer Hut. Nach einigen Fragen und Antworten über die Zwischenzeit wollte er sich wie früher in ein Gespräch vertiefen; mit sanfter

Digitized by Google

Entschiedenheit schnitt sie das ab: „Diesmal müssen wir fleißig sein!“ Sie zeigte ihm, was sie am Meer nach seiner Anleitung gezeichnet hatte; sie bat sich neue Belehrung aus. Mitrescu schien etwas verblüfft, enttäuscht; um so eifriger blieb sie fest. Es ward eine richtige Zeichenstunde, wie in Frau Luciens Gegenwart. Mitten in der Arbeit war ihr dann auf einmal, als hörte sie Franzens tiefe, edle Stimme; ihr ward wunderbar weich und weh zu Mut. So viele selige Augenblicke der schönen Zeit tauchten nacheinander wie aus der Nacht empor. Und vielleicht kommt er d o c h ! fuhr ihr durch den Sinn. Nachdem er geschrieben: Genua! hat's ihn vielleicht doch noch übermannt, in der letzten Stunde: nein, ich muß sie sehn! Und von Hamburg her — wohl gar schon morgen, oder übermorgen — —

Sie lächelte vor Hoffnung. Von ihrer Zeichnung aufblickend sah sie in Mitrescus Gesicht, der ihr gegenüber saß; seine Augen betrachteten sie so gespannt, daß sie fast erschrak. Die starken Brauen darüber, die so nahe zusammengewachsenen, mißfielen ihr in diesem Augenblick; beinahe freute es sie. Jetzt schien ihr auch, sie könne seinen Augen abmerken, daß er farbenblind sei; wenigstens dunkelte oder lauerte etwas darin, das ihr nicht behagte. Freilich wachte nun auch ihr inniges Mitleid auf ... Sie kehrte geschwind zur Arbeit zurück. Schneller, als sie gedacht, verging die Zeit. Als die Uhr schlug, erhob sie sich, er verneigte sich, sie trennten sich mit einem Händedruck.

Digitized by Google

„Ueberübermorgen!"

Er ging.

Siehst du, sprach sie dann zu sich selbst, noch am Arbeitstisch: ich bin keine schlimme Lene. Ich spiel' nur so mit dem Feuer, das thut nichts; es verbrennt mich nicht. — Ach, komm du nur, Franz! Ich glaub es jetzt; ich glaub' an dich. So vorbeifahren, als wär' ich schon tot, nein, das thust du nicht. Ich erwart' dich, Franz!

Die Tage schlichen hin, bleischwer; Helene ging umher wie im Traum. Oft fuhr sie auf bei jedem Laut, als müsse er nun kommen; oft saß sie auch wie versteinert, fühllos vor Enttäuschung da. Ein Kinderwahn! Er kam nicht. Er suchte ja nicht *sie* ...

Es wurde der dritte Tag, und der Nachmittag. Die Mitrescu-Stunde schlug. Es war wieder so, wie auf der Düne: sie fürchtete Mitrescu und sie ersehnte ihn. Gram, Zorn, Bangigkeit, Verlangen bebten ihr durchs Herz. Käm' Joan doch *nicht*! dachte sie, die Augen auf der Thür. Ich darf, ich kann ihn nicht sehn! — Dann wieder dachte sie: Und wenn er kommt, und wenn er mir sagt: „ich kann nicht ohne dich leben, rette mich, werde meine Frau" — ich rett' *ihn* und *mich* und spring' in mein Schicksal hinein!

In solcher Seelenverfassung saß die unglückliche Helene da, als Mitrescu erschien. Es war, als wären sie heute *gleich*gestimmt: er kam blaß und melancholisch ernst, sich offenbar mit Mühe beherrschend. Nach drei Worten saß er am Tisch und begann den

Digitized by Google

Unterricht; sein Blick schien zu sagen: du sollst mich nicht zweimal mahnen, „diesmal müssen wir fleißig sein!" Er lobte, was sie inzwischen gemacht hatte; er tadelte auch, männlich sachlich. Seine würdige Ruhe, bei so bleichem und sichtbar abgehärmtem Gesicht, schnitt Helenen ins Herz. „Was ist Ihnen heut?" fragte sie endlich; sie vermochte nicht zu schweigen. „Sind Sie — nicht wohl?"

„O doch," antwortete er. „Infernalisch wohl! — Die Tage gleichen sich nur nicht, natürlich. Zuweilen ist man acht Achtel Mann, steht hoch über seinem Schicksal; zuweilen nur sechs Achtel; und manchmal wohl noch weniger. Muß man dann grad' unter die Leute gehn, so wird man gefragt: was ist Ihnen heut? — Aber nein, um Gottes willen, ich sag' das nicht aus Bitterkeit, nicht für Sie. Lieber sterben, als Ihnen etwas Böses sagen! In Ihren Augen ist ja so viel Mitgefühl wie in sieben Cherubs. — Ich trag' meinen Fluch heut schwerer als sonst; das ist alles. Zur Arbeit! Zur Arbeit! Ich bin nur zum Robotten, zum Scharwerken da; alles andre hab' ich verspielt!"

Er hielt sie zum Zeichnen an, ihren Strichen mit den Augen folgend. Sie, in unendlichem Mitleid, gehorchte halb mechanisch. Manchmal stand ihr die Hand unwillkürlich still. Dann fuhr er mit seinem Stift dazwischen, fast unwirsch verbessernd. Dann bat er ihr wieder die „Heftigkeit" ab. Sie lächelte, mit wehem Herzen. So verging die Zeit, unerträglich langsam. Die Uhr an der Wand tickte fort und



Digitized by Google

fort, es klang Helenen viel lauter als sonst. Wie wenn ein Föhn durchs Zimmer wehte, so schwül war die Luft.

Auf einmal — es war schon spät — nahm Mitrescu ein leeres Blatt und fing an, wie wild drauf los zu zeichnen; es ward eine lange, zuerst formlos und sinnlos scheinende Gestalt. Als ihr aber rechts und links mächtige Flügel wuchsen und er mit heftigen Strichen überall hineinschwärzte, ward's vor Helenens Augen deutlich: ein grauenhaft häßlicher Teufel stand auf einem Menschenleib, mit zufriedenem Grinsen. „Sehn Sie!" sagte er und lachte auf, „das ist der Satan, von dessen Fluch ich Ihnen einmal sagte. Heut spür' ich ihn so recht lebendig, heut seh' ich ihn vor mir, leibhaftig. Da mußte er aufs Papier!"

„Nein, nein!" seufzte sie. „O pfui! — Weg mit dem Blatt. Ich kann's nicht sehn."

„So will ich Ihnen ein andres zeichnen; da!" Er ergriff ein zweites Blatt; ebenso schnell wie auf dem ersten warf er eine Lichtgestalt hin, auch geflügelt, schlank; ein langes Gewand floß an den zarten Formen herab. Er gab ihr aber, so geschwind und so gut er konnte, Helenens edeln Charakterkopf, mit dem dunkeln, schöngewellten Haar und den großen Augen. Die Aehnlichkeit war nicht schlagend, aber unverkennbar. „Das ist des Satans Feind," stieß er dann hervor, „der Engel, der mich ihm entreißt! Nein — nicht entreißt — aber entreißen könnte, wenn der Engel wollte. O, er hätte die Macht! —

Digitized by Google

Hab' ich's ſchlecht gezeichnet? Warum ſo ein ſtrenges Geſicht?"

„Ich bitte," erwiderte ſie beklommen, „laſſen Sie Engel und Teufel. Geben Sie mir lieber eine Aufgabe für morgen und übermorgen; denn gleich ſchlägt die Uhr."

„Ja — ſie rennt wie der Tod! — Alſo in meine einſame Bude zurück! — Nein, nein, ich will nicht bedauert ſein; ich will auch nicht jammern und ſtöhnen; pfui Teufel. Aber das eine möcht' ich doch noch ſagen, damit Sie meine ſchwarzen Gedanken verſtehn: mein zweiter Fluch heißt ‚Du bleibſt allein!' Ich wüßt' nun etwa ein Weſen — nehmen Sie es an — ein holdes, himmliſches Weſen, das mich wie der Engel da dem Satan entreißen könnte — mit dem ich doch noch ſelig werden könnte — nehmen Sie es an. Aber ich darf ihr nicht ſagen: werd' mein Weib! und wenn ſie auch wollte. Denn ich kann nur mich ernähren. Ich kann ihr ‚nichts bieten', wie man ja wohl ſagt. So ein ſchofler Kerl bin ich. Und ſo bleib' ich mit meinem Schwarzen allein!"

Helene winkte ihm mit der Hand, mit den flehenden Augen: hör auf! Sprechen mochte ſie nicht. Alſo nicht fürs Leben! dachte ſie, aufgelöſt in Schmerz und Mitleid. Ihm nicht helfen können ...

Er ſah, er fühlte, was in ihr vorging; er ſtand auf und trat zu ihr. Eben ſchlug die Uhr. „Und ſoll ich nie einen Menſchen haben, der zu mir gehört, ſo laſſen Sie mich wenigſtens vor meinem Engel knieen. Ja, mein guter Engel! Sie!"

Digitized by Google

Er sank auf ein Knie vor ihr. Helene bebte. „Stehn Sie auf," sagte sie tonlos. „Ich kann Sie nicht knieen sehn."

„Nicht einmal als meinen Engel darf ich Sie verehren? So ein Märtyrer der Liebe darf nichts, gar nichts? — Wollen Sie mich dem Satan da in die Krallen werfen?"

Sie schüttelte den Kopf. Märtyrer der Liebe! dachte sie; ihr wollten die Sinne vergehn. O den einmal glücklich machen! ein einzig Mal!

„Stehn Sie auf," wiederholte sie. „Ich bitte."

Er stand wieder aufrecht. Ihr war, wie wenn sie ihn leise schluchzen hörte. „Thun Sie mir wenigstens e i n e Liebe?" fragte er mit zitternder Stimme. „Darf ich zum Abschied die Stirn meines guten Engels küssen?"

Sie schüttelte wieder den Kopf. Dann sah sie aber in sein blasses Märtyrergesicht und hielt sie ihm hin. Sie fühlte die Lippen auf ihrer Stirn. Sie zuckte.

Seine Hände lagen auf ihren Schultern; darauf war sie in seinen Armen, umschlungen, sie wußte nicht, wie. Die Lippen suchten ihren Mund. Ja, ihn einmal glücklich machen! Mehr konnte sie nicht denken. So verging sie in seinem Kuß.

* * *

Von einem der großen Dampfer der Gesellschaft Florio-Rubattino im Hafen von Genua ans Land gestiegen, ging Franz, der sein Gepäck dem Hausdiener

Digitized by Google

seines Gasthofs übergeben hatte, durch die engen Gassen zur Galleria Mazzini aufwärts, in der das Postamt liegt. Links von ihm ging Swami Bahadur Rana, der Indier aus Kalkutta, der auf demselben Dampfer von Amerika gekommen war; jetzt in europäischer Tracht: die indische hatte er schon in Neapel, eh' er nach London fuhr, abgelegt. Neben dem großen und breitschultrigen Germanen Franz erschien er klein und zierlich; immer wirkte aber noch sein feines, kluges, nur etwas weibisch erscheinendes Gesicht; es fehlte auch die freimütige Offenheit der Züge, die sogleich das Vertrauen weckt. „Ich bedaure, daß diese schöne Zeit zu Ende ist," sagte er verbindlich; sie sprachen englisch. „Wir haben auf der langen Reise viele gute Stunden miteinander gehabt; und ich hab' persönlich erlebt, wie einer von der Denkernation Gott und die Welt durchdenkt."

„So ist es mir mit Ihnen gegangen," entgegnete Franz.

„Kommen Sie nur erst nach Indien, da werden Sie von meiner Art mehrere erleben! Sie dürfen mir aber in Kalkutta nicht aus dem Wege gehn; denn da ich gleich weiter will, bin ich gewiß vor Ihnen dort. In Kalkutta war's auch, wo ich zuerst einen Deutschen kennen lernte; das heißt, eine Frau, und nur halb deutsch. Und da fällt mir ein: diese Frau — — ich wundere mich nachträglich, daß wir auf dem Schiff nie von ihr gesprochen haben. Sagte man mir nicht in New York, Sie kennten sie?"

„Von wem reden Sie?" fragte Franz.

Digitized by Google

„Von Natalie von Petroff. Meine Freundin von Kalkutta her! Und in New York hab' ich sie wiedergesehn. Wohl die merkwürdigste aller Frauen ... Sie kennen sie nicht?"

„O doch. — In Rom."

„Von Rom spricht sie nur in Verwünschungen, — lebhaft wie sie ist. Drüben bei den Yankees ist sie viel, viel lieber! Da hat sie die Begeisterung, den Glauben gefunden, der ihr bei den Römern fehlte; man schwärmt von der großen Theosophin, von der ‚göttlichen Frau'. Man erzählt Wunder von ihren Geistern. Sie hat auch ihr Buch vollendet und auf englisch herausgegeben; es wird angefochten — was sicht man denn nicht an? — aber auch hoch bewundert, gepriesen. Sie sagte beim Abschied mit Stolz zu mir: Sehn Sie, teurer Freund, ihr Nachkommen Buddhas, ihr Söhne des Landes, wo die Frauen nichts gelten, ihr dürft einer Frau ehrerbietig dankbar sein. Sie trägt eure alte Weisheit nach Westen; mit dem, was ihr Geist und ihr Herz hinzuthut, wird sie die Welt noch indisch machen!"

Franz lächelte. Er erwiderte nichts. Zwanzig Schritte weiter fragte er nur: „Sie kennen sie schon lange?"

Der Indier nickte, mit einem verschleiert listigen Ausdruck in dem braunen Gesicht: „Wir waren uns in Kalkutta sehr gut! Gleiche Bestrebungen, wissen Sie, gleiche Geistes- und Seelentriebe; und — ein Mann, ein Weib! Ich half ihr auch beim Uebersetzen aus dem Sanskrit, das sie täglich übte.

Digitized by Google

Das Kamasutram des Vatsyayana haben wir zusammen —"

„Bitte, was ist das?" unterbrach ihn Franz.

„Ein altindisches Lehrbuch der Liebe," antwortete Swami Bahadur Rana, jetzt mit völlig ernstem Gesicht. „O, eine merkwürdige, wunderbare Frau; wie sie einmal selber sagte: nichts Menschliches ist mir fremd! — In der Frau ist alles! — Hier trennen sich nun also unsre Wege; da ist mein Gasthof, der Gepäckträger winkt mir. Ich bin in meinem Gott gewiß, wir sahn uns nicht zum letztenmal. Auf Wiedersehn am Hugli!"

Sie drückten sich die Hände und schieden. Der Indier ging, Franz sah ihm nach. O ja, dachte er, dieser „junge Weise", wie sie ihn in Rom vor mir nannte, war wohl für sie ein schöner Mann. Das alte Lehrbuch der Liebe las sie wohl mit ihm bis zum letzten Blatt! — Er ging seines Weges weiter, bis er zum Postamt kam; hier fragte er nach postlagernden Briefen unter seinem Namen. Man gab ihm eine Karte vom alten Ecker, aus Bremen, mit ein paar hingeworfenen Worten über den schwerkranken Oheim; und einen dicken Brief von Helene. Freudig und verwundert zugleich wog er ihn auf der Hand. Was konnte sie ihm so viel zu schreiben haben? Sie hatte es noch nie gethan. Er eilte wieder auf die Straße hinaus; sogleich, durch diese fremden Gassen wandernd, dem Meer zu, wollte er ihn lesen. Er riß den Umschlag ab und las:

„Ich sitz' in strömenden Thränen da; ich muß

Digitized by Google

ſchreiben an Dich, und mein Herz ſteht ſtill. Wo ſoll ich anfangen, o Gott! Und wie wird es enden! — Ich hab' Dich verloren, Franz. Du haſt mich verloren!"

Franz ſah mit irrenden Augen über das Papier, ſie flogen hinunter, wieder hinauf; er verſtand's noch nicht. Ein altes Märchen erzählt von Schiffern, die auf eine kleine Inſel im Meer abgeſtiegen ſind und wohlig ruhn, wie auf feſtem Land; da fühlen ſie, daß die Inſel untergeht: es iſt ein rieſiger Walfiſchrücken. So entſetzt ſtarrte Franz. Das Sicherſte, das er zu haben meinte, das verſank; — da ſtand's! „Du haſt mich verloren!" — Er las und las, immer durch die Gaſſen weiter, zwiſchen den Menſchen durch, wie allein auf der Welt, in Todesqual. Er las Zug für Zug, wie ſie's in heiliger Wahrheitsliebe ſchonungslos hingeſchrieben, mit ihren Thränen befeuchtet hatte: was ſie in all dieſer Zeit Ungutes gegen Franz gefühlt, was ſie mit dem andern, ihrem Lehrer (ſie nannte nicht den Namen) erlebt. Wie ſich ihr Herz verirrt, gekämpft, bis zum geſtrigen Tag, bis zum Ende:

„Zuletzt ſagte er: ‚Erlauben Sie mir wenigſtens einen Kuß auf die Stirn.' Und ich that's. Es zog mich zu ihm; ſo viel, viel Mitleid mit ſeinem einſamen, freudloſen Leben, und die Bewunderung ſeines Charakters, und daß ich ihm etwas zuliebe thun wollte.

„Und da kam es anders. Wir ſtanden lange wortlos umſchlungen; er ſchluchzte; er hatte fortgehn

Digitized by Google

ſollen ... Dann iſt er aber geblieben, wohl noch eine Stunde, und hat mich ſo geküßt, ſo glühend, ſo viel, daß ich zu ſchlecht für Dich geworden bin; Du brauchſt ein treues Weib, nicht ſo eins wie mich. Er ſollte glücklich ſein, und daß er's war — ich ſah es, ich fühlte es — das ließ mich das alles gern ertragen. Er hat mich auch lieber als Du! Aber ich geriet doch ſchon in dieſer Stunde oft in Verzweiflung, auf Augenblicke: ‚Was hab' ich gethan! Ich kann morgen den Tag nicht mehr ſehn!' Und dann, als ich endlich gleichſam erwachte und ſah, es war dunkel geworden; und Bartels auf der Treppe hörte ...

„Er ging. Er iſt fort. Er ſolle nie wiederkommen, hatt' ich gleich in den erſten Minuten geſagt; ich wolle ihn nur dies eine Mal glücklich machen, ich wolle weder heiraten, noch ein heimliches Liebesverhältnis. Er konnte und wollte nicht glauben, daß ich ihn nun ſo von mir ſtoßen wolle, aber ‚ich bettele nicht', ſagte er; doch ging er nicht ohne Hoffnung weg.

„Ich werd' ihn nicht wiederſehn. Ungerufen kommt er nicht, und ich ruf' ihn nicht.

„Ein unglücklicher, ein edler Menſch ... Aber was hab' ich gethan! Alles, alles Glück der Zukunft hab' ich vernichtet in der einen Stunde! — Daß ich nicht um Verzeihung bitte, das iſt nur Demut. Du kannſt mir nicht verzeihn. Aber um eines bitt' ich doch noch: um ein paar Worte. O thu's! O thu's! Mir iſt ja doch zum Sterben zu Mut. Und ich muß weiterleben! Du haſt mir's geſagt, mir's

Digitized by Google

in die Seele geschrieben, daß man sich nicht töten soll. Ich thu' Deinen Willen.

„Ach nur darin, nur darin.

„Du hattest mich in den Armen und ich konnte Dir untreu werden! Und ich hab' Dich so lieb, so lieb! — Aber daß Du mich geliebt hast, das bleibt mir doch fürs Leben. Vielleicht werd' ich dessen würdiger jetzt, wo's nicht mehr ist, als da ich dieses Glück besaß. Ich will mir Mühe geben. War ja doch einmal Deine Helene."

Die letzte Seite war schwer zu lesen: hier hatten die Thränen am meisten verlöscht. Franz starrte noch immer hin, als er zu Ende war; der Brust ward das Atmen schwer, die hohen Häuser drückten ihn; er hastete weiter, um ans Ufer und in die Freiheit zu kommen. Endlich stand er beim östlichen Hafendamm, an den Mura della Cava, am Meer. Er sah die neuen Dämme gegenüber und die neuen Häfen; Dampfer und Segler fuhren aus und ein, die weite Fläche blaute herrlich unter dem wolkenfreien, lichten Himmel. Die Berge der Riviera di Ponente, zuletzt im fernen Duft vergehend, zogen in ihrer lockenden Schönheit an der grenzenlosen See dahin. Er sah das alles und fühlte es nicht. Ich bin nicht mehr ich! dachte er, wie mit den Augen eines stumpfen Wilden über Land und Meer blickend. Ich bin nur noch halb! Ich bin durchgeschnitten! — Gott, mein Gott, was für einen Weg hast du mich geführt. Meine Helene! Es kann nicht sein! Um den andern „glücklich zu machen". Und am andern Morgen, um mich fließen

Digitized by Google

ihre Thränen. Es kann nicht sein! Es kann nicht sein!

Er fühlte dann aber die Blätter zwischen seinen Fingern; Seite um Seite voll, manches wieder ausgestrichen, manches weggeweint. „Leipzig, am 6. Oktober" stand darüber; heute war der achte; also kurz vor ihm gekommen ... Ein gräßlicher Schmerz umschnürte ihn. Nie in seinem Leben war so in sein Innerstes eingebrochen worden, sein Selbstgefühl durchbohrt, zerfetzt. Helene von ihm abgefallen! Was ihm *vordem* wohl starb, war zuvor *in ihm* gestorben. Als er *Hermine* von sich abgewendet fühlte — wie ist das zwischen uns gekommen? hatte er gedacht; wer wurde denn zuerst dem andern fremd? Aber *sie, sie*, Helene — die Braut seines Herzens — —

Wie ein geschlagenes edles Tier sich windet, so wand sich seine Seele in dieser Pein. Es war wie ein Krampf des verwundeten Ich. So fühlt auf einmal der Mensch mit Grausen, daß er sich vergebens in die Welt hinein zu erweitern gesucht, vergebens eine Welt von Gedanken und Mitgefühlen in sich aufgenommen hat: er ist doch ein Punkt im All geblieben, eine schnöde Ichzelle, die bei jeder wehthuenden Berührung sagt: was für ein Feind verletzt mich da? was will mir ans Leben? Es giebt nur noch das sich wehrende, gegen die Vernichtung empörte Ich. Die Zelle flieht in sich zurück, sie schlägt um sich, sie will nicht sterben. Helene! Ohne Helene leben! Sie gehörte zu ihm; war ein Stück von ihm. Er

Digitized by Google

hatte sein Herz an sie hingegeben; dafür sie nun untreu ...

Es war ein Todesgefühl. Seine Augen schlossen sich.

Als er sie wieder öffnete, sahen sie anders aufs Meer hinaus; ihr edles Blau umschleierte sich; der Krampf in seinem Ich ward still. Ein Weh, für das er keinen Namen wußte, stieg wie aus einer andern Tiefe herauf. Helene! dachte er und sah sie über ihrem Brief in Thränen vergehn. Er glaubte ihr Schluchzen zu hören; zu sehn, wie sie in den Abgrund dieses Rätsels, ihrer Schwäche, ihres Schicksals starrte. Ja, ein Abgrund, ein Rätsel: wie war das geschehn? — Ein schmerzenvolles Verlangen befiel ihn, das Unbegreifliche noch einmal zu durchleben; er setzte sich auf die Steinmauer der Uferstraße und las Seite für Seite wieder, vom ersten bis zum letzten Wort. Seine Augen wurden naß. Ihm graute wohl einen Augenblick: er fühlte, daß er Helene nun nicht weniger liebte; nein, mehr! mehr! fuhr ihm durch Kopf und Brust. Mit Jammer und Mitleid, drum mehr! Ich kann sie nicht hassen, o Gott, ich kann sie nur lieben! — Hab' denn ich keine Schuld? Hab' ich genug an die Empfindlichkeit ihrer weichen Frauenseele, an ihr liebelechzendes Herz gedacht? Und wenn mich da drüben mein Gedanke, mein Suchen, mein rastloses Thätigsein erfüllte und beschwichtigte, was erfüllte und beschwichtigte sie? Sollte sie leben und lieben wie ein Weib und stark sein wie ein Mann? — Ach, wie viele Fortlebende wohnen in dem einen Menschen. Nun weint das Gute in ihr und ist mit-

Digitized by Google

verloren. Wer bin ich? Bin ich nur gut? Soll ich sie verlassen?

Auch in ihm rührte sich gleichsam eine fremde Macht; seine Hand bewegte sich, wie von ihr geführt. Er griff in die Brusttasche, nahm sein Taschenbuch; „schreib ihr gleich!" sprach er vor sich hin. Er sah sich in diesem Augenblick ganz allein, um ihn her war die Straße leer. Im Gasthof, dachte er, schick' ich's ab! Er begann zu schreiben:

„Es liegt noch wie ein Keulenschlag auf meinem Haupt; das Unerwartetste, das begreift sich schwer. Du von mir abgefallen! Du von mir! — Ich konnte gar nicht an Dir zweifeln, seit jener Vorabschiedsstunde nicht mehr; ich glaubte an Deine Liebe wie an ein heiliges Buch. Wir waren so fest zusammengewachsen, immer mehr und mehr; Deine Worte, Dein Wesen sagten mir beständig, daß Du ganz zu mir gehörtest, nie von mir lassen könntest. Vier Monate danach kommt Er; und Du — —

„Ich will aber Dich nicht anklagen, nur mich. Ich hatte wohl eine zu große Last auf Dich gelegt; Gott darf mehr von uns verlangen, als der Mensch vom Menschen. Und ich hab' dann wohl gar zu heilig und sachlich für mein Unternehmen gelebt! — O Gott, wie hat sich's gerächt. Lene! Ich faß' es nicht! — — Aber ich muß es tragen, vor Gott gebeugt.

„Dir will ich nur noch sagen: liebst Du ihn so sehr, wie Du's fühltest, glaubtest, so kann's so nicht enden! so wirst Du wohl den Weg zu ihm finden,

Digitized by Google

der Dich wiederherstellt. Dann will ich still beiseite stehn; denn ich kann nie etwas anderes wollen als Dein Glück. Wenn Du nun aber erwacht bist, Lene — — ich hab' Dich so lieb, ich fühl' Deine Seele so auf mich gelegt, gleichsam von Gott mir anvertraut. Wenn Du nun erwacht bist, wenn Du Dir sagst: es war ein Irrtum, ein Wahn, ich gehör' zu Franz, ich kann von dem andern lassen, aber nicht von ihm — Lene! Dann komm zu mir! Ich will nicht, daß Du einsam vergehst! Ich hab' Dich noch lieb! wie einst! kann Dich nicht verlassen!

„Aber nur dann, nur dann. Hab' ich nicht mehr Dein Herz, dann leb wohl!"

* * *

Nachdem Helene den Brief an Franz geschrieben und abgeschickt hatte, kam eine tiefe Ermattung, eine dumpf trübsinnige Niedergeschlagenheit über sie; hinbrütend saß sie da, stundenlang, fast ohne Regung; in der Nacht hatte sie wohl verworrene, wüste Traumbilder, aus denen sie emporschreckte, aber wenig Schlaf. Allmählich erhob sich über alles andre die Scham, daß sie sich so weggeworfen hatte; Sehnsucht, es anders zu machen, das verlorene Selbstgefühl wiederzugewinnen. Aber was thun? „Auf Niewiedersehn!" hatte sie gesagt. Ihn zurückrufen? nach dieser Stunde? Und wie dann, und was? — Es stand eine Mauer vor ihr. Sie konnte keinen Entschluß mehr fassen, sie floh vor ihren Gedanken.

Am zweiten Abend entschied sie sich endlich, ein

Digitized by Google

Buch zurückzuschicken, das Mitrescu vor den Ferien der Tante geliehen hatte; zugleich die kleine Summe, die sie ihm schuldig war für den Unterricht. Sie schrieb ein Wort des Dankes dazu, für jedermann zu lesen, und ein „Leben Sie wohl!" — Wird er nun noch antworten, fragte sie sich wohl hundertmal, oder wird er schweigen? Sie wußte nicht, was sie fürchtete, und nicht, was sie hoffte. In den zusammengemischten Wesen, die sich Menschen nennen, geht es oft so zu, daß sie selber nicht erkennen können: begehren sie mehr dies oder das? oder richtiger: von denen, die in ihnen begehren, wer ist der Stärkere? wem bleibt darum das letzte Wort? — Es war aber doch wohl Freude, was Helenens Wangen färbte, als am andern Tag, gegen Mittag, ein Brief mit Mitrescus Handschrift kam, die sie schon seit dem Sommer kannte. Bartels brachte ihn aus dem Briefkasten; sie floh in ihr Zimmer, riß ihn auf und las:

„Mein guter Engel!

„Auf dem höchsten Gipfel der Freude, im reinen Aether von Wahrheit, Wonne, Liebe und Seligkeit, und nun wieder hinabgestoßen in mein schwarzes Elend!

„Unser Erzvater Adam ward aus dem Paradies verjagt, weil er gesündigt hatte; und ich? ich brauchte nicht einmal zu sündigen. Mein Kopf ist nun so verwirrt; wohin mit mir? frag' ich mich. Hier bleiben? nach solchem Glück und solcher Vernichtung? O Himmel, nein. Ich muß fort. Nach Amerika! denk' ich Tag und Nacht. Wenn mich niemand hält, wenn kein Mitleid mehr — —

Digitized by Google

„Mein Kopf kann nicht mehr. Ich muß schließen. Hat mich mein guter Engel verlassen? — J. M."

Helene las diese Zeilen dreimal; immer tiefer beklemmt, wohl auch immer mehr verwirrt. War das Liebe? ein Aufschrei des Herzens? Ja, ein Aufschrei wohl; aber von seiner Liebe kein Wort. Nur Verlangen ins Paradies zurück . . . Den Kopf aufgestützt, saß sie lange da; endlich riß es sie plötzlich empor, sie sprang auf. Wie soll er denn reden? dachte sie. Ein „Glücksparia" mit seinem Mannesstolz; „ich bettele nicht!" Soll er sich auf die Kniee werfen und flehen: ich kann nicht ohne dich leben, gieb mir das Leben wieder!? Lieber stirbt er in seiner stummen, stolzen „Vernichtung" hin. O Joan! Nun hab' ich dich auf dem Gewissen! Joan!

Hinter ihr war nichts mehr, Franz war ihr verloren; vor ihr lag noch ein Lebensweg. Ihr Gewissen, ihre Ehre, ihr Herz konnten noch wieder Frieden finden, wenn sie und Mitrescu sich zusammenfanden — nicht für eine Stunde, für immer. Gegen Abend war sie so weit, daß alle Hindernisse vor ihr niedersanken; sie nahm ein Blatt und schrieb:

„Ja, ja, Sie haben recht, es kann so nicht bleiben. Ich kann so nicht leben. Ich kann nicht ohne Sie leben; — so, da steht es nun.

„Meinen Sie es ernst mit mir, so kommen Sie morgen, sobald es dunkel geworden ist, zum Platz an der Lutherkirche beim Johanna-Park, wo mich niemand kennt. Dort sag' ich Ihnen, was ich denke, was uns helfen kann. Bis dahin — leb wohl!"

Digitized by Google

Es war das Du wieder da, das er in jener liebeseligen Stunde zu ihr gesprochen, das sie auf sein Flehen erwidert hatte.

Als dieses Blatt aus dem Hause war, schien ihr besser, wohler, ruhiger zu werden; sie weinte wohl — um das Vergangene, um Franz — als sie im Bette lag, aber sie weinte sich doch in Schlaf. Es war die erste erträgliche Nacht. Mit dem folgenden, dem vierten Tag kam zwar eine neue Not: Nachmittags, die Herbstsonne schien noch ins Rosenthal, brachte der Briefträger Franzens Brief. Seine ersten heimlichen Zeilen seit der großen Trennung — und nach welchem Schicksal! Sie las, ihre Augen umflorten sich; sie las, daß er sie noch lieb hatte, daß er sie nicht verlassen könne, daß er ihr zurief: „Dann komm zu mir!" — In einer schrecklichen Verwirrung der Gefühle sank sie auf ihr Sofa. Eine heftige Freude zuckte ihr durch die Brust; sie befreite sie aber nicht, sie wollte sie ersticken. Heimweh nach Franz durchschauerte sie, bewegte ihr die Lippen, daß sie zwischen Lächeln und Weinen schwebten; dann tauchte aber eine wilde Unruhe auf, ihr Kopf ging nach dem Fenster, ob der Tag schon sinke, Joans Gesicht erschien vor ihr, Joans glühende Küsse glaubte sie zu fühlen. „Es ist zu spät! es ist zu spät!" sprach sie laut vor sich hin, wie um sich selber einzuschüchtern. „Ich kann nicht mehr zu Franz zurück!"

„Warum kannst du nicht?" sprach sie dann dagegen. „Lene! Lene! Was ist dir? Du bist schlecht! Du bist schlecht! Wo bleibt deine Ehre? Wo ist dein Gewissen?"



Digitized by Google

„Meine Ehre!“ rief sie nach einer Weile; die zehrende Unruhe in ihrer Brust war wieder übermächtig. „Die soll Joan mir wiedergeben; darum will ich zu ihm!“ Sie sprang auf, nahm Franzens Brief vom Tisch; „da steht's!“ sagte sie und wies mit den zitternden Fingern auf die rechte Stelle. Lautlos überlas sie's, langsam, Wort für Wort: „Dir will ich nur noch sagen: liebst Du ihn so sehr, wie Du's fühltest, glaubtest, so kann's so nicht enden! so wirst Du wohl den Weg zu ihm finden, der Dich wiederherstellt. Dann will ich still beiseite stehn; denn ich kann nie etwas anderes wollen als Dein Glück ...“

Weiter las sie nicht. Es war ein Wille in ihr, der nicht weiter wollte. Sie verschloß den Brief; sie ging ruhelos im Zimmer umher. Ihre Hände legten sich auf die Brust und drückten sie, als säße dort das Gewissen und es sollte schweigen. Sie trat ans Klavier, sie spielte eine rauschende, wilde Musik, sie wollte nicht mehr denken.

„Den Weg zu ihm finden,“ wiederholte sie sich nur, „der dich wiederherstellt ...“

So versank der Tag. Mit einem gewaltsam raschen Entschluß nahm sie ihren Hut und ihr Mäntelchen, band zwei Schleier um den Hut, ihre dichtesten, und stieg die Treppe hinunter. An der Hausthür traf sie Bartels, der wie ein wohlabgerichteter, treuer Hund das Haus bewachte. „Ich geh' noch zu meiner Freundin, der Frau Schäfer,“ sagte sie, „eine Stunde oder anderthalb mit ihr Klavier zu spielen. Zum Nachtessen bin ich wieder da; vielleicht etwas später!“

Digitized by Google

Sie ging aus der Thür.

* * *

Gräfin Elisabeth Wildau schlenderte auf dem langen Balkon vor ihren Fenstern, hoch über den von Wagen hallenden Straßen Roms, langsam auf und ab; es war Nachmittag, drei Tage später. Aus ihrem Musikzimmer klang Klavierspiel heraus, der Graf saß am Flügel; dann hörte sie seine hohe Stimme mit einem der Diener sprechen. Die schrillen Töne fielen ihr auf die Nerven; so gesund sie sonst war, gegen diese Stimme, die so wenig Männliches hatte, ward sie immer empfindlicher. Auch die einzelnen, abgerissenen Worte, die sie durch die offene Balkonthür verstand, gefielen ihr nicht; wieder der Theoretiker! dachte sie. Immer ein bißchen Pedant! — Nun hatte er auch wieder so früh nach Rom gestrebt, in seiner behaglichen Pünktlichkeit; Rom war noch einsam, sie langweilte sich. Sie war nicht in guter ehelicher Laune. Majestätisch und mißvergnügt wie Juno pendelte sie hin und her.

„Elisabeth!" rief Wildau auf einmal — wieder die hohe Stimme — und gutmütig lächelnd trat der Graf auf den Balkon hinaus. „Da bring' ich dir eine Zerstreuung, eine Unterhaltung. Was denn? Rate!"

„Ist Franz Wiesner da?" fragte die Gräfin.

„Jawohl; da ist er!" Wildau griff ins Zimmer hinein und zog Franz hervor. „Jetzt ist auch er einmal pünktlich. — Ihr Unpünktlichen habt 'nen

Digitized by Google

großen Vorteil: kommt ihr einmal zur rechten Zeit, ist's 'ne Ueberraschung!"

Franz küßte der Gräfin, der Freundin, die Hand. „Das war auch schon unerwartet," sagte sie vergnügt, „daß Sie uns aus Genua schrieben: in drei Tagen komm' ich durch Rom, hoffe Sie zu sehn! — Also da sehn Sie uns. Sie bleiben natürlich zum Abend hier? Doch nicht à la fin de siècle mit dem nächsten Zug wieder fort?"

„Verzeihen Sie, ich kann's noch nicht sagen," erwiderte Franz. „Ich erwarte hier Nachrichten ... Ist etwa schon ein Brief für mich bei Ihnen angekommen?"

„Noch nichts, lieber Freund."

„Von diesen Nachrichten hängt es ab; wann sie kommen und was sie bringen!" — Am Schluß seines Genueser Briefs an Helene hatte Franz geschrieben: „Damit eine Antwort von Dir mich noch treffen kann, bleib' ich eine Woche in Italien, fahr' in drei, vier Tagen nach Rom, schiffe mich in Neapel nach Aegypten ein. Hast Du mir etwas zu schreiben, so erwart' ich's beim Grafen Wildau, Palazzo Caffarelli." Und schreibt sie, dachte er — auf Gutes hoffend —, und kommt's nicht zu spät, dann noch heut nach Neapel weiter, und unterwegs aus dem überfüllten Herzen an Helene geantwortet, und morgen zu Schiff!

„Sie wollen also wirklich um die Erde herum?" fragte der Graf, indem er Franz an einem seiner Rockknöpfe faßte. „Globe — trotter? nach der neuen Mode?"

Digitized by Google

„Vielleicht auch nicht ganz herum," antwortete Franz, „sondern von Indien wieder zurück. Jedenfalls thu' ich's aber nicht der Mode wegen —"

„Das weiß ich, das weiß ich! Sie haben Ihre finsteren Pläne. Lieber Freund, ich hab' Sie in dem ganz entschiedenen Verdacht, daß Sie eigentlich als Feind unsrer Kirche reisen: Sie wollen eine neue Sekte gründen. Ja, ja! Ich durchschaue Sie. Darauf läuft's am Ende hinaus!"

Franz lächelte, aber in tiefem Ernst: „Eine neue Sekte? Das wohl nicht. Aber von irgend einer Gemeinschaft träum' ich, die —"

„Wohl gar von einer neuen Religion!" fiel Wildau ihm wieder ins Wort. „Ich trau' Ihnen nicht. Ganz ernsthaft gesprochen: ich fürchte, Sie fallen mir noch ganz heraus aus dem Christentum!"

„Glauben Sie, daß das möglich ist?" sagte Franz ruhig. „Bei einem, der gottgläubig ist? Was das Christentum Ewiges hat, was es Sittliches lehrt, das kann kein frommer Mensch mehr aufgeben, über das kann er nicht hinaus. Aber was der Meister nicht gelehrt hat, wer soll das befolgen? Hat Jesus Christus Sie gelehrt, wie Sie in Ihrem Hause leben sollen, als Gatte, Vater, Verwandter, Freund? Hat er Sie gelehrt, wie Sie sich zu Ihrem Vaterland, zum Staat verhalten sollen; ausgenommen das eine Wort ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist'? Hat er Ihnen Ihren Weg zu den Künsten gezeigt, zu den Wissenschaften? Ueber die Hälfte Ihres Lebens — ich will nur ‚die Hälfte' sagen — finden Sie in Christi

Reden kein Wort. Nun rollt aber die Welt dahin, und die Menschheit mit; sie entwickelt sich, nach Gottes Willen. Familie, Vaterland, Staat, Künste, Wissenschaften, sie nehmen immer neue Formen an oder neuen Inhalt. Alles soll aber in Gott geschehn, Gottes Sinn erfüllen; damit ‚sein Reich' auf Erden sei, ‚inwendig in uns'. Wie vollbringen Sie das? unfehlbar nach Gottes Gebot?"

„Dazu ist die Kirche da," entgegnete der Graf. „Ich glaube, was die mich lehrt; und ich glaube, daß ich das glauben soll."

„Wer hat's denn die Kirche gelehrt? Fromme Menschen, wohl; Menschen aber doch. Sie lehrten für ihre Zeit. Für Zeiten, die sie nicht kannten, konnten sie nicht lehren. Wozu auch? Hat nicht jede Zeit ihre eignen Menschen? Ist Gott nicht in denen auch?"

„In allen? Sie wissen wohl: ‚Viele sind berufen, aber wenige auserwählt' —"

„Gewiß! So war's immer und so wird es sein. Aber Gott wird die Seinen schon finden, und sie werden ihn finden. Was ich heut bedarf, das Kind dieser Zeit, wer hat das gewußt? Ich muß es in mir selbst erleben und erfahren. Und die etwa meines Sinnes sind —"

„Ah!" rief der Graf, „da ist die Sekte! Und die Kirche ist weg!"

„Ist denn die Kirche von Stein? Sie soll leben, denk' ich. Und was lebt, das entwickelt, das verändert sich; so hat's Gott geschaffen."

Digitized by Google

„Aber erlauben Sie: immerhin, die Kirche ist die Kirche! Sie ist das Feste, das, woran wir uns halten. Woran wir uns zu halten haben —"

„Unabänderlich? Dann wären Sie nicht am rechten Platz: dann müßten Sie zur katholischen Kirche zurück; die war früher da. Und die ist gewiß ein Riesenwerk; und gewiß nicht gegen Gottes Willen in die Welt gekommen. Sie will nur zu viel: der Vormund der Menschheit bleiben, auch der mündigen. Sie aber, lieber Freund, der Sie sich einen Protestanten nennen —"

„Und ganz gewiß einer bin —"

„Sie dürfen nicht sagen: meine Kirche ist fertig und ewig, Amen! Dann wären Sie ein Katholik zweiter Form, weiter nichts. Uns hat Gott gegeben, sein Reich in uns neu zu erbauen, und das, was aus den Zeiten kam, in das Bad der Zeit zu tauchen!"

Wildau ereiferte sich, seine Arme wurden fast wild lebendig: „Aber was bleibt dann noch fest? Ich bitte Sie! Ohne Festes, Sicheres kann der Mensch nicht leben. Das ‚Bad der Zeit'. Soll da alles hinein? Auch die Heilige Schrift?"

Franz lächelte ein wenig: „Lieber Freund, leben Sie nach jedem Wort der Schrift? Glauben Sie buchstäblich, daß die Hölle ein ‚ewiges Feuer' und zugleich eine ‚äußerste Finsternis' mit ‚Heulen und Zähneklappen' ist? Halten Sie auch die linke Backe hin, wenn man Sie auf die rechte schlägt? Wer Ihnen den Rock nehmen will, lassen Sie dem auch den Mantel?"

Digitized by Google

„Nun, ich mache da vielleicht meine kleinen Vorbehalte; aber immerhin — die Heilige Schrift muß uns heilig sein. Aber Sie, Herr Ketzer —"

„Nein," rief Franz aus, „buchstabengläubig bin ich nicht! So denk' ich mir die Verkündigungen des unaussprechlich erhabenen Gottes nicht! Will er den Menschenkindern etwas offenbaren — Arten hat er viele — aber in philologisch korrekten Texten, mein' ich, thut er's nicht. Nicht zum Auswendiglernen: zum Arbeiten und Denken hat er uns den Geist gegeben. Nur so kann geschehn, was Christus will: ‚Wer nicht von neuem geboren wird, der kann das Reich Gottes nicht sehn!'"

„Ja, schon gut, schon gut. Aber doch ein Ketzer. Ich will's Ihnen beweisen, jawohl, beweisen, daß Sie einer sind!"

Die Gräfin ward ungeduldig. Sie hatte Franz zugenickt, sie fühlte wie er; aber es erschien ihr so nutzlos, mit Wildau über solche Dinge zu streiten. Gott sei Dank, dachte sie, da kommt die Post! Die lenkt meinen Theoretiker ab! Ein Diener erschien, der auf einer silbernen Platte die angekommenen Briefe und Zeitungen brachte. Der Graf nahm sie und flog mit den Augen darüber hin. Da ist auch ein Brief für Sie, sagte er zu Franz und gab ihn ihm. Franz mußte eine zuckende Bewegung unterdrücken: er erkannte Helenens Schrift.

„Ah, Ihre Nachrichten!" sagte die Gräfin. „Bitte, lesen Sie!"

Kommst du wieder zu mir? dachte Franz, er-

Digitized by Google

schüttert und hoffnungsfreudig. Ist der Wahn vorbei? — Er öffnete und sah die ersten Zeilen:

„Du mein großmütiger und wahrhafter Freund!

„Ich hab' mich gestern abend mit ihm verlobt; einstweilen heimlich . . ."

„Was ist?" fragte die Gräfin, da sie an dem sonst so gehaltenen Franz eine jähe, unruhige Gebärde wahrnahm. „Doch nicht böse Nachrichten?"

Er schüttelte den Kopf. All seine Stärke aufbietend sagte er gefaßt: „Unerwartete; überraschende. — Uebrigens muß man erst zu Ende lesen —"

„Natürlich! — Lesen Sie hier in aller Ruhe; wir lassen Sie so lange. Sehn Sie, mein Mann geht schon in sein Zimmer, seine Post zu studieren; ich setz' mich ans Klavier. Wenn Sie mein Kanarienvogelgesang nicht stört . . ."

Lächelnd schüttelte er wieder den Kopf. Gräfin Elisabeth ging ins Zimmer; Franz sah sich auf dem Balkon allein. Er holte rechten Lebensatem, tief aus der Brust; dann starrte er wieder auf Helenens Schrift:

„Ich hab' mich gestern abend mit ihm verlobt; einstweilen heimlich: es muß so sein, es steht noch ein Berg vor ihm, die Zukunft ist wohl noch eine Weile dunkel. Ach, das ficht mich nicht an; davor fürcht' ich mich nicht. Ich war glücklich heute morgen, ich werd' es auch künftig sein; — und doch, während ich dies schreibe, muß ich so wild, so bitterlich weinen, als wäre es die schwerste Stunde meines Lebens. Und ich glaube, sie ist es auch . . .

Digitized by Google

„Ich liege Dir zu Füßen und küsse Deine Hände zum Dank, daß Du mir so geantwortet hast, daß Du mir noch einmal verzeihen wolltest. Als ich gestern abend ging, ihn auf der Straße zu treffen — auf einige männlich stolze Worte, die aber auch seinen Schmerz und seine Liebe zeigten, hatt' ich ihm dieses Wiedersehen gewährt — da hatt' ich seit ein paar Stunden Deine Antwort in Händen, und mein Dank war grenzenlos; Du hattest mir meinen Weg zeigen wollen, und ich ging ihn nun mit Klarheit, Festigkeit und Ruhe. — Und immer, immer bei jedem Wort, das ich nun heute morgen schreibe, muß ich um Dich weinen, so als ob Du mir in der schönsten Stunde unsres Zusammenlebens gestorben wärst. Und mein ganzes Leben lang muß ich ja zu Dir aufschauen wie bisher, Dich lieb behalten wie den besten, treuesten Freund!

„Aber der andre liebt mich doch mehr als Du, und *das* hat auch für *mein* Herz entschieden. Wir sind stundenlang umhergegangen, und lange hab' ich noch nicht gewußt, wie es enden würde, weil sein Stolz nicht betteln, weil seine rücksichtsvolle Liebe (er ist nur arm; ich ja auch) mich nicht fesseln wollte. Ich fürchte aber die Armut nicht. Ich kann arbeiten wie er. Und ich weiß nun, er liebt mich mehr als alles auf der Welt, so wie ein Mensch, der *niemand* hat als diese eine. Und ich will sein Glück werden, das Glück, das ihm fehlt; das soll die schönste Aufgabe meines Lebens sein.

„Was bin ich Dir gewesen, der Du so groß und

Digitized by Google

ſicher in Dir ſelbſt beruhſt; was könnt' ich Dir ſein! — Ach, und wer weiß, ob der Abſchiedsſchmerz (o Gott!), den ich um Dich empfinde, nicht viel, viel größer iſt als Deiner um mich! Ein Schmerz, der mich nie verlaſſen kann! nie!

„Könnteſt Du mir noch einmal ein paar Worte ſenden aus Deinem himmliſchen, verzeihenden Herzen, ſo würde mir das ein unſäglicher Troſt ſein.

„Ja, verzeih, verzeih

Deiner dankbaren Helene."

Neben einem Fenſter an die Hauswand gelehnt, in ſeiner ſelbſtbeherrſchenden Faſſung wie verſteinert, und doch im Innerſten todeswund, ſtand Franz lange ſtill. Er faltete den Brief mechaniſch zuſammen, nach einem letzten Blick darauf, und ſteckte ihn in die Taſche; er ſah wieder umher, in die Ferne, horchte hinter ſich. Die Gräfin ſang am Klavier; ſie ſang jetzt die Löweſche Ballade „Herr Heinrich ſaß am Vogelherd"; ihre nicht ſehr weiche und warme, aber kraftvolle Stimme ſchmetterte immer freudiger, ein wenig wie ein Kanarienvogel, darin hatte ſie recht. Draußen lagen „die Zeiten" vor ihm: links der Palatin, auf dem einſt die alten Kaiſer wohnten, rechts, ferner, neben der Peterskuppel der Vatikan, der Palaſt der Päpſte. Und er ſelbſt, der Weltdurchirrer, von Amerika gekommen, nach Aſien unterwegs, hier auf dem Kapitol angepfählt, wie Sankt Sebaſtian von Pfeilen durchbohrt; heut der zweite Pfeil: Helene mit dem andern verlobt!

Aber wie denn verlobt? — Herr mein Gott,

Digitized by Google

dachte er, und wenn sie diesem Schicksal nicht entrinnen konnte, wo ist nun das Glück? „Ihm fehlt's.“ „Die Zukunft ist wohl noch dunkel,“ schreibt sie. Und lange hat sie nicht gewußt, wie es enden würde; weil sein stummer „Stolz“ — — Wer ist denn dieser andre, der sich fürchtet und schweigt, wenn ihn eine wie Helene will? — Und ihre Thränen um mich. Damals und jetzt. Eine glückliche Braut, weint die so bitterlich? Um den, den sie verlassen hat? Hängt sie an ihm und auch an mir?

Eine sonderbare, tiefe, bohrende Angst zog ihm durch die Brust: Dies ist nicht das Rechte. Die hat sich verstrickt ... O könnt' er nur einmal vor ihr stehn: ‚sieh mir ins Gesicht! Laß mich da sehn, wie dir ums Herz ist, wer denn eigentlich drin wohnt, wem du bestimmt bist, zu wem du gehörst!‘ — Die Gräfin schmetterte hinter ihm, fast zu laut:

„Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: Unsern Herrn!
Hoch lebe König Heinrich, hoch
Des Sachsenlandes Stern!“

Er lauschte, er hörte und fühlte jeden Ton; in der Frau ist märkische Kraft! dachte er. Aber Helene — Helene ... Wenn ich in ihr Gesicht sehn will, nun, dann muß ich hin! — O mein Gott und Vater, wie wunderbar ist es mir ergangen. Mich fühlend wie auf der Reise zu dir, bin ich meinem Glück vorbeigereist — vielleicht auch meiner Pflicht! Hab' ich zu groß gedacht von dem, was ich wollte? Hab' ich

Digitized by Google

zu sehr dahingelebt in Gottes- und Menschenliebe, und zu wenig in der einen Liebe zu der einen Seele, die auf mich gelegt war? — Darf ich nun so weiterziehn? Soll ich? Gott, Gott, ich kann nicht! — So viele herrliche Kräfte hast du uns gegeben — aber die Liebe als die höchste Kraft. Liebe zieht mich hin. Was ist Liebe, die nur lieben, die nicht handeln will. Mich ruft die Sehnsucht, mich ruft die Pflicht! Wie kann ich früher weiterwandern, eh ich sie gefragt hab': Lene, hast du dich verstrickt? bist du noch zu retten? — Mir meine andre Seele retten! Wenn's noch möglich ist!

Die Gräfin, die zu Ende gesungen hatte, trat auf den Balkon; sie wehte mit dem Taschentuch gegen ihr schön erglühtes Gesicht. „Nun?" sagte sie. „Darf man jetzt schon fragen? Sie bleiben?"

Wie von innen her erleuchtet, mit einem plötzlich vollendeten Entschluß, trat Franz von der Wand hinweg. „Nein," antwortete er, „liebe, gute Freundin, ich muß fort, in einer Stunde. Ich muß weiterreisen."

* * *

Der nächste Tag war vergangen, früher als er sollte: schwere, schwärzliche, regendrohende Wolken hatten zeitiger Nacht gemacht. Helene saß schon bei der Lampe, in ihrem Zimmer, und las. Vom Vater Ecker waren bessere Nachrichten gekommen: der alte feste Erdbewohner, der Oheim, habe offenbar noch einmal mit dem Leben Vertrag gemacht; er komme

Digitized by Google

durch, ſage der Arzt. Ecker werde heimfahren können. Alſo baldiges Wiederſehn! — Sie ſuchte ſich zu freuen; ein herzbedrückender Gedanke ſtörte ſie. Dann begann alſo neue Heimlichkeit! Heute vielleicht der letzte freie Tag; das erſte und letzte ſorgenloſe Stelldichein mit dem „Bräutigam". Sie hatte ihn wieder zur Lutherkirche beſchieden, um ihn doch zu ſehn; ihn zu Hauſe zu empfangen, davor bangte ihr. Indem ſie ſich einen Tag ſo hell und lang wie den andern dachte, hatte ſie ihm dieſelbe Stunde angeſagt, in der ſie neulich zuſammengekommen waren; nun war aber die Nacht ſo viel früher da. Wird er denn auch früher kommen, dachte ſie, da es ſchon dunkel iſt? Soll ich den Armen warten laſſen? Soll ich nicht ſchon gehn?

Sie ſaß unentſchloſſen am Tiſch. Was für ein „Berg"? fragte ſie ſich, wie dieſe Tage ſchon manchesmal. Was für ein „Druck", unter dem er lebt? — Das ganze Geſpräch auf der Straße ging ihr wieder durch den ruheloſen Kopf; wie ſie ihm zu ſeinem tiefen Staunen geſagt: ich denk' nun anders als an jenem Abend, da war ich wohl krank; ich fliehe vor der Ehe nicht; wenn Sie wegen Ihrer Armut ſich ſcheuten, mir zu ſagen: werd' mein Weib! ich ſcheue mich nicht. Ich würd' Ihnen auch nie eine Sorge, nur eine Hilfe ſein! — Wie wunderbar war zuerſt ſein Geſicht. Ein Gewitter von Freude und Unruhe; dann nichtsſagende Verſteinerung. Dann erſt liebevolle, heiße Worte: „Mein guter Engel! mein höchſtes Glück! Es iſt ja nicht die Armut allein. Wie ſelig,

Digitized by Google

die mit meinem Engel zu tragen, wenn er will. Aber es liegt ja noch ein Druck auf mir; — o, nicht fragen, bitte; das Schickſal, das mich auf jede Weiſe verfolgt, ſchließt mir noch den Mund. Ein Berg ſteht vor mir. Ich trag' ihn ab, ich trag' ihn ab; meine Kraft iſt ungebrochen! Mit Ihnen im Bund bin ich rieſenſtark! Wir werden eins, ich weiß es, ich fühl' es; hier lieg' ich in Gedanken vor Ihren Füßen, aus Dankbarkeit und Glück. Meine Geliebte; und dereinſt mein Weib! Nur Geduld, ſo lang' Geduld, bis mein Fluch ſich löſt!"

Ja, ſo und ähnlich hatte er geſprochen, Straßen auf und ab; nun ſie ſtumm nebenher. Und die erſten Mißgefühle von ſich ſchüttelnd hatte ſie in ihrem Stolz gedacht: wer liebt, muß auch trauen! Wer nicht traut, der liebt auch nicht. Dem Erwählten glaubt man blind! — Und ſo war ſie dann endlich heimgegangen, ſich als ſeine Verlobte fühlend ...

Wer kommt da ſo leiſe die Treppe herauf? fragte ſie ſich und horchte. Bartels? Der geht laut; ich hör' jeden Schritt. Es klopft an meine Thür? „Herein!"

Die Thür ging auf, ſie erſchrak: Joan ſtand darin. Er lächelte ſie etwas unſicher an. Die Worte erſtarben ihr auf der Zunge, ſie wagte nicht zu ſprechen, ſo lange die Thür noch offen ſtand. Erſt als er ſie geſchloſſen hatte und ſich langſam näherte, fragte ſie etwas unwillig, aufrecht neben dem Tiſch: „Warum hier? Auf der Straße, war abgemacht. Eben wollt' ich kommen."

„Verzeih, Süße, Beſte!" gab Mitrescu zur Ant-

Digitized by Google

wort, den Hut noch in der Hand. „Es ist böses Wetter, Regen; er fängt schon an. Dich im Regen herumzuführen —"

„Was hätte mir der Regen gemacht! — Hat dich Bartels gesehn?"

„Gewiß."

„Was hat er gesagt?"

Mitrescu lächelte heiter: „Er war ganz zufrieden, mich wiederzusehn. Beinahe hätt' ich schon gedacht, sagte er, Sie kämen gar nicht mehr! Jetzt denkt er, hier ist Zeichenstunde. — Man sagt ja wohl im Deutschen: entwölke dein Gesicht. Geliebteste, zürn' mir nicht! Ich hab' auch ein wenig an mich gedacht. Seit unserm Abend auf der Straße hab' ich schlechte Nächte. Wenig Schlaf, mein' ich; vor Glück — und vor Gedanken. Ich kämpfe mit der Zukunft. Ich sinne, wie ich mein schwarzes Schicksal früher überwinde. Damit ich dich — — versteh! — Nun ist mein Kopf aber elend, und die Kniee sind unwürdig matt. O wie viel besser wär's, dacht' ich da, in ihrem süßen Nest zu sein!"

Das „süße Nest" mißfiel ihr; sie sah aber sein mehr als sonst marmorbleiches Gesicht, die Augen schienen tiefer zu liegen; wieder von Mitleid erweicht stand sie da. „Nun, so setz dich, Joan. Aufs Sofa, in die Ecke, bequem. — Ich hätt' dich lieber draußen gesehn —"

„Warum?" fragte er, schon sitzend. „O, nicht mehr dies ernste, sorgende Gesicht; so sieht ein guter Engel nicht aus. Sei ruhig! und sei glücklich!" Er

Digitized by Google

zog sie zu sich aufs Sofa nieder und in seine Arme. „Ich bin's! Sei du's auch! Diese selige Stunde, so still bei dir. Ich bin wieder im Paradies!"

Er bedeckte ihr weiches braunes Haar, ihr Gesicht mit Küssen. Seine Arme umschlangen sie so fest, als wollten sie sie nie mehr lassen. „Im Paradies!" flüsterte er von Zeit zu Zeit.

„Bist du wieder im Paradies?" sagte sie gerührt. Seine schwarz umlockte, nicht große Stirn lag eben unter ihren Augen, er hatte den Kopf gegen ihre Brust gedrängt. Sie hätte die arme Stirn streicheln, kühlen mögen, hinter der er sich schlaflos elend fühlte; eine leise Scheu hielt sie aber noch zurück. „Und wenn's nun nicht so gekommen wäre," fragte sie nach einer Stille, „wenn ich dir den zweiten Brief nicht geschrieben hätte, so wärst du vielleicht schon fort? nach Amerika?"

„Wär' vielleicht schon fort," erwiderte er.

„Wohin? Nach New York?"

„Vielleicht."

„Zu Natalie von Petroff? — Ich las gestern in der Zeitung, die ist in New York. Sie macht großes Aufsehn dort. Sie hat eine Gesellschaft gebildet, eine religiös-philosophische . . . Wußtest du das nicht?"

„Ich? — Ja, ich las wohl auch so was."

„Und du hätt'st sie wiedergesehn? Und hätt'st dich wieder in sie verliebt?"

Mitrescu bewegte unruhig den Kopf. „Was du alles denkst! — Ach, laß die Petroff. Ich bin jetzt bei dir. Ich bin wieder auf dem Gipfel des Glücks!"



Digitized by Google

Er zog sie von neuem an seine Brust, küßte ihre Lippen.

„Joan!“ sagte sie nun leise; die Liebe, die sie in der Glut seiner Küsse fühlte, machte ihr Mut. „Dein ‚schwarzes Schicksal‘, sagtest du. Und neulich: der Druck; der Berg. Wenn ich nun doch dein bin, sollt' ich alles wissen; nicht? Was für ein schwarzes Schicksal mußt du überwinden?“

Er schloß ihr mit einem Kuß den Mund. „Ach, du Paradiesesengel,“ seufzte er dann, „stoß mich nicht wieder hinaus. Ich bin jetzt zu glücklich! Laß uns alles andre verschweigen und vergessen. Sei selig mit mir! Stör' nicht unser Glück!“

„Stör' ich's durch diese Frage?“

„Ja. Bedenk', wie scheu es bei mir ist; wie wenig es mich kennt! — Nun sind deine himmlischen, mitfühlenden Augen wieder weich und gut. Die sorgenden Gedanken sind fort. — O du wunderbares Wesen! Hast du mich wirklich, wirklich lieb?“

„Kannst du noch so fragen?“

„Ich meine, so ganz von Herzen lieb. Wie die großen Seelen lieben.“

„Und wie lieben die?“

„Sie können die großen Opfer bringen. Sie scheuen auch das größte nicht!“ Er hielt sie fest an sich gedrückt und sprach leiser, an ihrem Ohr: „O du Einzige! Du größte Seele! — Du wolltest mich einmal glücklich machen, sagtest du mir damals. Und an dem Abend, hier —“

„Hab' ich's nicht gethan?“

Digitized by Google

„O mein Gott, wie ſehr! — Aber nun . . . O du!"

„Was nun?"

„Da wir nun einig ſind — ganz, ganz — o wenn du mich nun auch ganz, ganz glücklich machteſt. Verſteh mich. Ganz. Ganz!"

Helene erbebte. „Joan!"

„Das können nur die großen Seelen. Du, mein Engel, du kannſt es . . ."

Er küßte das Ohr, an das er geflüſtert hatte, er umſchlang ſie noch mehr.

Franz! ſchrie es auf einmal auf in ihr. Sie ſchämte ſich vor Franz in den Tod; als ſtünd' er im Zimmer. Sehnſucht nach ihm durchſchauerte ſie. Ein Entſetzen auch; ihr graute vor ſich ſelbſt. Sie in dieſen Armen; ſolche Worte . . . Franz! Franz! rief es wieder. Ihr war, als umſchnürten ſie ſchreckliche, eiſerne Feſſeln; ſie ſpannte alle Muskeln, bis ſie ſich befreit hatte. Aus Mitrescus Armen losgeriſſen floh ſie durchs Zimmer, bis an die Thür.

Sie ſtellte ſich gegen ſie, die Augen auf Joan geheftet, der ſich in ſeiner Beſtürzung auch erhoben hatte. „Komm nicht näher!" ſtieß ſie tonlos hervor. „Rühr mich jetzt nicht an. Bleib da ſtehn!"

„Geliebte! Ich beſchwöre dich!" Mitrescu flüſterte; er ſuchte zu lächeln. Ihr ſchienen aber ſeine Brauen enger beiſammen als je, und ſchwärzer; und ſein Lächeln häßlich. Sie mochte nicht mehr ſprechen; ſie deutete ihm nur mit der abwehrenden Hand: bleib ſtehn!

Digitized by Google

Die Sinne mußten sie einige Augenblicke fast verlassen haben: denn ein Klopfen hinter ihrem Rücken, an der Thür, schreckte sie jetzt auf. Sie hatte niemand kommen hören, sie, die alles hörte. Sich in zwei Sekunden fassend, öffnete sie die Thür. „Wer ist da?“ fragte sie.

Ein Telegraphenbote stand vor ihr. „Ein Telegramm,“ antwortete er. „Mit Empfangsbestätigung; hier.“

„Ja, ja,“ murmelte sie. „Sogleich!“ Sie öffnete die Depesche; von Franz? — Nein, von Vater Ecker. „Komme morgen nachmittag,“ las sie mit dem ersten Blick. Es stand da noch mehr. Das eilte nicht; Gott, was denkt der nun? dachte sie. Wir saßen nicht am Arbeitstisch. — Er muß denken, daß Joan eben ging!

„Also auf Wiedersehn in der nächsten Stunde, Herr Mitrescu,“ sagte sie mit einer leichten Verneigung, während sie zum Schreibtisch ging. „Dann sind auch der Onkel und die Tante wieder hier.“

„Guten Abend, mein Fräulein!“

Mitrescu nahm seinen Hut und ging.

* * *

Gegen vier Uhr nachmittags stieg Franz in Leipzig auf dem Magdeburger Bahnhof aus. Abends fort von Rom, über Genua und Frankfurt zwei Nächte durch gefahren, ruhelos und fast ohne Schlaf, lechzte er nun doch nach Bewegung, um die Glieder zu erfrischen, ließ sein bißchen Handgepäck auf dem

Digitized by Google

Bahnhof und wanderte dem Eckerschen Hause zu. Die Ungeduld jagte ihn, dennoch suchte er sich auf Umwegen, durch möglichst menschenleere Straßen unerkannt zu nähern; damit ihn nur niemand mit der Frage stellte: was führt Sie jetzt hierher? Auch mußte sein abgemattetes Hirn über alle die Möglichkeiten grübeln, die ihn erwarten konnten: wenn Eckers schon wieder zu Hause waren? oder wenn ihn Bartels empfing? wenn Helene fort war? Wie dann sein Kommen erklären? Was sagen? Was — lügen? Er, der so in der Wahrheit lebte, er nun wie ein Verbrecher schleichend, Erfindungen suchend. Ein Ekel lauerte in ihm. Und ich kann doch, ich kann doch nicht anders! sagte er sich, um ihn zu ersticken. Für Helene! Ich kann sie so nicht lassen! Ich muß!

Er kam unangefochten hin; das Haus lag still in der Abendsonne; an den Fenstern oder an der Thür war niemand zu sehn. Die Thür stand offen, er trat ein; zu seiner Verwunderung empfing ihn niemand, auch Bartels nicht. Von der Rückkehr der andern Hausbewohner sprach nirgends ein Zeichen; auch die Küche war, wie alles, still. Franz hieß seine Nerven ruhig sein — so ungewiß, so schicksalsunkundig hatte er sich wohl noch nie gefühlt! — und stieg die Treppe hinauf. Oben sah er die bekannten Thüren: Augusts, seine, Helenens ... Ihm zitterte nun doch das Herz. Er ging an die dritte Thür und klopfte.

„Wer ist da?" fragte die geliebte Stimme.

„Franz," antwortete er.

Ein Laut ohne Wort erklang. — „O Gott!"

Digitized by Google

hörte er dann. „Du biſt's!" — Es erſchütterte ihn, dies weiche, tief ſtaunende, offenbar bewegte „Du biſt's!" — Darauf war's eine kleine Weile ſtill. Er wartete. Er ſchwieg.

„Franz!" ſagte Helene nun mit noch weicherer, leiſer Stimme. „Ich lag und wollte ſchlafen. Ich komme gleich. Willſt du in Vater Eckers Zimmer gehn?"

„Ja," erwiderte er. Sie ſchien von der Thür zurückzutreten. Er ging, ſo feſt und ruhig er konnte, die Treppe wieder hinunter. In Eckers Arbeitszimmer eingetreten, fühlte er ſich nun doch faſt übermannt: dieſer rührend ſchlichte Raum — ſo viel heiliges Weſen drin — ſo viele reinſte Erinnerungen — und wie kam er heut zurück! Und hier Helene wiederſehn! — Er trat an den Schreibtiſch. Ein offenes Telegramm lag drauf, „Ecker" unterzeichnet. „Gut geht's. Tante bleibt noch; ich kann fort. Komme morgen nachmittag."

Er las das Datum: von geſtern. Alſo kam der Alte heut! Bald! Wie bald? Noch eh' er Helene geſehn?

Nein, — ſie kam gegangen. Sie öffnete die Thür zum Vorplatz und trat ein. In einem Herbſtkleid, einem dunkelblauen, ſtand ſie ein paar Augenblicke ſtill, die Hände zuſammengelegt; ihre Augen waren auf ihn gerichtet, ſie waren aber blaß und ſchienen kaum zu ſehn. Dann glitt ſie mit geſenktem Kopf, als möchte ſie ihr Geſicht nicht zeigen, lautlos wie ein Schatten vorwärts. Neben dem Stuhl am Schreibtiſch, auf dem er ſaß, lag ſie auf den Knieen, er

Digitized by Google

wußte nicht wie. Er ſah auch nicht viel. „Du biſt hier!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Franz! Du biſt gekommen!“

Sie ſchmiegte ſich an den Stuhl, an Franzens Kniee, ohne ganz aufzublicken; nur das Feuchte in ihren Augen glänzte. Ihr Atem klang wie Schluchzen.

„Steh auf,“ entgegnete Franz. „Ich bitte dich: wenn Bartels kommt! — Wo iſt der jetzt?“

„In die Stadt gegangen: Beſorgungen. Dann holt er den Vater vom Bahnhof ab. — Nein, nein, laß mich ſo. Ich kann jetzt nur knieen. — Franz! Warum biſt du hergekommen?“

„Warum? — Nicht als ‚großmütiger Freund‘, wie du ſchriebſt. Nicht um Ja und Amen zu ſagen, daß ihr — —“

Auch ſeiner Stimme verging die Ruhe; die Worte kamen nicht, wie ſie ſollten. „Nein, Helene,“ ſtieß er hervor, ſich nur langſam faſſend: „ich bin hier, weil ich wiſſen will — — Du Blaſſe. Haſt vorhin ſchlafen wollen. Biſt du krank?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich ſchlief nur die letzte Nacht ſo ſchlecht.“

„Weil ich wiſſen will — von dir ſelber hören will — wie es in dir ausſieht. Weil ich nicht leben kann, eh du mir geſagt haſt: wen liebſt du? — Ich weiß es nicht. Ich hab' aber keine Ruhe, eh du —“

„O verzeih mir! verzeih mir!“ rief ſie. „Franz! Du kannſt nicht eher leben, ſagſt du. Und biſt da; um meinetwillen. Das haſt du für mich gethan! — Von Rom!“

Digitized by Google

Sie umfaßte seine Kniee und küßte sie; ergriff seine Hände, drückte ihre Lippen drauf. Franz machte sich los; „laß, laß!“ murmelte er und zog sie empor. Ihre Glieder wurden nun aber wie willenlos; mit einem Seufzer sank sie gegen seine Schulter, dann auf seinen Schoß. Er fühlte sie sich so nah und bebte. Seine Arme hielten sie, aber nur so, daß sie nicht fiel. Steh auf! wollte er wieder sagen; es ward ihm aber so weich ums Herz, er schwieg.

„Also gieb mir Antwort,“ sagte er statt dessen. „Deine Briefe thun's nicht. Wie sieht's in dir aus? Du weinst um mich. Ihm verlobst du dich. Wem gehört denn zuletzt dein Herz?“

„Franz!“ erwiderte sie nur und fing an zu weinen.

„Ich bitte dich, löſ' das Rätsel auf. Was bist du?“

„Dein, dein — wenn du mich noch willst!“

Ein Blitz der Freude durchzuckte ihn. Er starrte dann aber in Helenens Gesicht; er faßte es nicht, glaubte es noch nicht. „Lene!“ sagte er, mit dem ersten Ton der alten Zeit, ihre Schulter sanft und leise drückend. „Sag mir's ruhig, Lene; nicht zu rasch, ich bitte dich; nicht in der Rührung des Augenblicks. Nur um die ganze Wahrheit zu hören, bin ich doch gekommen. Besinn' dich noch! und dann sprich! Mein, sagst du, wenn ich dich noch will. Ja, ich will dich noch; wenn du — — Aber was schriebst du mir? „Ich hab' mich mit ihm verlobt!“

Helene schloß vor Scham die Augen. „Hab' ich mich wirklich verlobt?“ sprach sie tonlos hin. „Da du nun fragst — ich weiß es nicht. Ich hab's ja

Digitized by Google

geglaubt! Muß man's denn mit feierlichen Worten ſagen und beſchwören? dacht' ich. Wir haben uns ja fürs Leben geeint! Ich bin ja ſein Paradies, ſein Glück! — Aber vielleicht —"

Ein kalter Schauder durchfröſtelte ſie, und ſie ſprach nicht weiter.

„Vielleicht? Was vielleicht?"

Vielleicht wollt' er nur — — Die Worte lagen ihr auf der Zunge. Sie dachte an Mitrescus Bitten geſtern abend und an ihre Flucht. Die Scham ſchloß ihr aber die Lippen zu.

„Was vielleicht?" fragte Franz noch einmal.

„Laß! Ich kann's doch nicht ſagen!" Ihr Kopf ſank gegen ſeinen Kopf; dort lag er ſtill.

„Alſo gut; ich laſſ' es. — Aber wer iſt's denn, Lene? Dein Lehrer, ſchriebſt du; weiter nichts. Ich weiß ſeinen Namen nicht."

„Ein Rumäne; Joan Mitrescu."

Franz fuhr auf. „Mitrescu?" Er ſah ihn auf einmal vor ſich, den ſchwarzen „Römer", wie er an jenem Geiſterabend neben ihm geſtanden und geſeſſen hatte. Ein ſchöngeformter Kopf, der ihm zuerſt gefiel; dann traute er aber dem Mund und den Augen nicht . . .

„Kennſt du ihn?" fragte Helene.

„Ich hab' ihn einmal in Rom geſehn. Bei der Frau von Petroff." — O Gott! dachte er. Um den bin ich hier!

„Haſt ihn bei dieſer Frau geſehn? — Ja, die kennt er lange. Das iſt die Frau, die er — —"

Digitized by Google

Sie verſtummte wieder; ein unklares Gefühl verſchloß ihr den Mund.

„Was hat er mit dieſer Frau? — Helene!“

„Ja, warum ſoll ich's denn nicht ſagen. Er hat mir's erzählt; und das — hat mich beſonders gerührt. Er war ſo arm an Glück, ganz von Gott verlaſſen; aber aus Mitleid mit einem andern verzichtete er auf das Glück, das — dieſe Frau ihm bot. Sie war ihm leidenſchaftlich zugethan und geſtand es ihm —“

„Wo war das? In Rom?“

„Ja.“

Franz überflog ein Lächeln. „Ihm auch?“

Helene ſah ihn betroffen an. „Wie meinſt du das? Ihm auch?“

„Daß ich einen zweiten weiß, aus derſelben Zeit. ‚Leidenſchaftlich zugethan‘? Das iſt wohl zu viel für dieſe Frau. Und dann Joan Mitrescu? Mir ſagte ſie von ihm: ‚ſo ein armer Burſch; ich begönnere ihn‘.“

„Franz! — — Was für ein zweiter?“

„Ich. So edel war ich aber nicht wie er: ich war nicht für einen andern ſpröd, ſondern für mich ſelbſt.“

„Du!“ ſagte ſie, mit ſtarrenden Augen. „Du —! — Davon ſagteſt du mir nie ein Wort.“

„Sollt' ich damit prahlen? wie — er? — Ich hörte wohl ſchon in Rom, daß er — prahlen kann. — Aber wenn er dich von Herzen liebte . . . Er ſchrieb dir einen Brief; auf den gabſt du ihm das Stelldichein. Zeigſt du mir wohl den Brief?“

Digitized by Google

Helene zögerte, durch die Frage überraſcht. Dann zog ſie ihn aus ihrer Taſche hervor; ſie hatte ihn dieſen Nachmittag, in ihrem Grübeln und Zweifeln, wiederum geleſen. Sie gab ihn hin; ihre Augen hingen an Franz, während er ihn las. Ihr Kopf bewegte ſich unbewußt, unwillkürlich mit, als ſie Franz, nachdem er geleſen hatte, ſeinen Kopf langſam ſchütteln ſah.

„Iſt das Liebe?“ ſagte er. „Entbehren und Begehren wohl; Liebe verſpür' ich nicht. Hätt' er dir geſchrieben: ‚ſtoß mich nicht von dir, ich häng' an dir, ich mein's heilig ernſt, ich will arbeiten und ſchaffen, ſo viel ich kann, werde meine Frau!‘ dann wär's ſolche Liebe, mit der man eine Helene liebt. Aber dieſes Paradiesverlangen —“

Rote Glut ſchoß ihr ins Geſicht; ihre flehende Gebärde fiel ihm ins Wort: „Bitte, ſag nichts mehr! — — Ja, ja, ja. Du haſt recht. Ich hatt' auch ſchon damals ſo gefühlt; aber die Schlechte in mir — — O Gott!“ — Sie ſah auf einmal alles wie Franz. Es überraſchte ſie kaum: in dieſer ſchlafloſen Nacht war ſie nicht ſehend, aber ahnend geworden. Jetzt ſtand ſie über dem Abgrund, blickte in die Tiefe.

Entſetzt über ſich, fühlte ſie nun auch die Hand an ihrer Schulter; ſie fuhr aus einem Halbtraum auf, der ihre Seele umdämmert hatte. Sie auf Franzens Schoß! Sie ſprang empor. „Verzeih!“ ſtammelte ſie, aufrecht vor ihm ſtehend. „Verzeih. Wie konnt' ich da ſitzen? Ich fühlt' es nicht ... Mir war wohl ſo, als hätt' ich meinen Gott verlaſſen und käme

Digitized by Google

wieder zu ihm. Aber du bist ein kränkbarer Mensch wie ich. Ich hab' dich auf den Tod gekränkt, beleidigt. Diese Lippen hat ein andrer geküßt. O Gott, und was für einer! — Hier ist mein Platz!"

Sie warf sich wieder auf die Kniee, an den Stuhl gedrückt.

„Nein, nein, nein," sagte Franz. „Steh auf!"

„Ich kann nicht. Hier ist mein Platz! — Um so einen Mann — nach dir! Ich veracht' mich, Franz. Du kannst mir nie, nie vergeben!"

„Doch, ich kann's, Lene. Ich muß. Ich will's."

„Was bist du denn für ein Mensch, daß du das kannst!"

„Doch nur erst eben ein Mensch, Lene. Das ist doch wohl erst die ganze Liebe, die vergeben kann! — Aus seinen Worten und deinen Phantasien hast du dir einen Menschen gemacht, an den du dein Herz hängtest. Dein einsames, mitleidkrankes, bis zum Wahnsinn leicht gerührtes Herz —"

„Ja, bis zum Wahnsinn leicht gerührt — o Gott! — — Ich kenn' ihn nicht mehr. Ich weiß nichts mehr von ihm. Ich bin ganz genesen. O wenn du mich noch lieb haben kannst —"

„Lene! Wär' ich sonst gekommen? — Aber — — Eckers Zimmer. Er kommt auch. Ich hatt' ihn vergessen. Wann ist er hier?"

Helene sah auf ihre Uhr; sie wurde bis in die Lippen blaß. „Eine Viertelstunde noch!"

Franz unterdrückte ein Seufzen. Schweigend zog er Helene empor, zog sie auf seinen Schoß und um-

Digitized by Google

ſchlang ſie feſt. Ihre Lippen fanden ſich wieder. Es ward ein langer, noch immer nicht endender, ſchmerzvoll ſeliger Kuß. Sie fühlten, wie aus einer Seele: Wiederſehn und Trennung! Aus der Nacht ins Licht gekommen, und ſogleich in die Nacht zurück!

„Lene," ſagte er dann, in ihre innigen, nun von Glück und Gram gefeuchteten Augen blickend, „hör mich an; es eilt. Ecker ſoll mich nicht ſehn; ich will nicht lügen; und was ich auch ſagte, es könnt' dich verraten. Ich kehr' zum Bahnhof zurück. Mit dem nächſten Zug nach Rom zu; unterwegs bleib' ich eine Nacht, um auszuruhn. Du ſchreibſt an den andern — daß ihr euch trennt —"

„O laß mich's machen! ich weiß ſchon —!" fiel ſie ihm ins Wort.

„Du verlangſt deine Briefe zurück —"

Sie nickte, die Bitterkeit der Scham im Geſicht.

„Wir ſchreiben uns zuweilen heimlich, Lene ... Kommt ein Brief von mir an Vater Ecker, ſo weißt du, daß auch für dich einer da iſt; verlang' ihn auf der Poſt, in möglichſt geſchäftsloſer Stunde: „F. H. 15. 10." Am fünfzehnten Oktober fanden wir uns wieder. — O Lene! O du wiedergefundene — nun gleich wieder verlorene — aber bis zum Tod geliebte Lene!"

Er riß ſie an ſein Herz. Sein Mund lag auf ihrem Mund, wollte ihn nicht laſſen.

Endlich ſtand er doch auf, um zu gehn. „Nein, ich weine nicht," ſagte ſie; „ich bleib' allein und bin doch im Himmel! — Aber in dieſer letzten Minute

Digitized by Google

laß mich dir noch sagen: O mein Gott, wie war ich schwach und schlecht! Ich bitt' dich aber bei deines Herzens himmlischer Güte, Franz, glaub mir, ich kann's nun nie mehr sein! Und das eine noch: Als ich vorhin deine Stimme hörte durch die Thür — wie ein Wunder, ein Märchen war's. Franz! dacht' ich; und dann wußt' ich alles. Daß du mich noch liebtest, und daß ich dich liebte, und daß ich nun lieber sterben würde, als dich wieder lassen. Als wär' etwas von mir abgefallen; von meiner Seele ein krankes Stück. Und die Treppe hinunter war's, als zög' mich jemand. Aber in der Thür — ich sah dich hier wohl sitzen — hab' dich doch eigentlich nicht gesehn. Die Scham ... Mochte mich nur an dich schmiegen. O verzeih mir! Verzeih mir, Franz!"

In diesem Augenblick erschraken beide: sie hörten draußen Eckers Stimme. Helene drängte sich dicht an Franz. „Schon hier!" flüsterte sie.

Nach kurzem Horchen faßte sie sich aber geschwind: „Sie gehn durch die andern Zimmer. Bartels hinterdrein. Wenn du jetzt leise über den Vorplatz gehst — sie sehn dich nicht. Leb wohl! Leb wohl!"

Sie drängte ihn aus der Thür. Sie schloß sie wieder und blieb da stehn. Der Schmerz drückte ihr die Augen zu. Rom — Indien — ein langer Winter! flog ihr durch den Kopf.

Aber ein seliger Mut durchglühte sie. Der Mensch kann so viel. Als die Thür zum Speisezimmer sich öffnete, konnte sie schon lächeln.

---

Digitized by Google

# Sechstes Buch

Digitized by Google

Märzlüfte wehten wieder; die Windrosse, die der Frühling vorspannt. Ecker, der sich in diesen wetterwendischen Zeiten leicht erkältete — zu den Abgehärteten gehörte der Stubenhocker nicht —, saß mit einem seidenen Halstuch, oft hustend, am Arbeitstisch, denn das Stehpult ermüdete ihn. Ein Telegramm war an ihn gekommen, er hatte es mit Helene gelesen; Bartels, der ihm als Schreiber gegenübersaß, hatte zugehört. Helene stand noch neben ihm. „Was ist da zu machen," sagte er als Philosoph, gefaßt, bedächtig; nur in den zusammengezogenen Brauen zeigte sich die innere Bewegung. „Es kommt alles zu seiner Zeit. — Traurig für den Reisenden! Das ist aber ein Mann, der weiß, daß er's tragen muß."

Helene, die mitfühlende, nickte.

„Gieb der Tante das Telegramm!"

Helene nahm es und ging hinaus.

Bartels, den rechten Arm mit dem Schreibärmel auf dem Tisch, beugte sein rötliches Gesicht etwas vor; mit der Vertraulichkeit des Faktotums nahm er nun das Wort. „Erlauben, Herr Professor. Wenn der Herr Wiesner nun kommt — vielleicht kommt er schon mit dem nächsten Zug, also gleich —"

„Ich weiß es nicht; kann sein."



Digitized by Google

„Was machen wir dann, Herr Profeſſor? Sagen wir ihm dann stande pede: hier iſt das Telegramm!? Ein Mann, der ſo weit her kommt; ein Göttermann. Und ſieht dann gleichſam die Hand des Schickſals, die ihm ſagt: mach, daß du weiter kommſt! — Das iſt hart, Herr Profeſſor. Da muß er ja ähnlich wie der alte Cäſar de bello gallico ſagen: ‚ich kam, ich ſah, ich reiſte wieder ab'!"

Ecker verzog keine Miene, bei Bartels hatte er ſich das abgewöhnt. „Zu ſagen braucht er's nicht, Bartels; aber thun muß er's, das iſt gewiß."

„Kann er's aber nicht zum Beiſpiel etwas ſpäter thun? Ich ſag' nur meine Meinung. Zum Beiſpiel, Sie ſagen ihm heute nichts von dem Telegramm. Es wird ein ſchöner Familienabend, mit gegenſeitiger fröhlicher Ausſprache; denn was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß. Und morgen beim Kaffee teilen Sie ihm mit: à propos, da iſt eine ſehr traurige Depeſche! — Sie entſchuldigen: ich erlaubte mir nur wegen des ſehr großen Mitgefühls, das ich mit meinem Herrn Wiesner habe."

Der Profeſſor nickte. „Ich ehre auch Ihre dankbaren Gefühle, Bartels. Aber was Sie da eben ſagten, war nicht durchdacht, Bartels."

„Meinen Sie nicht?"

„Nein, es war ſehr verfehlt. Eine dringende Depeſche bis morgen verſchweigen ... Ihr alter Cäſar de bello gallico hätte das nie gethan!"

Bartels zuckte die Achſeln; ſo trat er gewöhnlich ſeine Rückzüge an. Nach einer Weile erſchien Mine

Digitized by Google

im Zimmer; die junge Frau, noch draller, aber auch noch hübſcher geworden, war hochrot vor freudiger Aufregung. „Iſt ſchon da, Herr Profeſſor“; mit dieſen Worten kam ſie in die Thür. „Iſt ſchon bei den Damen!“

„Mein Franz?“ rief Ecker aus.

„Der Herr Wiesner, ja! — So braun gebrannt. Im Winter! Aber in Indien haben ſie ja keinen Winter, ſagt Bartels. O, wie gut, wie gut ſieht er aus!“

Ecker ging zur Thür; vor Freude war die Depeſche vergeſſen. Wiederſehn nach elf Monaten! Er haſtete und huſtete durch das Speiſezimmer; er hörte ſchon Franzens tiefe, herzliche Stimme. Als er in den Salon kam, ſah er die ſchöne Geſtalt vor Frau Lucie ſtehn, deren zarte, weiße Hände er in den ſeinen hielt; ſeine Augen umfaßten aber auch Helene, die hinter der Tante ſtand. Es war ein ſtummes, weiches, verſtehendes Blicken zwiſchen beiden, das dem alten Philoſophen durch die Brille in die Seele fiel. Er nahm ſich indeſſen nicht die Zeit, drüber nachzudenken. Mit jugendlicher Eile war er bei „ſeinem Franz“, umſchlang ihn und küßte ihn auf den Mund.

„Halt!“ rief er dann. „Das wollt' ich nicht! Ich mit meinem Huſten. Das iſt ein Verbrechen!“

„Da Sie's nun ſchon begangen haben,“ erwiderte Franz fröhlich heiter, „und da ich mich nicht fürchte, ſo geb' ich's Ihnen zurück!“

Er küßte ihn ebenſo; Ecker hielt ſtill, es that ihm zu gut. „Aber das iſt greulich!“ ſagte er dann.

Digitized by Google

„Zwei Männer und so unbesonnen! Da jauchzen ja die Herren Bakterien. Morgen haben Sie meinen Husten!"

„Dann heil' ich ihn mit farbigen Gläsern; das hab' ich im südlichen Indien gelernt. Ja, dort kann man alles! Lichtbäder von farbigem Licht; oder Trinkwasser aus farbigen Flaschen trinken. So heilt man selbst die Pest! unfehlbar!"

„Sie spaßen nicht?" fragte Frau Lucie.

„Dazu bin ich doch zu weit gereist. — Es giebt sogar ein gelehrtes Werk darüber."

„Und bei einem so verrückten Volk," sagte Ecker, „waren Sie so lange?"

„Ach, mein liebster Professor: was ist lange? Ich war einen Augenblick drüben; auf wie viele Länder, von Aegypten bis Indochina, verteilte sich's. Und doch auch wieder lange genug! Auf der Heimfahrt hab' ich's viel durchdacht, was mir dort fast jede Empfindung sagte: ja, diese Völker haben stark gelebt, auch im Geist, und ihr Geist lebt auch noch, aber unser Heil kann von dort nicht kommen! Was der Starke braucht, hat der Schwache nicht. Ihre Seelen kriechen oder gehn, aber sie fliegen nicht. Dem Germanen kann nur der Germane helfen!"

Franz sah jetzt umher und lächelte: „Aber da sind wir schon bei den Indiern und Germanen und haben uns noch kaum gesehn. Verzeihen Sie ... Jetzt werden hier die Gesichter so ernst. Alle drei! Und da ich's sage, nur noch ernster. Was ist denn geschehn?"

Der alte Ecker seufzte inwendig. Ein trauriger

Digitized by Google

Blick von Helene traf ihn; der Blick schien zu bitten: noch nicht! — Ach, dachte Ecker, mein gutes Kind, wie gern thät' ich, was der Hansnarr, der Bartels sagte. Aber die Vernunft! die Pflicht!

Er hustete erst noch einmal, diesmal mehr freiwillig; dann schaute er auf Franz, wie sich entschuldigend: ich kann nichts dafür! „Lieber Freund," sagte er, „was hilft's. Sie sind leider nicht allein gekommen. Bitte, lesen Sie die Depesche da."

Franz nahm das Blatt vom runden Tisch; Frau Lucie hatte es hingelegt. Mit einem fliegenden Blick las er: „Für Herrn Franz Wiesner. Ihre Frau schwer krank. Es geht zum Ende." Der Name des Tübinger Irrenhausdirektors stand darunter.

„Vor einer Viertelstunde an mich gekommen," murmelte Ecker. „Lieber, guter Franz. Man hatte es ja kommen sehn. Wir fühlen auch: Erlösung. Aber daß es in dieser Stunde — — Ja, so ist das Leben!"

Franz strich sich über die Stirn. Er sah wieder auf das Blatt. „Es geht zum Ende"; die Worte, von irgend einer gleichgültigen Telegraphistenhand geschäftsmäßig hingeschrieben, schüttelten ihn, durch alle Glieder. Er glaubte Hermine auf ihrem Bett zu sehn, in wirren Vorstellungen elend mit dem Tode ringend ... Von den andern abgewandt ging er langsam durchs Zimmer; dann zur Thür hinaus.

Als er nach ein paar Minuten zurückkam, sagte er in äußerer Ruhe: „Ich hab' mit Mine gesprochen; sie wird — mit Ihrer Erlaubnis — aus dem Koffer,

Digitized by Google

den ich vorausgeschickt habe, in den eben mit mir gekommenen hineinpacken, was ich für Tübingen haben muß. Für den Abendschnellzug über Nürnberg nach Stuttgart zu hab' ich noch ein paar Stunden Zeit."

„Weiterreisen! sogleich!" seufzte die Professorin.

„Das geht nun in einem hin. Ich hab' Sie alle doch gesehn. Und ich seh' Sie vor der Abfahrt noch. Und dann, wenn ich wiederkomme . . . Jetzt auf mein Zimmer; hab' allerlei zu thun!"

Er winkte grüßend mit der Hand, ein Blick traf die erblaßte, aber tapfere Helene noch; dann, fast so flüchtig wie eine Erscheinung, war er wieder fort.

In der alten Stube, die er vor beinahe einem Jahr verlassen, saß er bei der schnell angezündeten Lampe am Schreibtisch, Depeschen und Briefe zu schreiben; Mine stand oder kniete und packte, nach seiner Weisung. Bilder aller Art schossen ihm durch den Kopf: aus den fernen Ländern, aus der Vergangenheit mit Hermine, aus dem Irrenhaus, aus dem Eckerhaus. Die schmerzliche Erregung saß ihm wie ein Fieber im Hirn und blätterte wild hin und her in seinem Lebensbuch. Nebenan war nun wohl Helene, ging vielleicht ruhelos auf und ab; hören konnte er's durch die Mauer nicht. In dem Gefühl des furchtbar ernsten Schicksals verlor sich die Sehnsucht nach ihr; es war ihm fast lieber, sie jetzt nicht zu sehn.

Mine packte eifrig; indessen stumm bleiben die ganze Zeit — so war sie nicht geschaffen. Ueber den traurigen Anlaß des Packens wagte sie nicht mehr

Digitized by Google

zu sprechen, das war schon unten geschehn. Als Franz aber die Feder niederlegte, als wär' alles fertig, und zu den Koffern trat und eine letzte Weisung gab, hielt sie ihn durch einen ihrer treuherzigen Blicke fest, so gut sie konnte. „Und ich hab' Ihnen noch gar nicht recht gedankt," sagte sie; „und Ihnen verdank' ich doch eigentlich, daß ich nun Frau Bartels bin. Aber es ist wohl nicht der rechte Augenblick, daß ich davon spreche!"

„Warum nicht?" entgegnete Franz. „Von Glück hören thut ja wohl. Wenn die Menschen gegeneinander ihr Unglück und ihr Glück zusammenlegen, wie in eine Kasse, so kommt erst die rechte Summe heraus! — Nun? Ist Ihr Bartels geheilt?"

Mine nickte, noch mit einer gewissen Vorsicht: „Ach ja, Herr Wiesner, er ist es wohl! Nachsagen kann man ihm nichts! — Ich pass' natürlich höllisch auf, denn er ist ja nun doch mein Glück, wie Sie eben sagten; und so in gewöhnlichen Zeiten — — bloß die eine Zeit war schlimm! Da mußt' ich nach Bremen mit, und er war hier; und Fräulein Helene hat wohl damals nicht recht aufgepaßt. Und was thut der Halunke? Am letzten Tag, eh' der Herr Professor nach Hause kommt, da ‚bekneipt' er sich! wie er sagt. Ich sag': er besäuft sich! Und ist so im Dusel, daß er die Hausthür offen läßt, eh er in die Stadt und zur Bahn geht; und das Fräulein war im Haus allein!"

„Eh der Herr Professor heimkam?"

„Ja, denselben Tag!"

Digitized by Google

Da kam ja auch ich! dachte Franz. Unser Wiederfinden! — Darum stand das Haus offen und ich konnt' hinein! — Er verwunderte sich, wie schon oft, über einen dieser sonderbaren Zufälle, die uns über den Lebensweg laufen.

„Er hat's Ihnen selbst erzählt?" fragte er, sich auf einen Stuhl setzend; Mine packte noch.

„Ach ja, darin ist er gut. Und hat sich furchtbar geschämt, Herr Wiesner; und hat von den alten Germanen und von beiden Ufern des Rheins gesprochen, aber daß es nun nie, nie mehr vorkommen wird; ‚ich gelob' dir's, Mine.' Und den ganzen Winter, sehn Sie, hat er's auch gehalten!"

„Das ist ja gut, Mine," sagte Franz, da auf ihrem runden, lustigen Gesicht doch noch eine Wolke schwebte.

„Ach ja, das ist ja auch gut. Aber das mag man doch nicht, Herr Wiesner, daß so einer das Prahlen kriegt, wenn er sich 'ne Untugend abgewöhnt. Und das ist jetzt über Bartels gekommen, und er kann so dickthun, daß es manchmal ordentlich eklig ist! Dann sagt er, was Sie ihm auf dem Monte Pintsch gesagt haben: ‚das Kommando behalte ich!' und stellt sich, als wär' er nun ganz wie Sie, und geht in meiner Küche herum wie ein Kullerhahn. Und nennt sich ein Luder von Selbstbeherrschung. Und man soll das alles mit anhören und wohl gar noch sagen: Herr Bartels, ich bewundre Sie!"

Franz lächelte sie herzlich an. „Sie haben recht, das sollt' er nicht; aber Sie werden's ihm wohl noch abgewöhnen; wie Sie mir damals bei unserm Ge-

Digitized by Google

ſpräch über Bartels ſagten: ‚man hat doch auch ſeine Gewalt über ſo 'nen Menſchen!‘ — Die Hauptſache iſt ja doch geſchehn: Bartels iſt gerettet.“

„O ja,“ erwiderte Mine. Ihre hellen, offenen Augen wurden aber liſtig; ſo ſchaute ſie ihn von unten auf beinahe überlegen an. „Aber ob das ganz mit rechten Dingen zugegangen iſt?“

„Wie meinen Sie?“

„Ach, Herr Wiesner! Man macht ſich ja doch auch ſeine Gedanken. Sie hatten ſich ja nun einmal ſeiner angenommen; und — daß Sie hexen oder zaubern, daran denk' ich ja nicht! Das thun ja nur noch die ganz dummen Leute. Aber man hat ja jetzt die Geiſter, ſagt Bartels. Das iſt ja das Neueſte. Und wenn einer ſo einen Geiſt oder ein paar Geiſter hat, die ſollen ihm wohl helfen!“

„Sie meinen, die hätten mir beigeſtanden, daß Bartels —“

„Ja, die hätten das gemacht. O, ich weiß ja auch, wie es in Rom war damals; Bartels hat davon gehört. Der hört allerlei! Und bildend iſt Bartels ja ſehr für mich. In Rom, da war dieſe Dame, die konnte Geiſter beſchwören; und das haben Sie mitgemacht. Und warum ſollten Ihnen die Geiſter nicht gehorchen? Wenn man ſolche Augen hat wie Sie, Herr Wiesner!“

Sie blickte mit einer Miſchung von Andacht und Schauder hinein, die ihr weich über die Sinne ging.

Franz ſtand wieder auf; er ſchüttelte ein wenig den Kopf: dieſe Wendung kam ihm zu unerwartet.

Digitized by Google

„Wir sind hier fertig," sagte er dann freundlich, „ich danke Ihnen. Ich will nun hinuntergehn. Aber während Sie den Koffer schließen, sag' ich Ihnen noch: lassen Sie die Geister gehn! Wir haben beide noch keinen gesehn; — nein, ich auch nicht, Mine. Glauben Sie lieber an den Geist, den wir ganz gewiß niemals sehen werden; die andern, die man zu sehen glaubt, sind wohl alle falsch. Dem Bartels haben Menschen geholfen, Sie auch; Menschen, in denen ein Geist war, ja, aber nur Gottes Geist. Wir brauchen auch keinen andern, Mine."

* * *

Franz war wieder fort, und Helene hatte noch einmal Zeit, wenn auch nur noch tagelang, sich nach ihm zu sehnen. Was ihr aber die Seele mehr als das bedrückte, war die tiefe Scham, daß sie vor einem Gefühl der Freude fliehen mußte, das ihr unerträglich war: heimliche, versteckte Freude über die Erlösung, die ihr nun bevorstand, durch Herminens Tod. Es war ihr, als rühre sich noch einmal die „schlimme Lene", die sie in sich getötet hatte; als flüstere die ihr zu: warum dich nicht freuen? Ist's nicht auch für Hermine Erlösung, wenn sie stirbt? kannst du ihr etwas Besseres wünschen als ein rasches Ende? — Nein, nein, dachte sie; aber weg, weg mit meinem Ich! Ich will nicht dabeistehn wie ein glücklicher Erbe. Dann hass' ich mich selbst! Ich will mich nur wie in der Kirche fühlen, wenn Karfreitag ist. Ich will nur in Herminens Schicksal leben, das

Digitized by Google

so schaurig endet; und mich ohne Wunsch und Willen in Gottes Hände geben — der allem seinen Sinn giebt, auch dem Schaurigsten, der bald mit dem Leben, bald mit dem Tode segnet!

So trieb es sie denn auch in diesen Tagen, auf den Friedhof hinauszugehn, auf dem, außer August, die Eckerschen Kinder lagen; ein Knabe und zwei Mädchen, alle früh gewelkt. Sie saß dort lange, allein, sie trauerte um Hermine, als sei die auch schon tot und liege dort; und sie versenkte sich in die geheimnisvollen Tragödien des Lebens, in ihr eigenes Geschick. Wären diese Kinder nicht gestorben, Eckers nicht als Eltern verarmt, so wäre sie nie als Pflegekind in ihr Haus gekommen; und alles, was sie dort an Segen und Glück gefunden, Franz mit eingeschlossen, wär' aus ihrem Leben fort. Und wenn Hermine und Franz nicht auseinanderwuchsen — bis nun der Tod sie völlig trennte —, wo blieb Helenens Liebesglück? — Ach, dachte sie erschüttert, so gewinnen wir alle durch Verlust der andern? Wir bauen unsre Häuser auf Ruinen auf? Das Leben wächst aus dem Tod?

Am dritten Tag meldete ein kurzer Brief von Franz, daß Hermine Erlösung gefunden hatte; am fünften, nachdem er sie bestattet, kam er selbst zurück. Was er zu berichten hatte, war bald gesagt: ein rascher, heftiger Krankheitsanfall hatte ihrem verwirrten Lebenstraum ein unerwartet schnelles Ende gemacht. Plötzlich bewußtlos geworden, von Krämpfen überfallen, wie sie dieser Form der geistigen Zerrüttung eigen sind, und in tiefste Schlafsucht ver-

Digitized by Google

ſunken, während die Körperwärme ſtieg und ſtieg, hatte ſie ſich in zwei Tagen und Nächten verzehrt. Franz und Luiſe ſtanden an ihrem Sterbebett, ſie wußte es nicht; im Traum ſchwand ſie hin, ohne zu erwachen.

Erſt am Abend, als alles zur Ruhe ging, kam für Helene und Franz das wirkliche Wiederſehn; freilich noch ernſt und ſtill genug. Er ſaß auf ſeinem Sofa, ſie ſtand vor ihm. Sie ſah den noch Blaſſen, in ſich Gekehrten mit gleichſam mütterlichem Mitgefühl an. Es war ihr ſchon eine ſüß-traurig trauliche Erquickung, ihn nur anzuſchauen. Er nahm ihre Hände, ſtreichelte ſie und erwiderte den ſtummen Blick. So blieben ſie eine Weile, jeder an das Gefühl des andern denkend.

„Lene! Erinnerſt du dich?“ fing Franz endlich an. „Schon bei unſerm erſten großen Geſpräch, im Wald bei Freudenſtadt, da ſagt' ich dir etwas von der ‚alten Zeit‘, als käme die mit dir noch einmal, aber neu, verjüngt. Und hier, vor dem Weihnachtsbaum, war mir ebenſo; ich ſagt' es auch: was mir einſt Hermine zu ſein ſchien — und dann doch nicht blieb —, das hatt' ich in dir gefunden! So war mir auf der Herfahrt jetzt, nach dieſen dunklen Tagen. Wie wenn du die Fortſetzung wärſt; — verſteh mich recht. Jeder Menſch iſt nur einmal; jeder iſt eine eigene Welt! Aber es iſt doch ein wenig ſo: was ich in Herminen verlor, als unſre Seelen auseinandergingen, was ich ſeit den jungen Jahren im Weib geſucht — da ſteht's. Da ſchaut mich's nun ſo rührend an. Du biſt mir's geworden!“

Er ſtand auf und zog ſie an ſeine Bruſt. Sie wollte etwas entgegenſagen, aber ſie konnte lange unter ſeinem Kuß nicht ſprechen.

„Ach, Franz! Franz!“ ſeufzte ſie, als ſeine Lippen von ihr ließen. „Wirſt du's nie bereuen? O Gott, wie unwürdig bin ich meines Liebſten! Wie war's möglich, Franz —“

Er fiel ihr ins Wort, zunächſt durch einen neuen Kuß. „Das iſt abgethan. In deinen ſüßen, heimlichen Briefen, in jedem haſt du dich angeklagt. Nun ſind wir beiſammen, endlich —“

„Und nun muß ich dir's noch einmal Aug' in Auge ſagen; laß mich, ich bitte dich! Damals, in der Wiederſehensſtunde, war ich wie betäubt — oder wie im Märchen — oder ich fühlte auch noch nicht ſo ganz: was hab' ich gethan! Dann kam's aber immer ſchwärzer, das Gefühl meiner Schuld, drückte immer tiefer. Zerriſſen hat ſie mich oft, die bitterſte Reue, daß ich dir das anthat! Daß ich ſo ſinken konnte; o Gott. Alle Liebe, alle Seligkeit, die du mich gelehrt hatteſt, ſo für nichts zu achten; blind und taub zu glauben, zu geben, zu begehren. Du warſt mein, und ich konnte dich verraten! Franz! Franz!“

Ihre Augen ſtarrten ihn wie in neuer Verzweiflung an.

„Hör auf!“ ſagte er ſanft. „Du quälſt dich und mich.“

„Ach, ich will dich nie mehr quälen. Aber mich hat ſie ſo oft gemartert, die Angſt: meine innigſte

Digitized by Google

Reue und Buße möchte dich doch nie ganz befreien und befriedigen; du möchteſt nie wieder zu mir ſagen können: du biſt mein Glück! Werden deine himmliſchen Augen ohne Verachtung auf mich ſehen können? immer und jeden Tag? — Du lächelſt und du nickſt ſo ſüß. Ich weiß nicht, wie es möglich iſt, daß du mich noch lieb haſt. Ich zittre, es bleibt nicht ſo!"

„Doch, es bleibt ſo, Lene. Wenn du ſo bleibſt, dann werd' ich dir immer ſagen können: ja, du biſt mein Glück!"

„Wenn ich — — Ach, mein Franz! Hinter mir liegt dieſe Vergangenheit wirklich wie ein Traum; oder wie etwas vor undenklichen Zeiten Erlebtes. Fern wie Amerika, wo — der andre nun iſt; nein, nein, weltenfern. Es iſt keine ſchlimme Lene mehr da . . . Glaubſt du's?"

Er lächelte mit ſeinem gläubigſten Lächeln: „Ich glaub's, gute Lene."

„Es iſt — ach, verſteh's nicht falſch — es iſt, als hätt' ich mein leichtſinniges Herz, oder dieſe Gefahr in mir, ſo recht, recht kennen lernen ſollen; um geſund zu werden für alle Zeit. Ich bin dein Weib geworden; weißt du, wie ich's meine? Bin nun für ewig ganz nur dein! — Franz, ich wußte nicht, was ich dir anthat, daß dich's ſo treffen konnte; ich ahnte nicht, wie lieb du mich hätteſt. O hab mich noch lieb! Ich will dir nie den leiſeſten Kummer mehr machen. Du mein Höchſtes, Schönſtes auf dieſer Welt; das Liebſte, das Heiligſte. Du zogſt mich aus

Digitized by Google

dem Abgrund empor, mein Retter. Zieh mich immer, immer weiter zu dir!"

Sie sank wieder, wie damals, auf die Kniee hin. Er hob sie aber auf, fast ehe sie am Boden war. „Ja, ich zieh' dich zu mir," antwortete er und hielt sie mit den Armen fest. „Hab' ich dich gerettet? Dann lieb' ich dich nun auch so von ganzem Herzen, wie der Retter das Gerettete liebt! — — In einiger Zeit sagen wir dem Vater und der Mutter Ecker, wie es zwischen uns steht. In einem Jahr meine Frau! Jetzt bleib' ich hier im Haus, so wie früher; das ist abgemacht. Von hier flieg' ich nur aus, um den Landsleuten, den Brüdern mein Wort zu sagen; denn in Deutschland bleib' ich. Das hab' ich jetzt bis auf den Grund erkannt: ich hab' eine deutsche Seele und eine deutsche Stimme. Und ich glaub' auch, Lene, ich hab' nun so viel erwandert, erlebt, erlernt, daß ich etwas erwirken kann. Hirn und Brust sind voll! — Doch sei ohne Sorge: so voll sind sie nicht, daß für dich nicht Platz bliebe. Wie sagt' ich dir unter dem Weihnachtsbaum? Der Einsame kann wohl viel, alles kann er nicht. Du mein Mitwanderer, den ich mir zurückgewonnen habe; du mein guter Kamerad!"

„Ja!" sagte sie und umschlang ihn selig. „Das ist nun mein Name! — Dein guter Kamerad geht schlafen; wird aber wohl nicht schlafen vor Glück. Vergeb' mir Gott, daß ich heut so glücklich bin. — O hab mich noch lieb!"

Digitized by Google

Sie dankte ihm durch einen letzten, langen Kuß; dann riß sie sich los.

* * *

Im April, als Franz nach Amerika zog, hatte Ludwig Neidhardt Rom und die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe verlassen; im Juni war er von Hamburg nach Südafrika abgefahren, ahnungslos, daß Luise Berner ihm nachsah, als er vorn auf seinem Dampfer stand und von Hamburg und Europa Abschied nahm. Mehr als ein Jahr war seitdem vergangen; es war zum zweitenmal Herbst geworden. Neidhardt kam zurück, diesmal auf einem der Schnelldampfer, die zwischen New York und Hamburg fahren; denn der „Wandervogel" war von Afrika wieder in das Land seiner ersten Erfolge und Enttäuschungen, zu den smart fellows von Nordamerika zurückgekehrt. Von da kam er jetzt als Sieger heim; es ward ihm doch sehr schmeichelhaft warm ums Herz, als er die Elbe hinauf und an den Villen der Reichen von Blankenese bis Altona und Hamburg vorbeifuhr: vor diesen Patriziern des Geldes konnte er sich nun doch sehen lassen. In seinem Prachthotel am Jungfernstieg stand er dann mit Vergnügen am Fenster, blickte auf den Alsterpavillon hinunter und über die Binnenalster hinweg: gehör' nun mit dazu! konnte er sich sagen. Da unten beim Pavillon hatte vor hundert Jahren oder hundert Tagen — so lang und auch so kurz kam's ihm vor — der blutjunge Bengel Ludwig Neidhardt gestanden, die Landratte aus Thüringen,

Digitized by Google

ein paar Hundertmarkſcheine in der Taſche, den mageren Leib einſtweilen mit Hoffnungen und Phantaſien mäſtend. Am andern Tag ging's zu Schiff, nach London. Etwas Poeſie, dachte er jetzt, iſt doch auch dabei; ein bißchen Tauſend und eine Nacht! Der dumme Kerl, der da unten ſtand, jetzt ſteht er hier oben im Hamburger Hof, nicht als ſchöner Prinz, das nicht — er griff an ſeine Hakennaſe — aber er kann, wenn's ihm Spaß macht, dem Lümmel da unten, weil er auch ſo 'nen krummen Giebel hat, 'ne Million aus dem Fenſter werfen!

In dieſer behaglichen Märchenſtimmung — er war überhaupt ſeit Jahr und Tag nachdenklicher, beſchaulicher geworden — ſetzte er ſich dann zu ſeinem ſpäten Diner, allein; leider mutterſeelenallein! rauchte dann und ſchlürfte ſchwarzen Kaffee, in einer Hamburger Zeitung blätternd. Was fängt man mit dieſem Abend noch an? dachte er. Etwas muß geſchehn! Ein bekannter Name fiel ihm zu ſeiner Ueberraſchung ins Auge; eben hatte er, Gott weiß warum, an ſeinen römiſchen Krankenpfleger Franz Wiesner gedacht, als ihm dieſelben beiden Worte gedruckt vor die Augen kamen. „Heute abend," las er, „wird Franz Wiesner zum erſtenmal vor das Hamburger Publikum treten, nachdem er zuerſt in Leipzig, dann in einer Reihe von Städten ſeine freien Vorträge oder Anſprachen gehalten hat, in denen er mit ſo ſtarker perſönlicher Wirkung das religiöſe Intereſſe unter ſeinen Landsleuten zu beleben oder neu zu erwecken ſucht. Was ihn auch dem Fernſtehenden näher bringt, das iſt,



Digitized by Google

wie wir aus vielen Berichten entnehmen, die Unbefangenheit und geistige Freiheit, mit der er sich mitten ins moderne Leben stellt und grade auf den modernen Menschen mit all seinen weltlichen Bestrebungen einzuwirken sucht. Was seine Vorträge besonders lebendig macht, ist die freie Form: er ladet stets zu ‚freier Aussprache' ein, und nicht bloß am Schluß, wie etwa in sozialen Versammlungen, sondern er steht auch vorher jedem Einwand Rede. Die beiden größten Städte des Deutschen Reichs, Berlin und Hamburg, hatte er bisher, wie es schien, gemieden; nun erscheint er denn auch bei uns. Geistige Kapazitäten, hören wir, werden zugegen sein, um diese merkwürdige Persönlichkeit kennen zu lernen; junge Gelehrte von den nächsten Universitäten sollen beabsichtigen, sich an der freien Aussprache zu beteiligen."

Der Versammlungssaal war hierauf noch angegeben, und die Zeit: acht Uhr. Da komm' ich ja schon zu spät! dachte Neidhardt. Ach was, nur für den Anfang zu spät; hin will ich auf jeden Fall! Mein „Beichtpater" aus der kranken Zeit! Mein barmherziger Bruder. Der will jetzt religiös erwecken; schau' einer den Menschen an! — Na ja, so was steckte drin. Ich hätt's denken können! Muß sehn, wie er dasteht, mit diesen Augen; ist mir mehr, als ins Theater zu gehn. Mein Erstes auf deutschem Boden, der Mann mit der inneren Stimme; das ist doch auch ein bißchen Tausend und eine Nacht!

Er war aufgesprungen und auch schon draußen; in einer Droschke fuhr er hin. Als er eintrat, er-

Digitized by Google

schrak er zuerst: der Saal war voll, die Neugier hatte ihn wohl gefüllt. Nur an der Thür war noch Platz für ihn, ein einziger leerer Stuhl; dort konnte er nun wenigstens geräuschlos niedersitzen, ohne die andern zu stören. Die wohlbekannte Stimme schallte durch den Saal, vom anderen Ende her. Sehen konnte er nichts: mächtige Gestalten mit breiten Rücken verdeckten ihm die Aussicht. Es verdroß ihn heftig, daß er so viel kleiner war. Vor Aerger begriff er noch kein Wort. Endlich sprang er auf und blieb stehn; hinter ihm war niemand mehr.

Da sah er nun seinen Mann! Auf der breiten Erhöhung stand Franz allein, in eine Art von Tribüne hineingetreten; seine schwarzgekleidete Gestalt erschien noch größer als sonst. Die großen blauen Augen — Neidhardts Falkenaugen erkannten sie gut — wirkten in die Ferne; ihre ruhige Klarheit leuchtete aus dem edlen Gesicht hervor. Durch den andächtig stillen Saal tönte seine Stimme, sie mochte schon lange gesprochen haben: „Wie kann man denn auch dem Zweifler beweisen, daß das ist, was niemand sieht? Ich hab' auch gezweifelt. Wer nicht? Den einen lehrt es sein Verstand, den andern zwingt sein Gemüt, das die Welt für einen Gott zu erbärmlich findet. Vornehm kalt sagen die Neuesten, die Agnostiker, die Nichterkenner: In diesem All einen Zweck, einen göttlichen Geist zu sehn würd' auch uns wohl gefallen; aber wir finden keine Erklärung, und so sagen wir: Gott ist unerkennbar! — Gewiß! Unerkennbar ist er. Wär' er durch eure Meßwerkzeuge,

Digitized by Google

eure Retorten, eure Fernrohre und Mikroskope zu finden, wär' er dann noch Gott? Könnte ihn euer Verstand erweisen, der eingebildete und einseitige, der arme Reiche, wär' er dann noch Gott?"

Es ist, als spräch' der Mann zu mir! dachte Neidhardt. Es sind aber wohl viele Neidhardts da!

„Und ich?" fuhr Franz fort. „Wenn ich Gott begreifen könnte, so wär's aus mit mir; ich wär' wie seinesgleichen, ich hätte kein Streben und kein Leben mehr. Aber wie sehr es auch meine Seele reißt, mich ihm anzunähern, und wie innig oder wie glühend ich auch ringen mag, die Entfernung bleibt ewig grenzenlos: hier der Mensch, dort Gott! — Warum schmerzt es mich doch nicht so sehr? Warum fühl' ich seine Unerreichbarkeit und fühl' doch: ich hab' ihn? O ihr vornehmen Nichterkenner, schaut doch nur in das Auge eines guten Menschen; wärmt euch an einer Seele, die ihr Ich dahingiebt an ein andres Ich, die in liebendem Sichopfern lebt, weil sie anders nicht leben kann. Das haben nicht die Gesetze der Menschen geschaffen, das hat nicht die Klugheit, nicht der Zweck gemacht; das ist im Menschen der Gott! — Fühlt ihr ihn in euch nicht? Sprach da nie eine innere Stimme, die mächtiger erklang als euer Vorteil, höher, glockenhafter als jede menschliche Satzung? Die mehr war als ihr, und doch euer Eigenstes, Tiefstes, auch wenn ihr widerstrebtet, wenn ihr nicht gehorchtet?"

Er sieht her zu mir! dachte Neidhardt. Ja, er hat mich gesehn; darum sagt er das von der inneren Stimme. Er sagt das für mich!

Digitized by Google

Franz blickte aber über die Menge hin: „Und wenn ihr euch wundert oder spottet, ihr Zweifler, daß wir Gott unsern Vater nennen, da er doch unausdenkbar verschieden und ewig unbegreifbar ist: wissen wir das nicht so gut wie ihr? Aber da wir Menschen sind, lieben wir ihn, wie Menschen lieben; anders können wir nicht. Nur wenn wir ihn auch zum Menschen machten, dürft ihr unser spotten! Wie wir aber auf die Sterne des Himmels schauen und wissen: die sind unbegreiflich fern, unbegreiflich groß, und sind erst die Anfänge, sozusagen, der Unendlichkeit — und wir uns doch ihres Lichtes freuen, als wären sie für uns angezündet, und sie traulich benennen und wohl auch unser Schicksal zu ihnen empor jubeln oder klagen: so laßt uns doch das Unerkennbare unsern Vater nennen; die liebende Demut nennt ihn so. Sie hat mit den Augen des Geistes in sein Werk geschaut, sie hört mit den Ohren des Gemüts seine leise Stimme, mit den Händen des Willens ergreift sie seinen dunklen Willen: Vater! du willst, daß wir zu dir kommen! Unser Leben, willst du, sei ein zu dir kommen; nicht durch Abkehr von der Welt, in die du uns gestellt hast — nein, durch Entfaltung der Kraft! Durch Ueberwinden und Genießen, Schaffen und Gestalten: wir sind deine Kinder! Durch Erhöhen unsrer Niedrigkeit, Erwirken des Guten, Verklären durch Liebe: wir sind deine Kinder!“

Neidhardt schämte sich: er saß schon schmählich ergriffen da. Es war diese tiefe, warme, gleichsam

Digitized by Google

brüderliche Stimme, die ihn schon in Rom so bedenklich angefochten hatte; es waren aber auch die Worte, die Gedanken. Er sah etwas bedrückt und halbverstohlen umher. Auch in der Versammlung, schien's, war mancher bewegt. Einige fingen an zu klatschen; von den Andächtigeren leise zur Ruhe gezischt, als gezieme sich das hier nicht, waren sie dann wieder still. Vorn in einer der ersten Reihen erhob sich nun aber ein junger Mann, da Franz einige Sekunden schwieg; es saßen da die „jungen Gelehrten" beisammen, von denen die Zeitung gesprochen hatte, zum Teil an ihren frühen Brillen kenntlich. Der Aufgestandene, noch ohne Brille, mit hellen, klugen Augen und mattrötlichem, frühreifem, verständigem Gesicht, wollte offenbar das Wort ergreifen. Das mißfiel jedoch andern sehr, wie es schien. „Ausreden lassen!" riefen sie. „Ruhe! Ruhe!"

Franz bat aber durch eine freundlich beschwichtigende Gebärde: laßt ihn reden! Seine Miene schien zu sagen: ich stehe ja nicht hier, um zu predigen, sondern damit wir uns zusammensprechen! Ein Anflug von Lächeln huschte auch über sein Gesicht: er hatte den Mann schon längst erkannt, der sich zur Gegenrede erhoben hatte.

„Doktor August Ecker möchte einige Worte erwidern," sagte dessen Stimme nun.

„Ich bitte!" versetzte Franz.

„Ich habe nicht die Absicht, schicke ich voraus, gegen das zu streiten, was der Herr Redner über sein Verhältnis zu Gott gesagt hat. Wenn mich auch mein

Digitized by Google

Verstand zu den ‚Nichterkennern' stellt: ich fühle und anerkenne die Macht des Gemüts — das thue ich auf die Gefahr, von meinen ganz verständigen Freunden ausgelacht zu werden — die Macht des Gemüts, die aus den Worten und aus der Person des Redners so stark zu uns spricht; vielleicht noch stärker zu mir, da ich ihn schon seit Jahren kenne. Was der Verstand nicht erkennt, das behauptet das Gemüt zu erfassen; gut, für das Verhältnis zur Gottheit gebe ich es zu! Ich freue mich, daß, was uns hier gepredigt wird — nein, nicht gepredigt, aber zu unserm Herzen gesprochen —, daß das nicht in mönchischer oder weichlicher Weltflucht endigt, die mir immer zuwider war, sondern in mannhafter und fröhlicher Bejahung des Lebens: Ueberwinden und Genießen! Schaffen und Gestalten! — Hier steht aber in mir ein Mann der Wissenschaft. Für die rede ich. Sie ist mir so heilig, wie dem Herrn Redner sein Glaube ist. Wie gern der Glaube der Wissenschaft feindlich ist, brauch' ich nicht zu sagen! Hat doch noch der neue russische Apostel, ein Graf, ein Dichter, die alte Feindschaft neu bestätigt, hat in seinem religiösen Eifer ausgesprochen: es verlohnt sich gar nicht der Mühe, darüber nachzudenken, wie das Wasser gefriert, oder welche Art von Bakterien bei jeder Art von Krankheiten vorkommt; es giebt nur ein wünschenswertes Wissen, nämlich wie man zu leben hat! — Führt der Glaube des Herrn Redners auch zu diesem Ende?"

Franz schüttelte ruhig den Kopf. „Auf diese Frage, für die ich dankbar bin, kann ich kurz erwidern: Den

Digitized by Google

‚russischen Apostel', wie er hier genannt ward, ehre ich hoch als einen unerschütterlich redlichen Umbildner seines Ich und Lehrer seines Volks; aber ich wäre wohl nicht ein Sohn meines Volks, könnt' ich mit ihm Kunst und Wissenschaft als unnützen oder schädlichen Seelenballast verwerfen. Ich wär' nie ein deutscher Knabe gewesen, hätte sich mein Herz nicht begeistert für die neuen Paradiese, in die uns Wissenschaft und Kunst geführt, hätt' ich in ihnen nicht Gottes Hauch empfunden! — So war ich auch immer stolz auf mein Volk, glaubte es berufen. Aber zum Mann geworden, wollt' ich diesem Knabengefühl nicht folgen; an meinen Gott gewendet dacht' ich: laß mich ohne Volkseitelkeit klar und redlich denken! Die Menschengemeinschaft, die am tiefsten gräbt, die zu dir empor am höchsten steigt, die soll auch mir die beste sein! Und ich reiste viel; ich hab' auf der Erde, wo nur zu finden Hoffnung war, die nach Gott Strebenden, die von Gott Erfüllten gesucht. Am Ende hab' ich doch stärker und immer stärker gefühlt: die Deutschen sind das Volk der Völker auf dem Weg zu Gott! Sie, die in Frömmigkeit, in Seelenfreiheitsdrang, in Denkermut, in Geistesvertiefung allen Völkern die Bahn gezeigt und gebrochen, die für die Wahrheit und Freiheit gelitten, geblutet, ihr Reich auf Erden hingegeben haben, bis sie es endlich als ein Volk der Männer wieder aufgerichtet — die Deutschen sind und werden sein die Fackeln auf dem Weg zu Gott!"

Jetzt erhob sich starker Beifall; Zurufe und Händeklatschen. Neidhardt klatschte mit. Franz wehrte aber

Digitized by Google

bittend mit den Händen ab; er war errötet, wenn die Entfernung nicht täuschte. Als wieder Ruhe war, verneigte er sich ein wenig: „Darf ich Sie bitten, mir nicht Beifall zu klatschen oder zu rufen? Ich bitte aufs herzlichste; es ist das einzige, das mich irre machen könnte. Ich möchte mit allem, was ich sage, nur nach innen wirken, damit der einzelne mit sich selber dann zu Rate gehe. Wie auf der Rednerbühne oder im Theater möchte ich nicht wirken!"

„Bravo!" rief ein Zustimmender und klatschte unwillkürlich. Darauf begann hier und da Gelächter. Der Klatscher wurde rot, lachte verlegen mit und war still.

„Lassen Sie mich," fuhr Franz fort, „auf die vorhin gestellte Frage noch erwidern: Gott hat uns die Erde gegeben, denk' ich, um an diesem Riesenblock all unsre formenden Kräfte zu üben; nicht um mit jenem italienischen Schwärmer am Golf von Squillace ein dumpf hinlebendes Ameisenvölkchen von Ackerbauern und Fischern zu sammeln, nicht um mit dem russischen den ‚Bildungsballast' über Bord zu werfen, oder gar mit dem indischen Buddha zu sagen: Geburt ist Leiden, Tod ist Leiden, Haften am Irdischen ist Leiden; höre auf, zu wollen! Nein, jede Kraft, die Gott uns gab, soll wollen und wirken; und das Volk, das auf dieser Insel im All am feurigsten will und wirkt, wird das von Gott berufenste sein. Aber alles führe zu Gott! Keine dieser Kräfte schaffe nur, um dem einzelnen, gotteinsamen Ich Vorteil oder Lust zu schaffen; es fühle jede ihren Ursprung und ihr

Digitized by Google

Ende und fühle sich ihm in Liebe vereint! — Wenn ich für mich, und die sich mir gesellen mögen, eine Verwirklichung meiner Wünsche träume, so steht folgendes Bild vor mir: in oder neben den deutschen Städten, als Mitte eines weiten Runds, ragt ein mächtiger Kirchenbau, von einer Riesenkuppel gekrönt. Zu diesem erhabenen Mittelpunkt, in dem wir Gott als den Urgrund der Welt und unsern Vater verehren, führen rundum, wie die Speichen eines Rades, acht gedeckte Hallen, gleich lang und breit, und wie der Gottestempel in der Mitte von des Erbauers Kunst geschmückt. Vier dieser Hallen erfüllen die Künste, vier die Wissenschaften; sie wechseln ab, wie wenn sie vier Schwestern, vier Brüder wären. Wandelt man etwa in der ersten Halle zwischen den nachgeschaffenen Meisterwerken der Bildhauerkunst dahin, in der dritten ebenso durch die ganze Welt der Malerei, so grüßen uns die fünfte entlang die Meister der Musik in würdigen Gestalten, und in rechts oder links angebauten Sälen erheben uns an festlichen Tagen ihre großen Schöpfungen, von erlesenen Künstlern ausgeführt. So in der siebenten Halle und ihren Sälen die Meister und die großen Werke der Dichtung, gesprochen, gespielt. In den andern führt uns aber die Wissenschaft zu Gott: in der zweiten die Erforschung der Kräfte und der Elemente, Physik, Chemie, in allen ihren Werkzeugen und ihrem Werdegang gezeigt, in den Nebenräumen in Feierstunden von den Berufensten dargestellt. In der vierten durchwandeln wir die ganze Welt der Pflanzen, von

Digitized by Google

den ersten Gestaltungen an; in der sechsten die Welt der Tiere, in ihrer Entwickelung aufgereiht. In der achten endlich spricht des Menschen Geist, wie er sich selbst und die Geheimnisse des Lebens erforscht und durchdenkt; an den großen Gestalten der Geschichte, der Forschung, der Weisheitslehre gehn wir vorüber; Belehrung durch die Besten finden wir rechts oder links. So, wie wir auch kommen, kommen wir immer auf einem der großen Wege, die der Mensch gegangen; alle aber — das soll der ganze weihevolle Bau in sichtbarem Bilde zeigen — alle führen zu Gott!"

Wie still wir nun alle sind, dachte Neidhardt. Ist das inwendiges Kopfschütteln oder ist das Andacht? — In ihm selbst war ein dumpfes Staunen, in dem seine stark ergriffene Seele aber gerne schwebte.

„Ja, lassen Sie mich's noch einmal sagen, und sei es dann mein letztes Wort: alle führen zu Gott! Mag dieser Traum nun lebendig werden oder nicht: in uns sollte er wohnen und leben; das wär' Gott genug. Und da ich mein Volk als berufen denke: dieses deutsche Volk, durch die erhabenste Sittenlehre so viele Jahrhunderte lang erzogen, mit dem Gefühl der Pflicht erfüllt, in Wissensdurst und Geistesarbeit den andern vorangeschritten, o durchdräng' es sich nun auch mit diesem höchsten Sinn: nichts ohne Gott! Nicht mit Augenverdrehen zum Himmel, auch nicht mit Werkheiligkeit: nur wie wir atmen oder wie unser Herz schlägt, so sei dies ‚Nichts ohne Gott' in uns. Es durchglühe uns die selige Wärme, daß wir uns als seine Kämpfer wissen, unter seiner Fahne stehn:

Digitized by Google

‚Dein Reich komme, dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden!‘ Es führe uns im Kleinſten, im Größten die Scham vor ihm, die Liebe zu ihm; ſo wird unſer Tagewerk beſſer ſein, unſer Leben geadelt, unſer Tod verklärt. Und in jeder kleinen Not, in jeder großen Bedrängnis wird in uns eine Sonne ſein, ein ſtill lächelndes Heldentum, das die andern nicht haben und auch nicht begreifen; denn ſie wiſſen nicht, was das iſt: nichts ohne Gott!“

* * *

Die Verſammlung war zu Ende; niemand hatte mehr das Wort verlangt; mit Franzens Gedanken beſchäftigt, wie es ſchien, und mit ſeiner Perſönlichkeit, ging man ſtill auseinander. Manche blieben noch zurück, um zu ihm zu treten; ſo Auguſt Ecker, der junge Doktor, und einige ſeiner Brillenträger; auch Damen, wie es ſchien. Neidhardt zögerte und dachte: ich auch? Er ſah, wie Ecker ſeinem „barmherzigen Bruder“ die Hand drückte; es riß ihn förmlich, es auch zu thun. Aber ſo mit den andern, das gefiel ihm nicht. Ihn allein haben wie in Rom! — Morgen! dachte er. Beim Saaldiener erfragte er nur noch, wo Herr Wiesner wohne; dann ging er, mit ſo warmem Kopf wie je, ſeinem Gaſthof zu.

Am nächſten Morgen erſtaunte Franz, als Neidhardt erſchien. Der Kellner im Alſterhotel, das Franz bewohnte, war mit Neidhardts Viſitenkarte vorausgegangen; „bittet um freundliches Gehör für zwei Minuten“, ſtand darauf geſchrieben, „für eine nicht

Digitized by Google

unwichtige Mitteilung". Neidhardt, sogleich empfangen, trat ein, das steife schwarze Hütchen in der Hand, mit fast ehrerbietigem, gemessenem Ernst; die grünlichen Augen lachten aber. Seine Stirn war noch höher geworden und senkte sich schon nach hinten. Er schritt mit einem hellen „Guten Morgen" auf den am Fenster Stehenden zu; als Franz ihm aber entgegenging und die Hand hinstreckte, nahm er sie nur und drückte sie, sah Franz in die Augen und sagte eine Weile kein Wort.

„Ein unerwartetes Wiedersehn," begann Franz. „Wie komm' ich zu der Freude?"

„Ist's 'ne Freude? Das wird sich finden. Vielleicht!" Neidhardt that, als wollt' er in seine Brusttasche greifen, zog die Hand aber wieder zurück; über sein bedächtiges Gesicht flog eine schmurrige Heiterkeit. „Bei mir hab' ich sie nicht. Ist ja auch nicht nötig. Ich biet' sie Ihnen an."

„Was denn?"

„Die erste Million für Ihre Rundkirche mit den acht Hallen herum."

„Für meine Rundkirche?"

„Ja. Ich hab' Sie gestern abend sprechen hören. Sie haben mir — — na, natürlich haben Sie mich tüchtig gepackt; sonst wär' ich nicht hier. Ich hab' nun so einige Millionen beisammen und — und möcht' was thun. Sie brauchen viele, Herr Wiesner. Einer muß anfangen. Also der bin ich!"

Franz sah ihn mit dem Lächeln an, das Neidhardt an ihm kannte; es ging ihm heute anders zu

Digitized by Google

Herzen als damals; er hielt aber ſtand. „Sie ſcherzen nicht?“ fragte Franz.

„Wie ſollt' ich. Mit 'nem Mann wie Sie! — Ich hab' Sie einmal geärgert, indem ich ſagte: eine Million für einen Monat mit der Gräfin — Sie wiſſen wohl noch. Jetzt hab' ich 'ne anſtändigere Verwertung; das muß Ihnen ja gefallen an mir.“

„Aber wo bleibt dann Ihr Plan, Herr Neidhardt? Aus einer Herberge wollten Sie ein Feierabendhaus für Millionen werden!“

„Haben Sie das behalten?“ Neidhardt lachte auf. Im nächſten Augenblick hatte er aber wieder das ernſte Geſicht, das Franz nur in den letzten Tagen der Influenza an ihm geſehen hatte; er nahm Franzens Hand und drückte ſie noch einmal. Darauf ſetzte er ſich, bisher ſtand er noch: „Bitte, hören Sie mir eine Minute zu! Es iſt mir hölliſch ernſt; übrigens, wenn ich eine weggebe, bleiben mir noch genug. Sie ſind aber nicht praktiſch, lieber Herr; nehmen Sie's nicht übel! Da haben Sie einen neuen Gedanken — famos — ‚famos‘ paßt hier nicht; die pathetiſchen Worte bring' ich aber nicht heraus. Alſo zum Teufel, famos! Die Kirche mit den Muſeen, die Zukunftskirche! Aber was thun Sie mit dieſem Gedanken? Sie ſtecken ihn ſo zwiſchen die andern, wie ein Wickelkind, als ‚Traum‘. Donnerwetter, der muß heraus! Der muß ‚gemacht‘, der muß inſceniert, der muß geyankeet werden! Vor und hinter ihm muß man die Trommel ſchlagen. Die Kirche der Zukunft! Sammeln! Millionen! Die erſte hat N. N. gegeben;

Digitized by Google

ein schöner junger Mann, der nicht genannt sein will. Wer noch? Nur heran! — Unterdessen zieht Franz Wiesner herum, mit den blauen Götteraugen, mit der warmen Stimme — die mir gestern das Herz umgedreht hat — und den Kopf dazu. Und es kommen die Menschen und die Millionen; und die Kirche — und mit ihr die Zukunft. Herr, so wird's gemacht! So geht's!"

Franz lächelte wieder. „Vielleicht in Amerika; das Sie im Kopf haben. Und sonst geht's nicht?"

Neidhardt schüttelte den vom Eifer erhitzten Kopf. „Sonst bleibt's halt ein Traum. Ihr Bau und alles! Franz Wiesner bleibt mit seinem Gott allein!"

„Herr Ludwig Neidhardt, so schlimm ist's doch nicht. Da sitzt gleich einer vor mir, dem ich in die Seele geredet hab', der drum zu mir kommt; ist das nichts? Da kam gestern Doktor August Ecker, einst mein innigster Widersacher, und lächelte mich schamhaft zustimmend an. In Leipzig seine Eltern — und wie viele sonst, hier und da — freuen sich an mir. Will ich denn einen Pferch bauen, in den ich Menschenherden zusammentreibe? Ich will zu meinen Brüdern sprechen."

„Wohl, wohl! — Wie Sie meinen. — So werden Sie's aber nie ins Große treiben —"

„Ich fang' an, das Ende giebt Gott. Lassen Sie mir meine stille Weise, Herr Neidhardt; meine deutsche Art."

Neidhardt zuckte die Achseln, strich sich über den kahlen Kopf. „Vielleicht versteh' ich's nicht. Viel-

Digitized by Google

leicht haben Sie schon wieder recht! — Aber ich will mich nicht von Ihnen lumpen lassen; bin doch auch ein Mensch! Sie haben mich in Rom gepflegt und geweckt und erleuchtet, haben mir gestern das Herz umgedreht. Ich hab' nur das Geld, sonst nichts! Das Erwerben macht mir Spaß, das Besitzen weniger. Und ich steh' merkwürdig allein auf der Welt. Da kam mir's ja doch gestern wie ein Gottessegen: Ihre Zukunftskirche. Da kann ich mich beteiligen, als N. N. voran!"

Franz legte ihm eine Hand aufs Knie; Neidhardt freute sich still. „Lieber Herr Neidhardt, ich danke Ihnen. Sie geben da viel auf einmal weg —"

„Die Million? Das ist lächerlich! Die hat in einem einzigen Berg gesteckt. Ich will sie schon wiederkriegen, seien Sie gefälligst ohne Sorge!"

„Die Million mein' ich nicht. Sie geben ein Stück von sich selber weg."

„Wie verstehn Sie das?"

Sie waren der stolze ‚reine Egoist', Herr Neidhardt. Als wir in Rom bei Ihrem Orvieto von den Pontinischen Sümpfen sprachen und ich die Worte wagte: ‚also etwas Gutes für die Menschen zu thun?' — da riefen Sie empört: ‚Nein, nein, nein! Geschäfte, Herr! Geschäfte!' — Diese Kirche ist doch kein Geschäft."

„Ach, was wollen Sie noch spotten, Sie mit diesen Augen. Na ja, ich bin nicht mehr ganz der alte frechfidele Neidhardt; ich bin etwas wurmstichig geworden; mit Ihrer Erlaubnis, der Wurm sind Sie.

Digitized by Google

Bin so tief gesunken, daß ich nun doch auch einmal etwas Gutes thun möchte, mit dem sogenannten Sündengeld. Also damit wir's geschäftlich anpacken: wie machen wir das mit der Million?"

„Wie wir's damit machen?" — Franz nahm Neidhardts Hand. „Einstweilen dank' ich Ihnen mit gerührtem Herzen, guter Herr Egoist. Sie vergessen aber, daß wir im alten Deutschland sind, nicht in dem Sektenland Nordamerika. Da könnt' man etwa so was bauen, hier nicht! — Lassen Sie uns jetzt ein Wort als alte Kameraden reden. Woher des Wegs? Wie haben Sie seit der Influenza gelebt?"

„Wie denn? Wie vorher: in der Welt herum! Als ich mit den Pontinischen Sümpfen fertig war — das heißt, sie leben noch; ich hab' sie nur mit Tinte getrocknet — da ging ich nach Südafrika, zu meinen Goldminen; richtig, es waren welche. Und die in Australien auch, wenn auch nicht so gut. Und dann hab' ich so lange meinen Lärm in der Welt gemacht, bis ich sie alle gut verhandelt hatte; Facit: ein reicher Mann! Ich sag' das nicht, um zu prahlen, bei Gott nicht; nur damit Sie begreifen, ich komme nicht aus dem Irrenhaus, ich werf' nicht Millionen aus allen Fenstern — sondern ich opfere eine, wollen wir mal sagen, damit mir Gott die andern läßt! — Na, und dann saß ich in New York: Kapitalistengeschäfte. Hab' da den Doktor Eisenhut wiedergesehn; ich muß Ihnen aber sagen, Herr: gefallen hat der Mann mir nicht! 's ist ein armer Kerl: kann offenbar von dieser



Digitized by Google

Ruſſin nicht los — Nataſcha von Petroff! Sie wiſſen! — iſt ſozuſagen ihr Hausmarſchall, oder Premierminiſter, ſchreibt für ſie, ſpricht für ſie — ich ſag': er geiſtert auch für ſie — hol' mich der Bock, ich glaub's!"

„Doktor Eiſenhut?"

„Derſelbige! Mit Aufbietung all meiner Gehirngrütze hab' ich's herausgefunden: es kann kein andrer ſein als er! So oft ſich einer ihrer Mahatmas den Herrn Yankees zeigte — mich lud man nicht dazu ein, natürlich; aber ich hab' die Angegeiſterten ausgefragt — ſo war der Herr Eiſenhut nicht dabei; verreiſt, oder was ſonſt. Ich war einmal mit ihm abends allein, bei mir, da hab' ich's ihm ins Geſicht geſagt: ‚Sie ſind der Mahatma!' Er that, als verſtänd' er mich nicht; er lachte ſo drüber hin, als hätt' ich 'nen halbbeſoffenen Unſinn geſagt. Aber verſtanden hat er mich, darauf nehm' ich Blauſäure. Ihm ging auch die Farbe weg. Und zuletzt wankte er ſo tiefſinnig und elend fort, daß ich bei mir dachte: pfui Teufel, ich hab' keinen Zorn mehr auf ihn, ich hab' nur noch Mitleid!"

„Mitleid?" ſagte Franz, mit den Augen lächelnd. „Es wird immer ſchlimmer mit Ihnen. Wo bleibt der Egoiſt?"

Neidhardt entſchuldigte ſich durch lebhafte Gebärden: „Daran iſt dieſer Rumäne ſchuld! Herr Joan Mitrescu; erinnern Sie ſich? Sie haben ihn bei der Petroff an unſerm berühmten Geiſterabend geſehn. Der iſt nun auch ſchon lange drüben, hat ſich bei

Natascha eingenistet, macht sich nützlich, ist Pudel; sie läßt ihn apportieren, oder setzt ihren kleinen Fuß auf ihn, wie auf ein Bärenfell, bildlich, allegorisch, verstehn Sie. Es giebt aber auch Leute, die sagen: er ist zweiter Minister geworden und könnt' einmal erster werden! Was man einen Favoriten nennt, verstehn Sie mich. Und der Eisenhut — — ein schwäbischer Othello, sagt man. Ich will aber lieber Kanäle räumen, als an der Othellokrankheit leiden. Darum das obbemeldete Mitleid mit dem Geisterdoktor!"

Franz ging über Joan Mitrescu weg. „Und die Frau von Petroff?" fragte er. „Die hat gute Tage?"

„Die ist hoch; o je! Ich sag' Ihnen, die Vereinigten Staaten treiben es arg mit ihr! Einige Männer von New York behaupten, sie hat einmal mit Gott gebreakfastet; andre sagen bloß, sie hat mit den drei Erzengeln Raphael, Michael und Gabriel Quartett gesungen. Ich hab' sie nur auf der Straße gesehn; sie sah wie ein ganz famoser Teufel aus, der an der Welt im Augenblick gar nichts auszusetzen findet. Ein majestätischer nordamerikanischer Oberst — Hawkins, glaub' ich, heißt er — lächelte neben ihr her. Er ist auch so was Theosophisches und gilt was bei seinen Landsleuten; sie will ihn vor ihren Siegeswagen spannen; aber als gerissener und vorsichtiger Yankee war er noch beim höflichen Lächeln. Wehe dem Mann, wenn er dabei bleibt! Dann würd' sie wohl einen ebenso innigen Haß auf ihn werfen, wie auf Euer Hochwohlgeboren!"

Digitized by Google

„Sie haßt mich noch immer?"

„So sagte man. Sie soll sehr gern Ihren Namen aussprechen und dann Gift drauf speien. — Na, mit dem Atlantischen Ozean als Schutzgraben geht's. Nun hab' ich Ihnen aber genug Zeit gestohlen; also, bester Herr — allerbester Herr — leben Sie wohl!"

Neidhardt stand auf. Franz that das Gleiche; er hielt aber seinen Gast an einem Rockknopf fest, was Neidhardt wieder heimlich freute. „Stürzen Sie doch nicht so fort! Sie haben von den andern gesprochen, aber nicht von sich. Wie geht's Ihnen? da inwendig?"

Er legte die Hand auf Neidhardts Brust.

Neidhardt begann zu lächeln, aber verlegen, brummig. Er schämte sich der Gefühle, von denen er sprechen sollte; und unter den Augen dieses „Beichtvaters" mocht' er doch nicht lügen. „Wie ich schon sagte," stieß er heraus: „wurmstichig! — Wissen Sie noch, wie Sie mir in Rom sagten: ‚woher sollten Sie sich auch kennen? Sie leben ja nicht mit sich!' Das war herrlich grob. Stimmte aber damals. Jetzt doch nicht mehr ganz! Die Nachwirkung. Herr, Sie haben ja lächerlich in mir nachgewirkt! — Und manchmal die innere Stimme. Kommt wohl auch von Ihnen: Sie haben sie wieder aufgeweckt. Aber jetzt —"

Er verstummte; sein Gesicht verzog sich. Es schien wieder der Aerger der Scham zu sein.

„Aber jetzt —?" sprach Franz ihm nach, mit dem Ton, der Neidhardt so wehrlos machte.

„Sie ist jetzt weniger abratend, wollt' ich

Digitized by Google

ſagen, dieſe innere Stimme. Sie — macht lauter unnütze Sachen, ſcheint mir; denn dieſes — wehmütige Zureden, dieſes Trübſalblaſen, Sehnſucht wecken — ich bitt' Sie, was ſoll mir das. Ach, mein guter Herr — ich bin zuweilen recht verrückt!"

„Ich vermute, das ſind Ihre beſten Stunden."

„Da haben wir's! Der Idealiſt! — — Gucken Sie mir doch nicht die Seele aus dem Leibe. — Ich hab' Ihnen damals in der Influenza von einer Luiſe erzählt. — Von einer Luiſe erzählt. — Wenn der Menſch nun ſo einſam iſt — und mehr mit ſich lebt — und ſich manchmal ſagt: was für ein unermeßlicher Eſel war ich ... Das würd' ich Ihnen aber heut doch nicht wiederſagen, wenn Sie nicht geſtern abend mich ſo ſcheußlich windelweich gemacht hätten — als Sie zu den ‚vornehmen Nichterkennern' ſprachen: ‚Schaut doch einem guten Menſchen ins Auge, wärmt euch an einer Seele, die ſich ganz einer andern giebt — ſich aus Liebe opfert' — oder wie Sie's ſagten. Da mußt' ich wieder ſo ſtark an dieſe Luiſe denken. — O Gott, wenn ich die noch hätt'!"

Er wandte ſich ab, dem Fenſter zu. „O Gott, ja, wenn ich die noch hätt'!" wiederholte er mit halber Stimme. — „Jetzt mach' ich aber, daß ich fortkomm'; wenn ſo ein Eſel ſentimental wird —!" Er hielt Franz die Hand hin, ohne ihn anzuſehn, und ging dann zur Thür.

„Lieber Herr Neidhardt," ſagte Franz, der ihm dahin folgte, „ſo werden wir doch nicht aus-

Digitized by Google

einandergehn. Wir sind gute Freunde, denk' ich. Da ich noch bis morgen hier bleib' — wollen Sie heute mit mir essen? um vier? hier auf meinem Zimmer?"

Neidhardt nickte heftig, murmelte ein paar dunkle Worte und war aus der Thür.

* * *

Es fehlten noch fünf Minuten an vier, als der pünktliche Neidhardt wiederkam. In der Mitte des Zimmers stand ein gedeckter Tisch, mit Flaschen Rotweins und Weißweins; selbst herbstliche Rosen standen drauf, rote, weiße, gelbe, in einer Vase mit Liebe geordnet. Ein Kellner war noch nicht zu sehn. Franz kam seinem Gast herzlich entgegen, nahm ihm den Hut aus der Hand, führte ihn dann vertraulich am Arm zu den Fenstern, und weiter bis zu einer andern Thür. „Das Essen wird sich ein wenig verspäten," sagte er mit einer geheimnisvollen Heiterkeit in den Augen; „es ist meine Schuld. Verzeihen Sie. Lassen Sie uns bis dahin noch ein paar gute Worte reden; wie in der letzten römischen Zeit. Ihre innere Stimme also! Wozu denn erröten, schämen Sie sich doch nicht: die Stimme haben Sie mit dem großen Sokrates gemein. Sie redet Ihnen also zu, nicht ab. Sie sagt Ihnen: Da war dieses Mädchen. Hätt'st du sie doch wieder!"

„Sie ist d u m m," murmelte Neidhardt grimmig. „Was soll das? Ich war ebenso dumm, daß ich's

Ihnen erzählte. So gut ich die Goldberge nicht mehr hab', hab' ich auch das Mädel nicht mehr. Verloren iſt verloren!"

„Verlorenes kann man ja wiederfinden. Nur eine Frage, Herr Neidhardt: wenn ich es Ihnen wiederfände — was würden Sie dann thun?"

Neidhardt ſah mit gerunzelter Stirn in das menſchenfreundliche, nur ſo unvernünftig heitere Geſicht. „Was ich dann —? — Herr, das können Sie ſich wohl denken. Aber — ſeien Sie ſo gut, machen Sie mich nicht verrückt!"

Franz erwiderte nichts, er klatſchte in die Hände. Die Thür, neben der ſie ſtanden, ging auf. Neidhardt fuhr zuſammen. Da ſtand dieſes Mädel; die jungfräuliche, zarte Geſtalt, etwas frauenhafter aufgeblüht; das liebe, beſeelte Geſicht mit dem ſchlicht ſchönen braunen Haar und den warmen Augen. Es lächelte jetzt; es ſchien aber doch dem Weinen näher als dem Lachen. Reden that es nicht.

Neidhardt war auch vor Schrecken ſtumm. Mit faſt dumm gewordenen Augen ſtarrte er von Luiſe auf Franz; biſt du ein Hexenmeiſter? ſchienen ſie zu fragen.

Wie darauf antwortend ſagte Franz: „Es geht mit rechten Dingen zu, Herr Neidhardt. Ich merkte ja ſchon in Rom, wer Ihre Luiſe war; — bitte, verſchauen Sie ſich noch nicht ganz, hören Sie eine halbe Minute zu! Luiſe Berner iſt meine Schwägerin. Sie lebt hier in Hamburg. Ich bin heut mittag zu ihr gegangen, hab' ihr alles erzählt: was Sie

Digitized by Google

in Rom, was Sie hier über sie gesagt haben; dann von gestern abend und der Million. Und endlich ist sie mitgekommen. Die Blumen da hat sie mitgebracht. Sie wollte Sie wiedersehn. Ihr könnt euch ja wieder kennen lernen, hab' ich ihr gesagt; denn ihr seid euch fremd geworden."

Neidhardt hatte nur zuweilen ein „Hm!" herausgebracht; wollte er seine Bewegung damit ersticken oder ausdrücken? Es war nicht erkennbar. „Sind wir das?" stieß er jetzt hervor, zu Luisen, deren Augen noch in stummer Rührung blickten. „Fremd geworden? Wie?"

Luise mochte noch nicht sprechen, oder konnte nicht.

„Gestern abend!" fing er mühselig wieder an, durch ihren Anblick und ihr Schweigen verwirrt. „Sie waren auch da; natürlich."

Sie nickte.

„Ich — — ich hab' Sie nicht gesehn."

„Sie saß vorn, vor mir," antwortete Franz, da Luise nur lächelte.

„Natürlich! — Die Schwägerin! — — Wieder kennen lernen. O wenn Sie das wollten ... Ich werd' mich wohl verändert haben; ob zum Schlechten? Ich weiß es nicht. Eine Zeitlang wohl; gewiß! Dann ist aber der da, Ihr Schwager, erschienen; der hat meinem Leben — —"

Luise stand immer noch in der Thür; Neidhardt, allmählich wieder zu Geisteskräften gekommen, fühlte nun erst ganz, was das für ein Märchen war.

Digitized by Google

„Aber so was erlebt man ja nicht!“ stammelte er hervor. „Sie klatschen in die Hände und — — Herr Wiesner! Soll mir denn von Ihnen alles Gute kommen!“

Er ergriff Franz an beiden Händen und zog sie an seine Brust.

„Lieber Herr Neidhardt!“ sagte Franz; dann machte er sich langsam los. Er nickte ihm zu und trat ans Fenster, um hinauszublicken.

„Fräulein Luise!“ seufzte Neidhardt, der nun seine Stimme dämpfte. „War ich damals mehr dumm oder schlecht? Wer weiß das! — Haben Sie mich nicht gehaßt? — So schüttelt nur Luise Berner den Kopf! — Ueberhaupt — was hat sich denn an Ihnen verändert? Nichts. Nur blühender sind Sie geworden, und schöner; — darf ich das nicht sagen? — Doch; Sie lächeln freundlich. So hab' ich in Amerika, Afrika, Australien nie einen Menschen lächeln sehn. Danach hab' ich mich so sehr gesehnt; verstehn Sie! Nun werden Sie aber wohl lange brauchen, um mich wieder kennen zu lernen; während ich — — Da steht dieselbe Luise. Wie sind Sie sich ähnlich! Diese lieben, guten, süßen Augen . . .“

Er hielt es nicht mehr aus, so vor ihr zu stehn. Er fühlte zu tief, daß etwas geschehen müsse; und wenn er's auch in seinem ganzen Leben noch nicht gethan hatte, und nie wieder thun würde. Da Franz noch immer aus dem Fenster sah, kniete er plötzlich nieder, mit aller Inbrunst seiner blitzenden Augen um Verzeihung bittend.

Digitized by Google

„Um Gottes willen!“ flüsterte Luise erschrocken; nie hätte sie das von Ludwig Neidhardt erwartet. Im ersten Schreck ward sie blaß; dann vor Freude rot. „Was machen Sie? Stehn Sie auf! — Ich bitte Sie — — Ludwig. — Steh auf!“

Digitized by Google

# Siebentes Buch

Digitized by Google

Schwüler Zigarrettenduft erfüllte den Salon der Wohnung, die Natalie mit ihrem „Gefolge" im Berliner Hotel de Rome bewohnte; ein unverkennbares Zeichen, daß sie sich dort aufgehalten und einige ihrer selbstgedrehten Papiros geraucht hatte. Als Eisenhut und Mitrescu mit dem Oberst Hawkins nach Hause kamen — es war ein Märzabend des nächsten Jahres —, fanden sie Natalie nicht mehr im Salon; von Manu (der inzwischen zu einem zarten indischen Jüngling herangewachsen war) erfuhren sie, die Herrin habe sich in ihr Boudoir zurückgezogen. Der Oberst, der eine Treppe höher wohnte, beschloß, hier unten zu bleiben, bis man zum gemeinsamen Abendessen ging. Er warf sich in eine Sofaecke. Eisenhut blieb nachdenklich und ohne sein Wissen verfinstert stehn. Er hatte keine gute Gesichtsfarbe mehr, war auch abgemagert; eine nervöse Unruhe lag in seinen Gliedern. Desto frischer sah Mitrescu aus; er saß und schlug mit etwas plebejischem Behagen die Beine übereinander, wie wenn er sich so recht zu Hause fühle. Der Blühendste war der schon angegraute Oberst; die sehnige, etwas hagere Gestalt war lauter Kraft und Gesundheit.

Digitized by Google

„Sie meinen, er hat so sehr gefallen?“ sagte Hawkins zu Eisenhut.

„Gefallen ist nicht das Wort,“ erwiderte der Doktor. „Sie müssen sich denken, lieber Oberst, in dem Mann steckt eine Welt von Eigenschaften; er ist die stärkste Persönlichkeit, die ich kenne; oder ich will lieber sagen, die sympathischeste. Das hat natürlich auf die Menschen gewirkt! Denn, mit Ihrer Erlaubnis, auch die Berliner sind Menschen. Seine Vorträge haben begeistert, kann ich Ihnen sagen.“

Hawkins lächelte. „Es scheint, Sie sind auch begeistert!“

„Ich kenne diesen Franz Wiesner so lange; und er ist nie um einen Zoll kleiner geworden, sondern eher größer.“

„Ah was!“ rief der Oberst etwas gereizt. „Stärkste Persönlichkeit. Unsre Freundin wird doch noch viel stärker wirken!“

„Dafür leg' ich meine Hand ins Feuer,“ warf Mitrescu dazwischen, seine schwarzen Löckchen schüttelnd.

Eisenhut sah ihn an, antwortete ihm aber nicht; das that er fast nie mehr. „Lieber Oberst,“ sagte er, „wie sind Sie zu dieser Ueberzeugung gekommen? In New York hatten Sie sie noch nicht. Da waren Sie sehr gegen die Berliner Reise; das gefiel mir besser.“

„Allerdings,“ rief Hawkins mit seiner kraftvollen Stimme, „ich war sehr gegen Berlin! Ich traute der ganzen Sache nicht; diese Deutschen! sagt' ich ihr; was wollen Sie bei diesen Deutschen? Ein so

Digitized by Google

überbildetes, ewig zersetzend kritisches Volk; und die Berliner sind die allerschlimmsten! Bleiben Sie hier, bei uns, wo man Sie versteht; was wollen Sie da drüben? — Ich will sie vor mir niederwerfen, rief sie immer wieder; ich will ihnen zeigen, wer ich bin! — Und so blieb jeder bei seiner Meinung. Denn allerdings, diesen Eindruck hatt' ich, ebenso wie Sie: Europa ist für unsre Freundin nicht geschaffen, oder noch nicht reif; am wenigsten aber Berlin!"

„Und jetzt —"

„Und jetzt? — Na ja, und jetzt! Jetzt denk' ich anders; wenn Sie auch noch so deutsch kritisch lächeln. Das ist mir aber schon drüben gekommen, nicht erst in Europa!"

„Darf man fragen, wie?"

„Lassen Sie doch," murmelte Mitrescu, zum Oberst hinüber.

Der Oberst schüttelte aber die Hand: „Nein, nein, ich will's diesem Doktor sagen, warum nicht? Sonst denkt er noch, ich bin ein wankelmütiges, unlogisches altes Weib! — Wir waren also wieder uneinig auseinandergegangen, wir zwei harten Köpfe; ich saß spät abends in meinem Zimmer. Ich war aufgeregt. Soll ich denn mit dieser herrlichen Frau nie so ganz eines Sinnes werden! dacht' ich. Zuerst die lange Zweifelzeit; und jetzt, wo ich an sie glaube, wo ich in ihrer Gemeinschaft einer der Auserwählten zu werden hoffe, jetzt streiten wir über den rechten Weg! — Da hör' ich hinter mir eine Stimme. Eine Stimme? Eigentlich nicht das rechte Wort; es war nur so,

Digitized by Google

wie wenn in der tiefen Stille die Luft meinen Namen hauchte; denn den hört' ich doch deutlich. Und wie ich mich wende — gegenüber war eine Thür — in der offenen Thür, bei meinem Lampenlicht noch eben erkennbar, ſtand ein Greis in indiſcher Tracht! ein Geiſt! Aehnlich wie die andern, die wir bei Frau von Petroff geſehen hatten, aber — wie ſoll ich ſagen — noch geiſterhafter; und als er nun wieder zu ſprechen anfängt, war's auch 'ne andere Art. Ein etwas fremdartiges Engliſch, wie es gebildete Indier ſprechen, und wie wir's ſchon kannten; aber noch verklärter, noch geiſtiger — kurz, wie ſoll ich's ſagen!"

Sowie Eiſenhut das erſte Wort von dieſer Erſcheinung hörte, war er zuſammengezuckt; dann flog ſein Blick zu Mitrescu hin. Der Rumäne ſaß aber ruhig da. Nur ſo wie man einer intereſſanten Geſchichte zuhört, und ohne ſich um den Doktor zu kümmern, hielt er ſein marmorgelbliches Geſicht dem Oberſt zugewendet.

„Ich ſitze ſtill und rühr' mich nicht," fuhr Hawkins fort; „ſo feierlich, kann ich Sie verſichern, war mir noch nie zu Mut! Er ſagt mir alſo, er ſei ein Mahatma, ein Schutzgeiſt; er gehöre zu denen, die Natalie als eine Auserwählte ehren und lieben; er liebe auch die, welche zu ihr halten. Und die Wirkung meiner einſamen Seelenkämpfe ſei zu ihm gekommen. Und es ſei wohl das ſchönſte Vorrecht der Geiſter, die noch ringenden Seelen von Zweifeln zu befreien; und ſo wolle er mir ſagen: Laß die Auserwählte ziehn, wohin es ſie treibt! Was ſie will,

Digitized by Google

das ist recht gewollt; was sie thut, das ist wohlgethan! Zieh mit ihr, es ist Gottes Weg; zieh mit und verlaß sie nicht!"

Ein wilder Blick Eisenhuts flog wieder dem Rumänen zu. Mitrescu schien es nicht zu bemerken; er stand auf und nickte. „Jetzt begreif' ich alles, Oberst! Diese Aufklärung genügte Ihnen; sie hätte mir auch genügt. — Nun bin ich erst recht wohlgemut. Wenn uns dieser Mahatma nach Berlin geschickt hat, werden wir auch siegen!"

Mitrescu ging tiefer ins Zimmer hinein, wie um nur umherzugehn; mit fast geräuschlosen, langsamen Schritten über den Teppich weg schlenderte er aber hinaus, Nataliens Zimmern zu.

Durch einen Nebel in den Augen sah ihm Eisenhut nach. „Hab' ich Sie nun aufgeklärt?" fragte Oberst Hawkins. „Als der Geist weg war — er war mir plötzlich entschwunden; ich war übrigens natürlich auch sehr aufgeregt — da hatt' ich keine Zweifel mehr!"

„Sehr begreiflich," murmelte Eisenhut. Er stand mit etwas gesenktem Kopf und horchte. Es schien ihm, daß er Natalie und Mitrescu nun miteinander lachen hörte ... Bin ich denn verrückt? dachte er. So laut, daß ich's bis hierher höre, lachen sie doch nicht!

Es zog ihn aber an Händen und Füßen dorthin. Manu kam ihm sehr gelegen: er brachte Zeitungen und Briefe für Hawkins. Der Oberst nahm sie und begann zu lesen; Manu ging wieder hinaus. So geräuschlos, wie vorhin Mitrescu, schritt nun Eisen-



Digitized by Google

hut durch den Salon und durch die andere Thür. Als er zur Boudoirthür kam, hörte er noch nichts; ihm fiel ein, daß zu seinem Vorteil Natalie die Gewohnheit hatte, die zurückgenommenen Vorhänge an ihren Thüren ganz zu schließen, um die „Durchlöcherung" der Wände zu vergessen und mehr von Farbe umringt zu sein. Er konnte die Thür leise öffnen, ohne daß man's merkte, und blieb unsichtbar. Wo sich drinnen die beiden befanden, konnte er nicht wahrnehmen; er hörte aber ihre gedämpften Stimmen. Ihm war, wie wenn Mitrescu „du" und „deine" sagte; sein Herz schlug nicht mehr.

„Wollen Sie wohl!" sagte Natalie leise. „Mann horcht zuweilen. — Also was haben Sie ausgeheckt?"

„Holde Kamala, ich meine so! Der Herr Franz Wiesner ist wieder fort; predigt vermutlich anderswo. Wir nehmen denselben Saal in der Friedrichsstraße, in dem er seinen größten Erfolg hatte, damit Sie ihm gleichsam auf seinem Boden begegnen, und wohl auch vor vielen, die er jetzt beschwatzt hat —"

„Ich hab' ihn schon genommen," warf Natalie hin.

„Gut! Sehr gut! — Sie halten Ihren ersten Vortrag, Sie lesen Abschnitte aus Ihrem Buch. Dann steh' ich auf, ich, als einer aus der Menge — wer weiß hier, daß ich zu Ihnen gehöre? — und in der ‚freien Aussprache', denn wir machen alles wie dieser Reiseprediger, stell' ich meine Fragen an Sie. Die Fragen, von denen ich gestern vorläufig sagte. Sie beantworten sie. Das Publikum erfährt durch Sie — und als hätt' ich's Ihnen abgezwungen, verstehn

Sie wohl —: dieſer edle Prophet hat nicht bloß Gedanken entlehnt, er hat ſie aus anvertrautem Gut geſtohlen. Und wem? Einer Frau! Wenn er das überſteht, allerſüßeſte Kamala, ſo kenn' ich die Menſchen nicht. Dieſe überrumpelten Leute, die ſich beim Alexanderplatz oder in der Friedrichsſtraße an dem Honig ſeiner Rede übergeſſen haben, die haben ſchon bewußt oder unbewußt den Wunſch, ſich dafür zu rächen; oder doch den Modemann wieder loszuwerden. Sie fallen von ihm ab — und Ihnen zu. Die Zeitungen richten und vernichten ihn. Franz Wiesner hat ausgeſpielt. Sie haben Ihre Rache!"

Was ſagt ſie dazu? dachte Eiſenhut, der vor Empörung zitterte. Kann ſie noch ſolche Gemeinheit verachten?

Es war ſeine letzte, elend ſchwache Hoffnung. „Was willſt du zum Lohn, du kleiner Joan?" hörte er Natalie ſagen. „Das heißt, wenn's gelingt?"

Eiſenhut hielt ſich nicht mehr. Er warf die Vorhänge auseinander und trat ein. Mitrescu ſaß auf einem Schemel vor Natalie; ſie war wieder von ihrem perſiſchen Schlafrock umfloſſen, den ſie doch vor allem liebte, ein farbiges Mützchen auf dem ſchwarzen Gelock. Die beiden gelblichen Geſichter lächelten einander an; die vier nachtdunklen Augen blitzten. Als Mitrescu den Doktor kommen hörte, rührte er ſich, um aufzuſpringen; er beſann ſich aber und blieb ſitzen. Natalie zuckte bei Eiſenhuts Anblick; dann regte ſie ſich nicht mehr.

„Darf man hören, was hier verhandelt wird?"

Digitized by Google

fragte Eisenhut, der nach Worten suchte; ihm gehorchte übrigens auch die Zunge nicht.

„Das ist nichts für Sie," antwortete Natalie ruhig. „Wo kommen Sie auf einmal her? — Lieber Doktor, lassen Sie uns noch ein paar Minuten; wir sind noch nicht fertig."

Jedes Wort war für Eisenhuts Seele wie Hohn; er glaubte aber auch in der Stimme bewußten, frechen Hohn zu hören. Von seinen erbärmlich gewordenen Nerven fast im Stich gelassen, kaum seiner Sinne mächtig, schwankte er so nahe auf Natalie zu, daß Mitrescu aufsprang. „Frau von Petroff," stieß er lauter, als er wollte, heraus, „Sie vergessen, wer ich bin. Ich ersuche Sie, nicht so zu mir zu sprechen!"

„Ich ersuche Sie, mich nicht anzuschreien," entgegnete Natalie.

„Sie hören," setzte Mitrescu hinzu, mit einem Uebermut, der sich zum erstenmal gegen Eisenhut hervorwagte. „Sie vergessen, daß Sie zu einer Dame —"

Natalie sah die Glut in des Doktors grauen Augen, er schien bereit, sich auf den Rumänen zu stürzen; sie nahm rasch das Wort. „Lassen Sie!" unterbrach sie Mitrescu; „ich werd' mit dem Doktor ohne Hilfe fertig. Gehn Sie zum Oberst, bitte. Wir werden zum Essen kommen; warten Sie ein wenig!"

Sie kreuzte die Arme, so blieb sie sitzen, während Mitrescu gehorsam verschwand. „Also was ist nun schon wieder?" fragte sie dann, mehr gelangweilt als gereizt. „Haben Sie gehorcht? Oder giebt's nur

Digitized by Google

eine neue Othello-Scene? — Lieber Freund, das wird ſehr ermüdend!"

„Es wird vielleicht unſre letzte Scene," erwiderte Eiſenhut und lehnte ſich an einen Tiſch; „alſo bitte, gieb acht. Du willſt mit dem andern da — mit dem andern da — gegen Franz Wiesner, gegen meinen Freund eine — Infamie verüben; oder eine Intrigue: da ich mit einer Dame ſpreche, wie dieſer Rumäne ſagt."

„Ah! Du haſt wahrhaftig gehorcht!"

„Ja, ich hab' gehorcht. Und ich erkläre dir, um nicht viele Worte zu machen, daß ich das nicht dulde."

„Was? Du duldeſt es nicht?"

„Nein."

„Du duldeſt es nicht?"

„Nein! Ich hab' bis heute mehr geduldet, als jemals ein Menſch! — Dieſer Joan Mitrescu ... Ich will von allem andern nicht ſprechen. Er kommt nach New York, ein Nichts. Haben wir ein bißchen Mitleid mit ihm! ſagſt du; ein verlorener Menſch! Und er kriecht vor dir; und du, ſeine Sonne, ſcheinſt auf ihn; und er wächſt, wie eine Neſſel wächſt, ein giftiger Helleborus; und — — Ein Jahr lang! Ein Höllenjahr! — Ich hab' alles werden ſehn! Ich hab' in all der Schmach gelebt, hab' nicht von dir laſſen können. Beide Augen zugedrückt: vielleicht iſt's noch nicht! — Und jetzt kommen wir hierher; warum? Ich hab's geahnt — hab's beinah gewußt —: dieſer Franz Wiesner, den du haſſeſt, den du noch tauſend Jahre haſſen würdeſt, wenn du ſo

Digitized by Google

lang' lebteſt — du willſt dich an ihm rächen! Du willſt deine Rache!"

Natalie lächelte; es entſtellte ſie. „Möglich. Was geht's dich an? Will ich dich dazu?"

„Nein! Dieſen Caracalla! der nun alles iſt! Er ſpielt in New York den Mahatma, der deinen Oberſt anleiten muß: vorwärts nach Berlin! Er wird hier den Mann aus dem Volk ſpielen, der mit dir die Intrigue macht. Er ſpielt auch deinen ‚kleinen Joan', der dich die allerſüßeſte Kamala nennt — und dem du zuliſpelſt: ‚was willſt du zum Lohn?' — Ja, ich hab' gehorcht! Sei ruhig. Ich werd' nie mehr horchen. Dies iſt unſre letzte Stunde; oder ſeine letzte hier. Er oder ich!"

„Was heißt das?" — Natalie ſtand nun doch auf. Sie ſuchte ſo ſtolz, ſo königlich wie möglich auf Eiſenhut herabzuſehn. „Ich ſoll ihn fortſchicken, damit du bleibſt?"

Er wies mit dem zitternden Arm nach der Thür. „Er oder ich!"

„Das hab' ich einmal in Rom gethan. Nie wieder. Geh, du Undankbarer! Ich halt' dich nicht. So geh doch! So geh doch!"

Ihre funkelnden Augen ſchickten ihn fort; ſie ſchienen aber mit einer Art von wildem Lächeln zu ſagen: Du gehſt ja nicht. Oder du kommſt wieder!

Doch in Eiſenhuts Augen glühte ein endlich errungener, verzweifelter Entſchluß. „Ja, ja, ja, ich geh' ſchon. Weggeworfen, weil man mich nicht mehr braucht? Weil du einen gefunden haſt, der ſchlechter

Digitized by Google

iſt als ich? — Und da lächelt ſie noch. Gott, was für ein Lächeln. Wenn man dich ſo ſieht, möcht' man denken, in dir ſind Gott und der Teufel vereint!"

Sie lachte. „Dann bin ich ja mehr als der Teufel; und auch mehr als Gott!"

„Ich dank' dir, daß du das noch ſagſt. Jetzt wird mir's nicht ſo ſchwer, zu gehn; jetzt thut's nicht mehr weh. Es iſt eine Freude! es iſt eine Wonne! — Aber du, du hüte dich. Dieſe Stunde wirſt du mir zahlen. Werd' mich blutig rächen!"

„Du dich rächen? Wie denn? Willſt du etwa Geiſtergeſchichten erzählen? und dich ſelbſt vernichten?"

„Ich werd' — — Gieb nur acht! — Leb wohl!"

* * *

Eiſenhut taumelte auf den Korridor hinaus; dort fand er ſeinen Mantel und ſeinen Hut und ging die Treppe hinunter. Ihm ſchoſſen die Gedanken abſurd durcheinander, wie es in äußerſter Verſtörtheit ſo oft geſchieht; werd' ich ſie nie wiederſehn? dachte er. Wie laſſ' ich meine Sachen holen? Eſſ' ich unter den Linden zu Nacht? — Als ich hier noch lebte, wohnte Franz Wiesner am Schiffbauerdamm . . .

Er glaubte Hermine Wiesner zu ſehn, wie ſie im hellen Morgenkleid, mit langen Haaren in Franzens Thür trat; willig und ergeben, nach Tübingen ins Irrenhaus zu gehn. Da werden Sie wieder geſund! ſagte er ihr. Sie ſchüttelte aber den Kopf: „nie mehr!" ſank aufs Sofa und fing an zu weinen . . . Ihm

Digitized by Google

war auf einmal auch nach Weinen zu Mut. Er hielt ſich am Treppengeländer und blieb eine Weile ſtehn. Die Nerven machen einen rein zum Kind! dachte er. Bromkali nehmen! — Wo denn? — Am Schiffbauerdamm iſt das Hotel Kronprinz; da könnt' ich ſchlafen. — Wie ich mich rächen will? O, das wird ſchon kommen! Und müßt' ich auch zum Teufel werden ... Teufel ... Dann iſt ſie alſo „auch mehr als Gott". — O, ich ſchwör' dir Rache!

Unten im Hausgang huſchte vor ihm ein Kellner vorbei, in das Reſtaurant des Hotels hinein; dann ſtieß der noch etwas taumelnde Eiſenhut faſt gegen eine Dame. Er zog den Hut und entſchuldigte ſich. Tief verwundert und auch beſtürzt ſah er, daß Luiſe Berner vor ihm ſtand; Wiesners Schwägerin, die er einſt umworben hatte. Sie ſah hübſcher, blühender aus. Sie lächelte ihn an. Ihre Hand in einem braunroten Handſchuh ſtreckte ſich ihm entgegen. „Doktor Eiſenhut! Wie kommen Sie hierher?" fragte ſie.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte er zurück.

„Wir wollen hier zu Nacht eſſen, mein Mann und ich; ſie haben hier ſo hübſche beſondere Zimmer. Mein Mann ſucht eben das hübſcheſte aus. Ja, ich hab' geheiratet; ach, lieber Doktor, Sie kennen ihn ja. Ihren Patienten in Rom, Ludwig Neidhardt."

„Neidhardt?"

„Zu dienen. — Da kommt er ſchon!"

Neidhardt, in Mantel und Hut, trat aus dem Reſtaurant hervor; ein Kellner folgte. „Ich hab'

doch wieder das japaniſche genommen," ſagte er zu Luiſe; jetzt erkannte er Eiſenhut. Er erſchrak faſt, wie blaß und elend der Mann vor ihm ſtand; all ſein New Yorker Mitleid erwachte wieder. „Doktor!" rief er aus. „Sie hier in Berlin! — Da hat man's, die Erde wird immer kleiner. Man ſtößt überall mit den Naſen zuſammen. Ich hab' mir unterdeſſen erlaubt, Fräulein Luiſe Berner zu heiraten ... Wollen Sie mit uns eſſen, Doktor? Sie ſehn nicht gut aus. Sie müſſen futtern. Ich bin Ihnen ja noch dankbar, daß Sie mich damals in Rom nicht umgebracht haben; und meine Frau, die mich leidenſchaftlich liebt, iſt es natürlich auch. Schütteln Sie nicht den Kopf! Kommen Sie mit!"

Luiſe bat auch; Neidhardt zog ihn am Arm. Eiſenhut ließ ſich ziehn; es that ihm ſchon wohl, bei ein paar gutherzigen Menſchen zu ſein; vielleicht Betäubung! Vergeſſen! Sie kamen in das japaniſche Zimmer, das mit Geſchmack, ohne Ueberladung ſeinen Charakter durchführte; Kellner warteten. „Wir ſind nämlich ſeit dem Oktober Mann und Frau," plauderte Neidhardt weiter, „alſo bald ein halbes Jahr; zuweilen ſetzen wir aber noch die Hochzeitsreiſe fort, indem wir irgendwo in eine Chambre séparée kriechen und ſo ganz heimlich glücklich ſind. Dann hab' ich auch das Gefühl, ich reiſe! — Nein, Doktor, Sie bleiben dennoch hier; heut einmal zu dritt! — Unſer Wohnſitz? Berlin. Im Sommer, wenn's die Umſtände erlauben, begleitet mich Madame nach Südamerika; da werden jetzt wilde Ge-

Digitized by Google

ſchäfte gemacht. Na, und Sie? Was treiben Sie? — Wohnen Sie hier im Hotel?"

Eiſenhut ſchüttelte ſtumm den Kopf.

„Mann, Sie eſſen ja nicht! Sie legen die Gabel weg."

„Mir ſcheint," ſagte Eiſenhut, „ich kann heut nicht eſſen. Keinen Appetit! — Schlechte Magennerven. — Ihren Wein verſchmäh' ich nicht!"

Er ſtürzte ein Glas Rotwein hinunter. Neidhardt ſchenkte ihm wieder ein.

„Doktor, kurieren Sie ſich! — Geht's wieder nach New York zurück? Oder bleiben Sie hier?"

„Nein, nein, nein," ſtieß Eiſenhut heraus. „Die Holländer locken mich nach Batavia. Sie bieten mir da eine famoſe Stellung; — ich wollt' ſie nicht, ich hatte andres — — aber nun nehm' ich ſie an. Weg aus Europa! — Und aus Amerika auch! Einmal weit nach Oſten!"

Er leerte wieder ſein Glas.

„Sind Sie auch ſo ein Weltumſegler?" fragte Luiſe lächelnd, mit ihrer weichen, guten Stimme.

Er antwortete nicht; er ſtarrte vor ſich hin. Was für 'ne angenehme Stimme, dachte er. Die hab' ich immer gern gehabt. Ach, dieſe guten, einfachen Frauen — das iſt doch was Schönes! — An dem Kerl da hängt ſie nun. Wenn ſie vor drei Jahren mich genommen hätte ... Statt deſſen dieſes romantiſche, ſelige, verrückte Elend. O, und dieſe Schmach ...

Aber Rache! Rache! ſummte es von Zeit zu Zeit in ihm.

Digitized by Google

„Wo ist Ihr Schwager jetzt?“ fragte er Luise.

„Franz? In den Ostprovinzen; sie wollten ihn da, haben ihn gebeten. Die Menschen kommen doch immer mehr zu ihm; es zieht sie offenbar der ganze Mensch so an. Er spricht ja auch nicht bloß ins Allgemeine: auch was man thun soll oder kann, um sich als eines von den ‚Kindern Gottes‘ zu bewähren — Werke der Menschenliebe — Verbreitung des Schönen unter dem Volk — in den Schulen — alles, was veredelt, oder was an Gott denken macht —“

„Ja, das sagt er uns mit seiner herzerweichenden Stimme,“ fuhr Neidhardt statt ihrer fort. „Wenn Sie den Mann hörten, Doktor — Sie haben ja andres zu thun, das weiß ich — aber Sie thäten sich wundern, kann ich Ihnen sagen! So haben sich auch die Berliner gewundert. Es ist hier allerlei gebundene Wärme frei geworden, wie die Physiker sagen —“

„Mein Mann immer voran!“ nahm Luise wieder das Wort. „Er schämt sich, aber er kann's nicht lassen: er geht heimlich —“

„Willst du wohl!“ fiel Neidhardt ihr ins Wort.

Sie ließ sich aber nicht einschüchtern, ihre kleine Macht und Herrschaft über ihn wollte sie doch zeigen: „Er geht heimlich in die überfüllten Häuser, in die Massenquartiere; das ist jetzt meine Spezialität, sagt er. Da mischt er sich ein — o, das ist ein gewaltthätiger Mann! — und will immer helfen, helfen. Weil Franz auch davon gesprochen hatte. Ich weiß

Digitized by Google

nicht, viel hat er wohl noch nicht geholfen; aber hineinstürzen thut er sich!"

„Hoffentlich mit Vorsicht," bemerkte Eisenhut, der mit heimlicher Verwunderung zuhörte. „Sie wissen doch wohl, Herr Neidhardt, daß man sich da leicht die schönsten Krankheiten holt; zum Beispiel den sogenannten Hungertyphus, der eigentlich Flecktyphus heißt. Unvorsichtige Leute sterben dran. Ja, ja, gar nicht selten."

„Mag sein, guter Doktor," versetzte Neidhardt übermütig, mit fidel lachenden Augen; „aber es ist merkwürdig, wie wenig ich an ansteckenden Krankheiten sterbe. Das hab' ich schon in der ganzen Welt erlebt!"

„Ich erwähn's nur, Sie lustiger Herr, weil ich in den Zeitungen gelesen hab': dieser Hungertyphus oder Lazaretttyphus hat hier jetzt wieder 'ne Blütezeit. — Und ist's wahr, Frau Luise? Franz Wiesner heiratet wieder?"

„Ja, das liebste Geschöpf, meine beste Freundin. In der nächsten Woche, hier."

„Was? Hier in Berlin?"

„Ja freilich. Ihre Pflegeeltern leben jetzt hier. Ecker, der berühmte Professor Ecker; seit dem Oktober an der hiesigen Universität: sie haben ihn doch hergelockt."

„In der nächsten Woche?"

Luise nickte. „Es ist jetzt ein Jahr," sagte sie leiser, „daß Hermine starb. — Helene Fischer heißt sie."

Digitized by Google

In der nächsten Woche! dachte Eisenhut, dem wieder der Grimm im Herzen schwoll. Und da hinein dieses russisch-rumänische Gift!

Er stürzte wieder ein Glas Wein hinunter, aber mit finsterem, immer blassem Gesicht.

„Gönnen Sie ihm das nicht?" fragte Luise, die seine Verfinsterung mißverstand. „Sie haben ihn doch auch einst lieb gehabt."

Eisenhut fuhr auf. „Denken Sie, ich hab' ihn jetzt nicht mehr lieb? Ich bin ein Halunke?"

„Bitte, regen Sie sich nicht auf," sagte Neidhardt. „Wieso ein Halunke? Der wären Sie darum doch noch nicht."

„Denken Sie, ich thu' alles, was diese — russische Dame thut? ich mach' jede ihrer Rechtsschwenkungen oder Linksschwenkungen mit, wie 'ne gehorsame Wetterfahne?"

„Aber guter Doktor — wer sagt denn das —"

Eisenhut stand auf; so jäh, daß es dem Neidhardt die Rede verschlug. Das bleiche Gesicht verzog sich; ah was! dachte er, ich geh' nach Batavia! Ich pfeif' auf die alte Welt! Aber ich duld' es nicht, ich duld' es nicht! Und ich will mich rächen! — „Hören Sie, Herr Neidhardt," fing er mit zuckenden Lippen an. „‚Wer sagt denn das?' sagen Sie. Sie haben aber einmal zu mir gesagt: ‚Sie sind der Mahatma' —"

„Ich? Da war ich besoffen!" fiel ihm Neidhardt geschwind ins Wort.

„Sie sind *nie* besoffen ... Nun will ich Ihnen aber was *anderes* sagen; bitte, lassen Sie jetzt

Digitized by Google

keine Kellner kommen; die sind glücklich fort. Mahatma! Ueber uns, da wohnt die Dame mit den Mahatmas; und diese Dame hat einen Teufelsplan. Mit einem Schurken, dem leider noch niemand den Hals umgedreht hat — ich auch nicht — will sie den besten Mann, den ich kenne, durch erbärmliche Giftmischerei zu Grunde richten. Ja, ja, Ihren Franz! Sie hoffen auf die Erbärmlichkeit der Menschen; die steht ja den Schuften so gerne bei. Verleumdung! Verstehen Sie!"

„Ich versteh' noch gar nichts," entgegnete Neidhardt. „Wollen Sie gefälligst —"

Eisenhut schüttelte den Kopf: „Da kommt schon wieder so ein Kellner. Hier nicht! Ich will Ihnen nur noch sagen: wenn Sie diesen Franz Wiesner so lieb haben — kommen Sie morgen zu mir! Da will ich Ihnen die Geschichte erzählen — und daß es einen Mann giebt, der was dagegen thun kann — und der will es thun. Der will sich an — — Ach, was geht Sie das an, was er will. Kommen Sie nur! Sie werden sehn!"

Er grüßte Luise mit dem Kopf — der Ausdruck seines Gesichts erschütterte sie — und wendete sich zur Thür.

„Halt!" rief Neidhardt; er war nun auch aufgesprungen. „Ich will morgen kommen, versteht sich; aber warum laufen Sie denn heut schon fort?"

„Entschuldigen Sie; mir ist — schlecht. Ich passe nicht zu Ihrer Hochzeitsreise. Ich kann nicht essen,

Digitized by Google

kann auch nicht mehr trinken. Morgen vormittag! Hotel Kronprinz! — Gute Nacht!"

Mit einem seiner leichten, raschen Schritte eilte er zur Thür; dann taumelte er aber hinaus.

* * *

Natalie Petroff hatte ausgesprochen. Sie hatte in freier Rede begonnen, darauf aus ihrem Buch einige Abschnitte vorgelesen, die Eisenhut in New York für sie übersetzt hatte, zuletzt in freier Rede geendet. Sie stand nun da, auf den lebhaften Beifall lauschend, in den vollen Saal mit bescheidener Würde hineinlächelnd. Heute war sie ganz die Aristokratin, die Edeldame; die „Zigeunerin" war abgelegt. In ihrem ehrbaren schwarzen Seidenkleid, nur durch ein Spitzenjabot geschmückt, das Haar nicht so tief wie sonst in die Stirn gelockt, wünschte sie wie eine „deutsche Denkerin" zu wirken; die beinahe schon zu üppige Gestalt erschien in dem kunstvollen Mieder noch schlank genug. An dem Tisch hinter ihr saß der Oberst Hawkins, eine fast majestätisch würdige Erscheinung; bescheiden halb hinter dem Oberst ihr Manu: auf diese indische Farbe im Bild hatte sie doch nicht verzichten wollen. Als der Beifall verrauscht war (zum Teil hatte ihn der vorsichtige Mitrescu vorbereitet), blieb sie noch wartend stehn: die „freie Aussprache" sollte nun beginnen.

„Joan Mitrescu bittet ums Wort," sprach jemand aus den vordersten Reihen zum Tisch hinauf.

Digitized by Google

Der Oberſt nickte ihm zu; Mitrescu erſtieg die Bühne. Auch er war in ſchlichtes Schwarz gekleidet; ſeine Haltung war gemeſſen, ſchlicht, der Blick der Augen gedämpft; die ſchönen Formen des Kopfes wirkten in die Ferne. Nur eine etwas auffallende, geniale Stirnlocke hatte er ſich nicht verſagen können. Er begrüßte die Dame ehrerbietig, fremd; dann ſagte er mit lauter, kräftiger Stimme: „Ich möchte mir einige kritiſche Bemerkungen geſtatten."

Natalie machte eine leichte, auffordernde Verneigung.

„Außer den überſetzten Abſchnitten aus dem engliſchen Buch der Frau von Petroff, die ich mit großem Intereſſe gehört habe — um ſo dankbarer, da das Buch leider noch nicht in deutſcher Sprache erſchienen iſt — hat uns die verehrte Rednerin noch einiges aus kleinen Blättern vorgeleſen, das mich, offen geſagt, befremdet hat. Darf ich Frau von Petroff zunächſt erſuchen, uns mitzuteilen, ob das, was auf dieſen Blättern ſtand, ihre eigenen Gedanken ſind?"

„Natürlich ſind ſie das," entgegnete Natalie. „Fremde Gedanken habe ich hier nicht vorgetragen. Die kleinen Blätter ſind alte Vorarbeiten zu einem zweiten Teil meines Buchs, der noch nicht erſchienen iſt."

„Erlauben Sie," verſetzte Mitrescu. „Dann verſtehe ich folgendes nicht! In den letzten Wochen hat hier in Berlin, zum Teil in dieſem Saal, der deutſche Theoſoph Herr Franz Wiesner Vorträge gehalten, die ich leider nicht gehört habe; die großen Berliner

Digitized by Google

Zeitungen haben aber so ausführlich berichtet, zum Teil in stenographiertem Wortlaut, daß ich wohl sagen kann: den Inhalt kenn' ich. Da hab' ich nun lange Sätze gelesen — über den Traum von der Zukunftskirche, über die Agnostiker, und wie wir das Unerkennbare doch als Kinder lieben — die ich heute wiedergehört habe; aus den kleinen Blättern. Frau von Petroff sagt aber: das sind meine eigenen Gedanken. Darf ich da um gefällige Aufklärung bitten?"

Natalie zögerte ein paar Augenblicke. „Diese Aufklärung geb' ich ungern," erwiderte sie dann. „Es ist mir sehr peinlich, davon zu sprechen. Ich betrachtete es als eine rein persönliche Angelegenheit zwischen Herrn Wiesner und mir. Wenn die nun in die Oeffentlichkeit gezerrt wird —"

„Verzeihen Sie," fiel ihr Mitrescu mit fast unhöflichem Nachdruck ins Wort. „Ich muß Sie dennoch ersuchen, die Aufklärung nicht zurückzuhalten. Denn es giebt nur zwei Möglichkeiten, scheint mir: entweder hat sich Herr Wiesner Gedanken von Ihnen angeeignet —"

Er hielt inne.

Natalie sprach mit vornehmer Ruhe seinen Satz zu Ende: „Oder ich von ihm! — Der Herr Fragesteller zwingt mich. Zu meinem Bedauern muß ich also antworten. Die Antwort lautet: ich war's nicht! — Diese kleinen Blätter —"

Sie trat an den Tisch zurück, auf den sie die Blätter vorhin gelegt hatte, nahm sie und trat wieder vor. „Diese kleinen Blätter sind vor zwei, drei Jahren



Digitized by Google

in Rom entstanden; damals verkehrten wir dort in freundschaftlicher Weise, Herr Wiesner und ich. Gleiche Bestrebungen führten uns zusammen; auf seinen Wunsch lieh ich ihm, was ich bis dahin für mein theosophisches Werk aufgezeichnet hatte. Es sind diese Blätter; man wird hier und da das Datum finden. Er behielt sie unerwartet lange. Endlich gab er sie doch zurück; kurz ehe eine Entfremdung zwischen uns eintrat — die ich damals bedauerte. In dem ersten Band meines Werks, der dann in New York vollendet wurde, fanden diese Blätter noch keinen Platz; ich hatte sie für die wichtigsten Abschnitte des zweiten aufgespart. Wie mußt' ich nun freilich erstaunen, als ich vor einer Woche, nach meiner Ankunft in Deutschland, Berichte über Herrn Wiesners öffentliche Vorträge las und darin meine Gedanken fand! die aus diesen Blättern!"

Eine hörbare Bewegung ging durch den Saal. Mitrescu horchte auf sie, mit Freude; sein römisches Gesicht blieb aber unempfindlich steinern, als vernähm' er nichts. „Verzeihen Sie," begann er noch einmal. „Meine kritischen Bemerkungen sind unhöflich, aber Unhöflichkeit ist nun einmal eine Eigenschaft der Kritik! Blätter können alt und neu sein. Ihre Blätter da können — ich sage natürlich nur: können — erst neuerdings entstanden sein, und nicht schon in Rom."

Jetzt machte Natalie eine Bewegung der Ungeduld; es erschien auch eine reizende Röte des Unwillens auf den zartgelblichen Wangen. „Ich sagte schon: man

Digitized by Google

wird hier und da das Datum finden! Auch die Bezeichnung: Rom! Man wird finden, es ist immer dasselbe Papier, Handschrift, Feder, alles. Ich bin gezwungen worden, dieses Geheimnis preiszugeben, das einen ehemaligen Freund so schwer beschädigt; ich hab's nicht gewollt! Ich persönlich vergeb' ihm, wie mich's mein Glaube lehrt. Aber für den schuldigen Teil will ich doch nicht gelten. So leg' ich denn hier die Blätter wieder auf den Tisch; wenn die freie Aussprache zu Ende ist, mag jedermann, mögen insbesondere die Herren von der Presse die Blätter in Augenschein nehmen; zur Erläuterung bin ich bereit!"

Mitrescu verneigte sich, als nun überwunden. Natalie stand am Tisch; Oberst Hawkins, den sie am Morgen mit einleuchtenden Gründen auf dieses Intermezzo vorbereitet hatte, nickte ihr befriedigt zu. Im Saal war die murmelnde und flüsternde Unruhe einer Versammlung, die Ueberraschendes, Unerhörtes vernommen hat und sich nun zum Auseinandergehn anschickt. Die freie Aussprache schien abgethan. „Wünscht noch jemand das Wort?" fragte der Oberst, kein Ja mehr erwartend.

Ihn verwunderte, daß eine Antwort kam: „Ja, ich bitte ums Wort. Neidhardt."

Ehe Hawkins es noch erteilen konnte, hatte Neidhardt, der immer rasche, die Plattform erstiegen, und sein bläulich rotes Gesicht mit der mächtigen Krümmung erschien neben Nataliens blassem Stumpfnäschen unter den funkelnden Augen. Sie erschrak einen Augenblick, als sie ihn sah; von dem römischen Geister-

Digitized by Google

abend war ihr ein fast körperlicher Abscheu gegen diesen Störenfried geblieben. Sie verlor aber ihre Haltung nicht. Mit einer kaum bemerkbaren Neigung begrüßte sie ihn sogar.

„Für einen leider Abwesenden," begann Neidhardt mit zu hastiger Stimme, die sich allmählich besser beherrschte, „für meinen hochverehrten Freund Franz Wiesner nehme ich das Wort! Es sind ihm hier Dinge nachgesagt worden, die von ihm so fern sind, wie die Erde von der Sonne ist; da aber mancher doch glauben mag: was diese Dame sagt, ist — begründet, so thut etwas Aufklärung not! Warum ist dieser Herr hier aufgetreten — ein Herr, der mit Frau von Petroff aus Nordamerika gekommen ist —, um auf die angebliche Gemeinsamkeit der Gedanken aufmerksam zu machen? Warum hat sich dann Frau von Petroff ‚gezwungen' gesehn, den Gedankendiebstahl ihres ehemaligen Freundes aufzudecken? Weil sie ihn mit ihrem Haß beehrt und ihn vor der öffentlichen Meinung vernichten möchte. Und warum beehrt sie ihn mit ihrem Haß? Vor allem weil er nicht so gefällig war, an die Geister zu glauben, die bei ihr erschienen; weil er ihr und andern ins Gesicht sagte: die Geister sind falsch!"

Auf diese Wendung nicht gefaßt, suchte Natalie nach der besten Entgegnung. Mitrescu, der gegen den Brauch noch auf der Erhöhung geblieben war, trat geschwind vor, um auszuhelfen; „was soll diese sogenannte Aufklärung?" erwiderte er. „Von Geistern ist hier nicht die Rede. Von Geistern hat Frau

Digitized by Google

von Petroff an diesem Abend kein Wort gesprochen. Um die Blätter da handelt sich's!"

Er wies nach dem Tisch.

Natalie bedeutete ihm jetzt zu schweigen; mit einer stolzen Bewegung des Kopfes gegen Neidhardt nahm sie selbst das Wort. „Ich werde hier des Hasses beschuldigt; ich, die ich vorhin erklärt habe, daß ich dem, der mich bestohlen hat, als Christin vergebe. Gegen solche Anklagen, von einem völlig Unberufenen ausgesprochen, verteidige ich mich nicht. Was ich gesagt habe, das sollen diese Blätter beweisen; dazu liegen sie da. Dazu steh' ich hier. Mehr sag' ich nicht!"

Einzelne Stimmen im Saal riefen Beifall. Viele standen auf, um entweder zum Tisch auf der Estrade oder aus der Thür zu gehn. „Ich habe noch das Wort!" rief Neidhardt; er hob sich unwillkürlich auf den Zehen. Er griff in seine Brusttasche und zog einige Blätter hervor, um alle Augen auf sich zu lenken. „Ich hab' hier Beweise!" rief seine helle Stimme, so laut sie konnte. „Ich hab' hier Beweise!"

„Was wollen Sie beweisen?" fragte der Oberst ungeduldig; er war aufgestanden. „Ihre Theorie des Hasses?"

„Nein, so einfältig bin ich nicht; sondern daß diese Dame unglaubwürdig ist — bitte, ich habe das Wort! — daß Herr Wiesner recht hatte, nicht an ihre Geister zu glauben, und daß ich dem Publikum und der Welt einen Dienst erweise, wenn ich sie mit diesen Briefen bekannt mache! Diese Briefe hier hat

Digitized by Google

Frau von Petroff geſchrieben, in derſelben römiſchen Zeit, wo Herr Wiesner ihr angeblich ihre Gedanken raubte; an einen andern Freund — Frau von Petroff wird bald wiſſen, an wen. Ich leſe nur das Wichtigſte . . ."

Neidhardt wies Mitrescu zurück, der ſich mit lauernder rechter Hand allzu dreiſt nähern wollte; Natalie ſtand noch regungslos, ſie wußte nicht: wo will's hinaus? Sie erbleichte aber, als Neidhardt fortfuhr:

„„Ich hab' meine Schiffe verbrannt!" So beginnt dieſer erſte Brief! ‚Ich hab' dem Grafen Wildau und der Gräfin geſagt, daß ich ihnen wenigſtens einen der Geiſter zeigen möchte, die mit mir verkehren; hab' ſie auf nächſten Donnerstag eingeladen. Sie bringen mit, wen ſie wollen. Die Frage iſt jetzt: ſind Sie noch mein Freund? Wollen Sie dieſen Geiſt ſpielen oder nicht? . . . Wollen Sie, ſo ſchreiben Sie mir heut abend, gleich, daß Sie morgen mittag kommen. Der Donnerstag iſt der vierte Tag; bis dahin haben wir viel zu thun, Proben über Proben, wenn Sie ein ſo untadelhafter, unanfechtbarer Geiſt werden ſollen, wie es nötig iſt!'"

Ein Gelächter erhob ſich im Saal; nur hier und da, aber ſo laut, daß Natalien das Herz erbebte. Neidhardt hielt den Brief in die Höhe: „Von Frau von Petroffs Hand geſchrieben; ich leg' ihn nachher zu den kleinen Blättern auf den Tiſch! — Der Brief geht noch weiter, droht mit andern Freunden, die, wenn dieſer nicht will, beſſer helfen werden. Daß

Digitized by Google

dieſer dann gewollt hat, lehrt der zweite Brief, hier iſt er: ‚My sweet boy! . . . Alles ging gut! ganz gut! Zum erſtenmal reiner Geiſt, haben Sie ſich ſofort bewährt. Ihre Maske, Ihre Bewegungen, Ihre Unhörbarkeit, dann die Stimme, die wirklich nur hingehauchte — o, es war alles gut! — Ueber dieſen Tölpel, der uns verderben wollte, will ich mich nicht mehr ärgern‘ . . .“

Neidhardt ſah die Verſammlung mit ſeinem ſchnurrigſten Humor wie einer, der ſich entſchuldigt, an: „Ich war dieſer Tölpel. Ich verſuchte damals den Geiſt zu entlarven; aber Frau von Petroff, die für mein Leben fürchtete, hielt mich feſt! Unterdeſſen entwiſchte der Geiſt; wie der Brief hier ſagt: ‚Und wie herrlich ſind Sie entwiſcht! Und wie ſchnell verſtand mich mein kluges Geiſtchen, als ich die Stimme hob, und verſchwand aus dem Boudoir, aus der Wohnung! Darüber erzähl’ ich Dir mehr — ja, Dir — wenn wir uns wiederſehn!‘“

Neidhardt hielt auch dieſen zweiten Brief in die Höhe. Er wollte fortfahren, zu ſprechen; jetzt trat aber Natalie vor, die ihre letzten Kräfte zuſammenraffte. Die Briefe, dachte ſie mit verzweifeltem Mut, die giebt Eiſenhut her, ſeinen Namen nicht! „Von wem haben Sie dieſe geiſtreichen Briefe?“ fragte ſie verächtlich lächelnd. „Wie heißt dieſer gute Freund, an den ich ſie ſoll geſchrieben haben?“

Neidhardt ſah Natalie an und ſchwieg.

„Ah! Sie ſagen ſeinen Namen nicht — weil Sie ihn nicht wiſſen! Das ſind unechte, erlogene Briefe

Digitized by Google

Wenn sie auch so aussehn mögen, als hätt' ich sie geschrieben, sie sind falsch. Sie sind nachgemacht. Das ist ein Bubenstück, um eine Frau zu verderben! Vor dem Gericht, Herr Fälscher, sehen wir uns wieder!"

Sie stand vor Neidhardt, sie blitzte ihn mit den Augen an, als vernichtete sie ihn, als müßte er vor ihr in die Erde sinken. Einer Frau stehn sie bei! dachte sie, nach dem Saal hin horchend, wo sich ermutigende Stimmen erhoben. Einer schönen Frau! — In diesem Augenblick tauchte Eisenhuts Gesicht vor ihr auf; so leichenblaß, wie sie's nie gesehn. Wo kam er her? Sie wußt' es nicht. Sie hatte nicht geahnt, daß er auch im Saal war. Unter seinem wilden, wütend hassenden Blick verging sie. Ein Zittern lief ihr über den wehrlosen Leib.

„Hier steht dieser gute Freund!" sagte Eisenhut, der jetzt die ganze Welt vergaß; die Wonne der Rache befreite ihn. „Mir werden Sie wohl nicht sagen, gnädige Frau: das sind falsche Briefe!"

Natalie fühlte eine Weile nichts. Dann fühlte sie, wieder zu sich kommend, daß ein paar Arme sie hielten. Ihre umherirrenden Augen sahen: Joan Mitrescu hielt sie. Hinter dem Tisch war nur noch Manu, aufrecht, aber wie leblos; der Oberst war verschwunden. Im Saal stand alles, alle Gesichter auf sie gerichtet, höhnische, richtende, feindliche. Vor ihr die Erzfeinde, Neidhardt, Eisenhut. Hätte sie einen Dolch gehabt, sie hätt' ihn vielleicht dem Eisenhut ins Herz gebohrt . . .

Unsinn! dachte sie dann. Nur erst draußen sein!

Digitized by Google

— Sie empfand, daß sie in den Knieen wieder Kräfte hatte. Dem Joan ein paar Worte zuflüsternd, von ihm geführt, trat sie an den Tisch, nahm das Heft mit Eisenhuts Uebersetzung und die kleinen Blätter. Darauf schritt sie vorwärts, als Edeldame, an Mitrescus Arm, durch den Saal zur Thür. Alle ließen sie stumm vorbei. Nur als sie endlich den Ausgang erreichte, „die Geisterseherin!" hörte sie eine junge Stimme sagen.

* * *

Es war eine Woche später, drei Tage nach Franzens und Helenens Hochzeit. Die Neuvermählten hatten nach der stillen Feier keine festliche Reise angetreten; Helene war nur vom Lützowufer über den Schiffahrtskanal zur Königin Augustastraße hinübergesiedelt, wo sie sich ihr kleines Reich gegründet hatten. Schon an diesem dritten Tag hatte die junge Frau sich's ausgebeten, ihre Hochzeitsgäste am Abend zu bewirten, da sie noch in Berlin beisammen waren: Eckers mit ihrem Sohn, Neidhardts und die Gräfin Wildau. August Ecker war zur Trauung gekommen und als Osterferiengast geblieben; die Gräfin, auf ihrem Erbgut in der Mark zu Besuch, war nach Berlin gefahren, um den Freund beim Beginn seines neuen Glücks zu sehn. Morgen wollte sie nach Rom zurück. Dieser ihr letzter Abend ging dem Ende zu; man saß noch bei einer Bowle im Salon, Luise und die Gräfin hatten abwechselnd gesungen, Luise seelenvoller, Gräfin Elisabeth feuriger. Das Gespräch fiel

Digitized by Google

noch einmal auf das „Märchen vom schwarzen Teufel“ zurück, wie der alte Ecker Nataliens Berliner Katastrophe getauft hatte. Wie viel auch schon darüber geredet, geschrieben und gedruckt worden war, so psychologisch merkwürdige Vorgänge sind gleichsam magnetisch; und in diesem kleinen Kreis fühlte sich jeder dazu gehörig oder mitbeteiligt.

„Zuletzt hat man beinahe Mitleid mit der Frau!“ sagte August Ecker, der sich vor vierzehn Tagen nach Nataliens Bildern im gewohnten Hui in sie verliebt hatte. „All die famosen, entzückenden Photographien in den Schaufenstern, all die Zeitungsartikel, die Lebensgeschichten — die Reisebilder aus dem Orient — und dann dieses Verduften! Mit ihrer großen indischen Puppe und mit ihrem Römer aus der Walachei verschwunden wie drei Seifenblasen, bis heut weiß kein Mensch, wohin!“

„Und ohne ihren Oberst,“ setzte Neidhardt hinzu. „Der wird nun wohl bald seinen Landsleuten mit tief erschütterter Stentorstimme erzählen, wie man Geister macht!“

„Gewiß keine dumme Frau,“ sagte der alte Ecker nachdenklich leise. „Aber sie hat sich offenbar nicht denken können, daß dieser Doktor Eisenhut sich selber so preisgeben werde.“

Die Gräfin schüttelte den Kopf: „Ich begreif's auch nicht!“

„Verehrte Frau Gräfin, die Rachsucht! Die kann ebenso viel, wie die Liebe kann.“

Franz, der bei diesem Gespräch fast die ganze Zeit

Digitized by Google

geſchwiegen hatte, nahm nun auch das Wort: „Lieber Vater Ecker! Es war auch Gutes, ſogar Edles dabei.“

Neidhardt nickte eifrig: „Das kann ich bezeugen! Er iſt ja eigentlich kein ſchlechter Kerl, dieſer Eiſenhut. ‚Ich will noch was Anſtändiges thun,‘ ſagte er mir mehrmals, ‚eh ich mich eklipſiere! Dieſe Infamie gegen einen ſolchen Mann, die duld’ ich nicht, die duld’ ich nicht! Ich treib’s bis zum äußerſten, wenn das Weib mich zwingt!‘ — Er hatte ſich übrigens vorher vollkommen reiſefertig gemacht; iſt auch denſelben Abend noch abgedampft. ‚Adieu,‘ ſagte er mir, ‚ich komm’ nie zurück!‘“

Luiſe ſah ihren Mann vergnügt lächelnd an: ſie freute ſich, daß er in dieſer Sache eine ſo große und gute Rolle geſpielt hatte. „Das begreif’ ich aber doch nicht ganz,“ ſagte ſie, auf ein altes Bedenken zurückkommend, „wie es mit den kleinen Blättern war! Sie mußte ſie doch zum Teil erſt hier in Berlin geſchrieben haben, nachdem ſie die Berichte über Franz Wiesners Reden geleſen hatte.“

„Gewiß,“ erwiderte Vater Ecker. „Es waren alte und neue Blätter, durcheinandergemiſcht.“

„Kann man das? — Sieht man das nicht gleich?“

„Vor Gericht vielleicht,“ antwortete Auguſt ſtatt des Vaters; „vor den geriebenſten Sachverſtändigen. Uebrigens, wenn ſie noch dasſelbe Papier, zum Beiſpiel noch ungebrauchte Blätter aus der römiſchen Zeit hatte? Gleiche Federn und gleiche Tinte waren ja leicht zu beſchaffen. Die Herren, die dieſe Blätter

Digitized by Google

am Tisch unter Nataliens Augen untersucht hätten, die hätten's wohl ziemlich oberflächlich gemacht. Und dann wär' in die Welt hinausgeschrieben worden: Franz Wiesner hat seine Gedanken gestohlen; noch dazu einer Frau!"

Helene sagte nichts; sie hatte immer nur zugehört. Zuweilen warf sie auf Franz einen umschleierten, aber still glückseligen Blick. Eckers standen endlich auf, und mit ihnen alle. Man trennte sich von dem jungen Paar; August besonders herzlich, brüderlich von Helene, mit der er Arm in Arm zur Thür ging. „Du, Lene," raunte er ihr heiter zu, „ich war damals ein dummer Bengel, als ich diesen Götterkerl, deinen Franz, in meinem Göttinger Naturfroschdünkel einen Patriarchen nannte. Weißt du noch, wann und wo?"

Sie nickte. „Als er vom Freudenstädter Bahnhof zum Schwarzwaldhotel ging."

„Ein eingebildeter dummer Bengel! Jetzt hab' ich 'ne Ahnung, kann ich dir sagen, was er wert ist. Es giebt Naturfrösche und es giebt auch Nachtigallen. Ich verehr' ihn, Lene."

Sie schlug ihm dankbar auf die Schulter und küßte ihn, eh er ging.

„Wär' es Ihnen recht, lieber Freund," sagte die Gräfin zu Franz, noch im Zimmer, „wenn ich meinen Wagen noch zehn Minuten warten lasse? Ich möcht' Ihnen etwas sagen, — beichten."

„Aber zehnmal zehn Minuten! — Bitte, kommen Sie!"

Digitized by Google

Franz bot ihr seinen Arm und führte sie in sein Arbeitszimmer, wo eine Lampe brannte. Sie setzte sich, und er ihr gegenüber. „Mit so ernstem Gesicht?“ fragte er. „Ist die Sache auch so?“

„O ja!“ entgegnete sie. „In diesen Tagen, wo Sie Ihren neuen Bund schlossen, war es mir so unnatürlich, Ihnen eine Geschichte vom Gegenteil zu erzählen. Aber morgen reis' ich ab. Sie stehn mir so nah — und so hoch. Ich möcht' Ihre Zustimmung haben. Jedenfalls sollen Sie es wissen. Ich fahre nach Rom zurück, aber nur um mich mit meinem Mann auseinanderzusetzen, mich von ihm zu trennen.“

„Liebe Freundin!“

„Ja, ja. Sie sind daran schuld! Sie wissen, wie ich Ihren Glauben teile, zu Ihrer Fahne schwöre. Die erste Gräfin, nicht wahr, die das thut; sie wird aber nicht die letzte sein! — Schon als ich Sie im Sommer in Leipzig hörte, fühlt' ich: das ist mein Führer zu Gott! Und jetzt vollends. Wie viel haben Sie schon in weniger als einem Jahr gewirkt! Ich erwarte Großes davon, sogar mehr als Sie. Wir werden bald eine weitverbreitete Gemeinde um Sie bilden — die Christen der neuen Zeit! — Aber mein Mann — — So halt' ich's nicht aus. Diese Enge in Kopf und Herz. Nur fest bei der alten Satzung bleiben, nur nichts Neues, nur keine Unordnung, nur kein Anstoß, nach keiner Seite! Ich soll mich mit ihm einsperren, in diese Dunkelkammer? Nein. Dann wär' ich keine Hohenheim. Wir hatten immer freieren

Digitized by Google

Sinn. Lieber Freund, ſtimmen Sie mir zu, ſagen Sie mir: du haſt recht!"

„Ein Wort, Liebe, Gute," erwiderte Franzens ruhige, warm klare Stimme. „Will der Graf Sie hindern, nach Ihrer Geſinnung zu leben?"

Sie ſchüttelte den ſtolzen Kopf: „Nein, das wagt er doch nicht. So ſteht's zwiſchen uns beiden nicht! — Aber was für ein Abgrund, ich bitte Sie, wenn wir nun ſo ganz nach rechts und links auseinanderleben. Und dieſe unmännliche, in Rückſichten ſchwelgende, feige Engherzigkeit, die mir ſchrecklich iſt, die ich niedrig finde — ja, die ich verachte. Nun iſt das Wort heraus. Nein, ſo ſoll er beim verknöcherten Buchſtaben bleiben, und ich geh' den neuen Weg!"

Franz nickte der Gräfin herzlich zu; ſie glaubte ſchon, er denke wie ſie. „Wie freut mich dieſes tapfre Wort!" fing er an. „Wie erkenn' ich Sie darin. Und wie thut mir's wohl, daß Sie bei uns ſind!" Er fuhr aber fort, ihre entgegengeſtreckte Hand nehmend: „Sie können ja bei uns ſein und bei ihm."

„Wie? — Das meinen Sie?"

„Teure Freundin, ja. ‚Die Chriſten der neuen Zeit!' ſagten Sie vorhin. Sollen wir damit beginnen, daß wir das auseinanderreißen, was zuſammengehört? Ich will lieber ſterben, als eine Gemeinſchaft gründen, die nur auch wieder zum Haß, zur Entfremdung, zur Trennung, ſtatt zur Liebe führt! — Tauſend Wege gehen zu Gott. Zum Unermeßlichen kann doch nicht eine enge Pforte führen. Und wählten wir

etwa den beſten Weg, ſollen wir darum denen den Abſchied geben, die einen der andern gehn?"

Die Gräfin ſah ihn betreten an. „Aber Sie vergeſſen —"

„Daß Sie eine Hohenheim ſind!" fiel Franz ihr mit ſeinem ſonnigen Lächeln ins Wort. „Nein, das vergeſſ' ich nicht. Ich weiß ſogar recht gut, was das hier bedeutet: daß Sie ſich um meiner Lehre willen von ihm trennen möchten, weil Ihr Hohenheimſches Blut ſich von ihm losreißen will! Es iſt Ihnen geſchehen, nicht wahr, was ſo oft geſchieht: die Gegenſätze, die immer da waren, die das junge, verliebte Herz überſieht oder leicht überwindbar findet, die wachſen im Lebensſommer wie die Gebirgsbäche im Regen an, ſchwemmen die Brücken weg. Sie haben Ehrgeiz, die Jahre haben ihn größer gemacht; der des Grafen war immer ſchwach und iſt eher kleiner geworden. Sie brauchen Ihr Singen nur, um das Uebermaß Ihrer Kraft hinauszuſchmettern; ihm iſt das Klavier eine zweite Welt, in der er die andre ganz vergeſſen kann. Sie ſind jung geblieben und neue Gedanken berauſchen Sie; er iſt einer der vielen, die mit vierzig Jahren geworden ſind und nun ſtille ſtehn. Sie haben in Ihrem kraftvollen Frauentum etwas Männliches; ihm geht's umgekehrt. Kurz, Sie wollen ihn jeden Tag irgendwie etwas anders haben; und das iſt vorbei! er wird nicht mehr!"

„Mein Gott, das iſt ſchrecklich," ſagte die Gräfin nach einem beinahe bangen Schweigen, „wie Sie einem

Digitized by Google

in die Seele ſchauen. Das alles, was Sie da ſagen, ja, das fühl' ich täglich."

„Ach, liebe Freundin, Sie fühlen noch mehr. Sie ärgern ſich auch an ſeiner hohen Stimme."

„Wiesner! Woher wiſſen Sie das? — Ich hab' Ihnen nie ein Wort geſagt!"

Franz lächelte: „Sie leiden ſo ausdrucksvoll."

„Nein, Sie merken ſo gut!"

Sie ſtand unwillkürlich auf. Er erhob ſich auch. Er nahm ihre beiden Hände — ſo groß ſie war, er überragte ſie doch —: „Darf ich Ihnen einen Rat mitgeben, als getreuer Freund? Wenn Sie nun nach Rom kommen, bitte, ſagen Sie ſich: Traugott Wildaus Schwächen und Gebrechen kenn' ich; auf die ſcheint die Sonne ſo, daß ſelbſt Franz Wiesner ſie ſieht. Nun will ich einmal nur auf das andre achten: was er Gutes hat! — Wenn Sie das thun, ſo redlich wie Sie ſind, ſo werden Sie ſich doch wundern, denk' ich: was für ein vornehmer Graf das iſt; frei von Ehrſucht, von Neid, von Mißgunſt, weniger eitel als die meiſten, die man ſo mit Orden behängt, zufrieden, ſeine Pflicht zu thun, lieber zu weich als zu hart, zehnmal lieber gut als ſchlecht. Auch liebt er ſeine Frau, und nur ſie;" Franz lächelte: „auch einer der tauſend Wege zu Gott! — Und wenn Sie ſich dann eine Weile gewundert haben, und wieder eine ſeiner Pünktlichkeiten oder ſeiner Theorien Ihr Hohenheimſches Blut empört, dann denken Sie, bitte, an dieſe Stunde und ſagen Sie zu Ihrem Blut: du warſt es, das ihn damals wollte; du warſt auch nicht

ſo thöricht, wie du dir nachſagſt; hab du nun Geduld!"

Gräfin Eliſabeth war wieder eine Weile ſtill; ihre ſchönen dunkelblauen Augen ſtarrten auf den Boden. Als ſie dann aufblickten, ſagte ſie: „Alſo Sie meinen und wollen wirklich, daß ich bei ihm bleiben ſoll."

„Ich bitte meine Mitpilgerin auf dem Gottesweg: verſuchen Sie's noch einmal!"

Sie ging langſam zur Thür. Den ſonſt ſo hoch getragenen Kopf ließ ſie etwas ſinken. Auf der Schwelle ſagte ſie leiſe, Franz war ihr gefolgt: „Ja, ich will's verſuchen."

„Teure, Gute —!"

Sie unterbrach ihn mit Hand und Mund: „Nein, ich bin nicht gut. Sie ſind's. — Ich danke Gott, daß er Sie mir gegeben hat; allen; aber mir doch auch. Nein, Sie ſollen jetzt meine Hand nicht küſſen! Sie ſollen auch nicht mit hinausgehn; ich will hier, durch dieſen Händedruck — durch dieſen dankbaren Blick — von Ihnen Abſchied nehmen. Draußen ſteht mein Diener, Ihr Mädchen. — Grüßen Sie Ihre holde Frau. — Ja, ich will's verſuchen!"

* * *

Franz ſtand noch eine Weile an der Thür, horchte, wie die Gräfin Mantel und Hut nahm und ging. Als er ſich dann in ſein Zimmer zurückwandte, ſah er Helene bei ſeinem Schreibtiſch ſtehn; er hatte ſie nicht kommen hören. Sie hatte ein ſchöngebundenes, goldbedrucktes Buch in der Hand. Ihm fiel in die



Digitized by Google

Sinne, plötzlich, wie es uns so oft ergeht, daß sie sich verschönert hatte, seit er sie kannte, und vergeistigt dazu; verschönert wohl durch das Glück, vergeistigt durch den „Weg", den sie mit ihm gegangen — und durch jene dunkle Zeit. Es ward ihm gar neuvermählt zu Mut. „Meine Lene!" sagte er zärtlich, fröhlich, wie nach einer längeren Trennung, und trat auf sie zu.

„Ich hatte solche Sehnsucht nach dir," gab sie zur Antwort. „Es war doch wohl zu früh, daß die andern da waren; ich dachte oft: was redet ihr! — Ach, und bei diesen Gesprächen über die Russin und — Mitrescu — — ich mochte nichts sagen, Franz; hab' mich so geschämt."

Er nahm sie in die Arme, strich über ihr schöngewelltes Haar. „Sag vor allem, was will dies Buch?"

„Was das will? Zu dir! — Ich hatte mir's schöner gedacht, Franz: wollt' es dir am Hochzeitstag schenken, heimlich, aber doch feierlich. Es war aber so viel hineinzuschreiben; und du kamst so oft und störtest mich; und störtest mich so lange! Dann hatt'st du mir auch verboten, abends spät zu schreiben; und ich, schon als Braut so gehorsam, wie ich als Gattin — sein werde? glaubst du?"

„Wenn dir's nicht wehthut, ja."

„Nein, überhaupt gehorsam — weil verliebt! — Also nun schenk' ich dir erst heut das Buch. Da hab' ich alles hineingeschrieben, was ich, seit wir uns näher kennen, von deinen guten Worten auf

allerlei Zetteln gesammelt hab'; denn du selbst, du schreibst ja nichts auf, du willst immer nur ‚das lebendige Wort'! Das geht aber so oft verloren, weißt du; unser Kopf ist ein Sieb. Grade das Feinste fällt durch. Und so dacht' ich: ich sammele! So wörtlich, wie ich nur immer kann; treff' ich's nicht, so ist doch der Sinn, der Gedanke da. Und du kannst's ja nun ausbessern, so viel du willst; mußt aber auch kalligraphisch hineinbessern, Franz, denn ich hab's wunderbar schön geschrieben. — Jetzt prahl' ich schon mit meiner Schrift wie Bartels!"

Franz verschloß ihr den Mund durch einen besonders zärtlichen Kuß. „Also du sammelst mich schon?" sagte er dann lächelnd. „Denkst du, ich leb' nicht mehr lange?"

„O pfui; so was sagt man nicht. Dies Buch soll dir sein wie ein Echo, mein' ich; oder moderner gesagt wie ein Phonograph .Kannst deine Worte heraushören, so oft du willst, so oft du sie brauchst. Ich hab' auch immer den Anlaß dazu geschrieben, den Menschen, zu dem du grade sprachst, den Ort und den Tag. Kurz, es ist ein wunderhübsches Buch. — Ach, ich möcht' meinem Geliebten so gern, so gern eine Freude machen!"

Er nahm die große, vollblühende Gestalt so fest und eng in die Arme, wie sie's liebte. „Es ist wohl eigentlich wunderbar, Lene, daß man sich noch besondere Freuden machen will, wenn man die ewige Freude ist. Lene! Du mein Bestes in Gottes Welt!"

„Bin ich's wirklich, Franz?"

Digitized by Google

„Ich will dir jetzt die vier Worte sagen, von denen du fürchtetest, ich möcht' sie nie sagen können: ja, ‚du bist mein Glück!' — Glaubst du's nun? Zitterst du nicht mehr? Ist die Zweiflerin von Leipzig die Gläubige von Berlin geworden?"

Sie nickte: „Ach, ich bin's wohl, Franz. Wenn ich's auch nicht begreifen kann. — Aber was begreift der Mensch? Begreif' ich jetzt, daß einst Mitrescu —? O Gott! Begreif' ich, daß du mich da noch retten wolltest? Begreif' ich, daß du mich nun liebst, weil du mich gerettet hast? — Und es ist doch alles so. — Die Welt ist wohl schauerlich, Franz. — Aber ich lieb' doch Gott so sehr, der das Geheimnis dahinter ist; und dich, der mich zu ihm führt. Ach, wie ich dich liebe, so ganz kann ich dir's nie sagen. Führ' mich immer so weiter, Franz! bis zur letzten Stunde!"

In überschwenglichem Gefühl des Glücks lag sie an seiner Brust.

* * *

Helenens Wunsch: „Bis zur letzten Stunde!" erfüllte freilich das Schicksal nicht. Auf unendliche Mannigfaltigkeit ist die schaffende Kraft gerichtet, die die Erde mit Leben füllt; sie füllt sie auch mit unendlich mannigfachem Tod. Sie fügt die Elemente des Lebens, wie sie will, zusammen: bald so, daß sie fast untrennbar scheinen und jedem Sturm widerstehn, bald zu raschem, glühendem Werden, das dann aber auch leicht, wie ein Licht im Sturm, erlischt. Tizian wird neunundneunzig Jahre alt, schaffenskräftig

Digitized by Google

bis zuletzt, erst die Pest kann ihn hinraffen. Raphael erreicht nicht die Vierzig, die herrliche Flamme hat sich verzehrt, ein Fieber nimmt ihn rasch hinweg. Große Helden vergehn in märchenhaftem Alter; Achilles, Siegfried fallen in der Jugendblüte: der Dichter macht's nur dem Schicksal nach. Haben diese Frühgestorbenen sich nicht ausgelebt? Wer unter uns kann das behaupten? Vielleicht kamen sie ebenso an ihr Ziel, wie die Alten. Wirken sie nicht auch ebenso fort wie die? Vielleicht *mehr* als die? Und vielleicht eben darum mehr, weil sie so in der Blüte starben? — Wer Andacht vor dem „Unerkennbaren" hat, ahnt hier nur und schweigt.

Es vergingen noch Wochen des reinen Glücks, aber nicht mehr viele; der erste Alarmruf kam durch eine Botschaft Luisens aus dem Neidhardtschen Haus am Tiergarten: ihr Mann war erkrankt. Wie es zuweilen mit Warnungen geht: die Ermahnung Eisenhuts an Neidhardt, er möge bei seinen barmherzigen Wanderungen sich vor gefährlichen Krankheiten hüten, hatte das Uebel ärger gemacht; denn da Neidhardt nun fürchtete, im Gedanken an diese Mahnung könnte er feiger werden, hatte er der Gefahr um so rücksichtsloser getrotzt. Eines Tages kam er fröstelnd, matt, mit Gliederschmerzen und Kopfweh heim; darüber fluchte er ein wenig, nach seiner Art, und achtete es weiter nicht. Drei Tage danach brach's aus: bei wildem Schüttelfrost und hohem Fieber begann „aller Teufels- und Nervenspuk", wie sein noch aufbegehrender grimmiger Humor es nannte. Mit zitternden

Digitized by Google

Gliedern, zuweilen in Delirien, dann wieder wie stumpfsinnig, lag er schlaflos da. Was der Arzt erwartete, erschien denn auch, wiederum nach einigen Tagen: die äußeren Zeichen des Flecktyphus, rote, masernähnliche Hautflecken über den ganzen Leib; nur das Gesicht blieb frei. „Warum denn das?" fragte Neidhardt mit einem letzten Flackern des Humors. „Warum grade das Gesicht? Meine Adonisfront wär' vielleicht verschönert worden. Allerdings, fleckig und rot war sie schon genug!"

Er hörte dann auf, so „grausliche Späße" zu machen, die Luise nicht liebte; in eine tiefe, fiebernde Betäubung versinkend, das geschmähte Gesicht dunkel gefärbt, wie die ganze Haut, zog er sich gleichsam aus der Welt zurück: so teilnahmlos lag er unter seinen Decken. Wenn Franz, der barmherzige Bruder vom römischen Kapuzinerplatz, zuweilen an Neidhardts Lager erschien, so sah er den furchtbaren Unterschied: damals, im Kampf mit der Influenza, hatte sich immer noch das mächtig trotzende Leben gerührt; hier war's wie erloschen, oder im Erlöschen. Er, Helene, Eckers konnten nichts, als der armen Luise zur Seite stehn und ihre sinkende Hoffnung aufrecht halten; vor der Krankheit waren sie so wehrlos, wie Neidhardt es zu sein schien, sie mußten mit Geduld erwarten, ob er das Schlachtfeld behaupten oder unterliegen werde.

Am Ende der zweiten Woche kam ein etwas lichterer Tag; in dem bedenklich herzschwachen Kranken erwachte doch ein gewisser Lebenswille, er äußerte Sehnsucht, die Freunde noch einmal um sich zu sehn,

Digitized by Google

er bat seine Frau, dafür zu sorgen. Der Arzt, von Luise befragt, zuckte die Achseln; „es kann ein erstes Anzeichen beginnender Besserung, der Anfang der Krisis sein; es kann auch eine traurige Täuschung sein. Ich will Sie nicht täuschen. Wir lassen ihm aber seinen Willen, denk' ich; überschätzt er jetzt seine Kraft, so wird dann wohl mit der Kraft auch der Wunsch vergehn!" Luise lud Wiesners und Eckers ein. So traurig hatten sich die drei Paare noch nicht zusammengefunden, wie an diesem Tag. Neidhardt war ein erbärmlicher Anblick; das abgemagerte Gesicht war noch dunkelrot, die Augen noch halb von den Lidern bedeckt; nur das Fieber hatte — vielleicht nur einstweilen — etwas nachgelassen. Es ging aber doch eine Art von Freudelächeln über seine Züge; er öffnete die Augen mehr und grüßte mit der rechten Hand, die sich von der Decke hob. Ein besonderer Freudestrahl ging zu Franz hinüber; so blickte er niemand an wie diesen Menschen, an den er seine Seele gehängt hatte.

„Ja, lieber Freund," sagte er mit todmatter Stimme, „das sind nicht mehr die römischen Zeiten! Da war ich ein junger Grashüpfer; jetzt kriech' ich wohl in dem Gras, in das wir alle beißen müssen. Das Herz ist niederträchtig schwach . . . Es wär' aber so hübsch, wenn meine Frau darum doch nicht weinte; wenn wir noch eine anständige, menschliche Stunde miteinander hätten — oder Viertelstunde — oder so viel sich machen läßt. Bitte, geben Sie mir die Hand; es thät' mir gut!"

Digitized by Google

Franz trat noch näher ans Bett, obwohl ihn der alte Ecker heimlich am Rockzipfel faßte: denn es war ihnen allen eingeschärft worden, bei einer so ansteckenden Krankheit peinlich vorsichtig zu sein. Er nahm die fieberheiße Hand und lächelte seinem alten Kameraden zu, so wie er's wohl in den Tagen der Influenza gethan hatte. „Sie werden ebenso gut davonkommen," sagte er, „wie in den römischen Zeiten. Sie sind jetzt noch jünger als damals, weil Sie glücklicher sind."

„Ja," hauchte Neidhardt, „das bin ich, bei Gott! Das giebt auch einen gewissen Aberglauben — den Sie zwar verdammen — na ja, er ist auch nur so, so. — Wenn ich nur japsen kann, rührt sich auch die Lebenslust! Hörst du, Luise: ich will leben. Denn —"

Eine Schwäche kam über ihn, daß er das Sprechen aufgab. „Lassen Sie u n s sprechen," erwiderte Ecker. „Das strengt Sie weniger an."

Helene schüttelte besorgt den Kopf: „Gehn wir lieber."

„Nein, nein!" rief Neidhardt dagegen, wenn man das Aufflackern einer so ausgebrannten Stimme Rufen nennen konnte. „Ich lass' mich nicht unterkriegen, noch nicht! So wahr ich hier lieg', ich lieb' euch alle. Ich hab' von Ihnen geträumt, Professor. Hab' auch von den zehn Geboten geträumt ... Nein, das V a t e r u n s e r mein' ich. Das war einem Mann auf den weißen Rock geschrieben; es gefiel mir aber nicht so recht. Das sollte Franz Wiesner anders

machen, denk' ich. Ach, Franz Wiesner! Franz Wiesner!"

„Lieber Ludwig Neidhardt?" fragte Franz. „Was soll ich?"

„Wenn Sie uns ein Vaterunser machen wollten, wie wir Deutschen, wir von heute es brauchen."

„Was gefällt Ihnen am alten nicht? Ist es nicht so feierlich schön? Vater unser, der du bist im Himmel! Geheiligt werde dein Name. Zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden . . ."

„Ja," nickte Neidhardt, „das ist wohl schön. Und mit Ihrer Stimme! — Aber was dann kommt. ‚Unser täglich Brot gieb uns heute'; und ‚Führe uns nicht in Versuchung'; ‚Erlöse uns von dem Uebel'. Was bleibt uns dann zu thun auf der Welt? Sie sagen, Gott hat uns zur Arbeit und zum Kampf geschaffen; darum lieb ich Sie so. Und hat er die Versuchung und das Uebel geschaffen, so sollen wir sie doch auch bestehn! — Franz Wiesner! Sagen Sie mir's anders. Davon will ich dann träumen. Sagen Sie's mit Ihrer Stimme!"

„W a s soll ich sagen?" fragte Franz.

„Ja, das weiß ich nicht. Das wissen S i e."

„Ich bitt' dich, thu's!" flüsterte Luise, die hinter Franz stand. „Thu ihm seinen Willen!"

Franz drückte ihr heimlich die Hand, die von diesen Wochen abgezehrte. „Wie könnt' man das sagen?" begann er dann, Neidhardts Gedanken zu Ende denkend. „Vater unser, der du bist und so weiter! Laß

Digitized by Google

uns kämpfen und ringen um die Erde, die du uns gegeben. Aber laß uns mehr und mehr wie B r ü d e r ringen, in deinem Sinn und in deinem Namen."

„Ja, ja!" murmelte Neidhardt.

„Gieb uns viel Arbeit, Vater! Denn nur durch Schweiß und Not kommen wir zu dir."

„Ja, ja!"

„Und auch die Feinde in uns, die du uns gegeben, laß uns überwinden; daß wir einst sterben als Sieger im Kampf und als deine Kinder, Amen!"

Neidhardt nickte, mit geschlossenen Augen, aber wacher Seele. Helene hatte leise ein Büchlein aus der Tasche gezogen und mit fliegendem Stift die Gebetsworte nachgeschrieben. „Ach ja," murmelte Neidhardt noch einmal, weicher. Seine schweren Lider hoben sich, seine Augen suchten Franz. „Ihre Glockenstimme! Ich dank' Ihnen. So meint' ich's wohl. So ein dummer Kerl wie ich konnt' es nur nicht sagen. — Ach, Sie! Sie! Franz Wiesner! — Geben Sie mir doch noch einmal die Hand!"

Helene zitterte, da nun Franz wieder näher trat; ihr war, wie wenn sie, die ferner stand, Neidhardts heißen Atem fühlte. Thu's nicht! hätte sie gern geflüstert; doch sie schämte sich. Franz sah recht wie ein barmherziger Bruder, ohne Furchtgedanken, auf den kranken Mann herab.

Die Augen der beiden begegneten sich; „Franz!" sagte Neidhardt, zum erstenmal ohne „Wiesner": „Wollen Sie mir noch 'ne Liebe thun? Drei Worte! Ich mein', drei Worte mit Ihnen allein. Dann gehn

Digitized by Google

Sie. Denn — ich hab' genug. Den andern ſag' ich ſchon jetzt Adieu. Mit Ihnen noch drei Worte! Mehr nicht!"

Franz blickte Ecker und die Damen an; ſie erwiderten den Blick: ſtummes Einverſtändnis. Helene flehte nur noch mit angſtvollen Augen, wortlos: komm' ihm nicht zu nah! Nach einem Abſchiedsgruß gingen ſie hinaus, auch Luiſe. Franz war mit dem Kranken allein.

„Lachen Sie mich nicht aus," fing Neidhardt an; ſeine Stimme, die ſich während dieſes Geſprächs gekräftigt hatte, ermattete wieder. „Ich hab' nämlich einen alten Wunſch; er iſt ziemlich kindlich; aber wenn's nun zu Ende geht — — Ja, mir iſt ſo, Franz. Ich wollt's vor Luiſe nicht ſagen. Die Blutpumpe wird zu ſchwach. Und nun nenn' ich Sie noch immer Sie! Als Luiſens Mann hätt' ich ja wohl auch Du ſagen können; ich hatt' aber ſo 'nen dummen Stolz: wenn er dir's nicht anbietet —! — Nein, es war doch nicht Stolz. Ich war's nicht wert. Ich ſah Sie ſo hoch über mir. Ich — vergöttre Sie, Franz!"

Er that einen langen Atemzug, nachdem er dieſes ſo lange gedachte und verſchwiegene Wort endlich über die Lippen gebracht hatte.

„Lieber, teurer Ludwig!" ſagte Franz erſchüttert.

„Na, da haben wir's: jetzt nennt er mich Ludwig! Und jetzt iſt's zu ſpät! — Nein, doch noch nicht zu ſpät. — Sag mir einmal du, ich bitt' dich. Ich merk', ich hab's ſchon geſagt. Mit ‚Sie' möcht' ich nicht abmarſchieren!"

Digitized by Google

„Du mein Freund und Bruder! Du!" antwortete Franz und nahm zum drittenmal seine Hand.

Neidhardt lächelte.

„Hätt'st du's früher gesagt — Bruder! Kamerad! — Ich hab' einmal dran gedacht; da sagt' ich mir: was liegt dem daran? Und so —"

„Ja," fiel ihm Neidhardt ins Wort, eine Art von Triumph in der erschöpften Stimme: „hast doch auch einmal falsch gedacht! — Weil du nämlich doch nicht weißt, was du mir bist; wie ich an dir hänge. Du hast mich ja zum Menschen gemacht. Ich bin dein Geschöpf, deine Sache, verstehst du. Darum wirst du mich auch nicht mehr los! — Ach, wenn ich noch am Leben bliebe . . ."

Das zu sehr angestrengte Herz versagte seinen Dienst; Neidhardt legte sich eine Hand auf die Brust, das Gesicht verziehend. „Franz! Franz!" seufzte er dann, als die gequälte Brust wieder etwas Atem hatte. „Es wird nichts mehr. — Ich seh' dich heut zum letztenmal. — Ach, wenn du mich einmal küssen möchtest. Einen Trost im Sterben. Von Franz einen Segenskuß!"

Ein leichter Schauer der Kreatur lief Franz über den Leib. Der fiebernde Atem hauchte ihn an, als er sich niederbeugte. Er sah aber auch in die bittenden Augen, in das von Liebe verklärte Gesicht. Mit einem Gefühl, als könne nichts in der Welt ihn hindern, legte er Mund auf Mund und küßte ihn von Herzen.

Helene, in ihrer wachsenden Unruhe, hatte eben

Digitized by Google

die Thür geöffnet; sie sah es. Mit einem Schrei fuhr sie zusammen. Als sie dann herbeiflog, stand Franz wieder aufrecht; sie riß ihn fort. Neidhardt schien den Schrei nicht gehört zu haben, oder nicht zu verstehn; mit einem träumenden Lächeln, das langsam verging, sank er in die alte Betäubung zurück.

* * *

Eine Glückliche sollte zur Witwe werden; aber nicht die Frau des Kranken, der da wie ein Sterbender lag, sondern die des Aufrechten, der so brüderlich furchtlosen Abschied genommen hatte. Während in Neidhardt die unerwartete Genesung begann, die dieses erste Erwachen angekündigt hatte — nicht die rasche Krisis, sondern die langsame „Lösung", die erst in einigen Tagen des Fiebers Herr wird —, zeigte sich zu Helenens und der Freunde Entsetzen, daß die Krankheit ihren Weg zu Franz gefunden hatte, den sie nach lange schleichender Vorbotenzeit mit der äußersten Heftigkeit ergriff, um dieses Opfer nicht mehr zu verlassen.

Man verschwieg es dem unglücklichen Neidhardt, der sich in seinem Haus am Tiergarten mit rasch wiederkehrender Lebenskraft erholte; man wollte ihn, so lange er noch genas, vor einer Verzweiflung bewahren, die ihn vielleicht vernichten konnte. Drei volle Wochen lang blieb er unwissend; er scherzte, fluchte und lachte schon wieder, während sein vergötterter Franz mit dem unermüdlich anstürmenden

Digitized by Google

Tode rang. Erst am einundzwanzigsten Tag nach jenem Abschiedskuß schreckte ihn die nicht mehr zu verhehlende Unruhe und Traurigkeit Luisens aus seiner sorglosen Genesungsfreude auf; er ertappte sie über Thränen, für die sie nur eine schlechte Erklärung hatte; er merkte dann, daß sie das Haus verließ. Von einer ersten Ahnung getrieben stand er heimlich auf, fand in Luisens Zimmer ein Briefchen, das ihr Helene geschickt hatte und aus dem er alles erriet. Wie von Höllengeistern gejagt, in zitternder Eile vollends angekleidet, floh er aus dem Hause, eh ihn jemand hindern konnte, und fuhr in einer herankommenden Droschke der Königin Augustastraße zu.

Als er, der doch noch gliederschwache Mann, von der Herzensnot beflügelt, oben auf Wiesners Vorplatz stand, sah er das ganze Schicksal im ersten Blick: Mitfühlende und Fragende aller Stände hatten sich angesammelt, um August Ecker herum, den dieser Jammer wieder hergerufen hatte; Bartels stand wie ein Geist an der Wand, Mine erstickte ihr zu lautes Weinen unter ihrer Schürze. Von diesen Tönen angesteckt, kämpfte Neidhardt mit aller Kraft gegen das aufsteigende Schluchzen; es riß ihn aber weiter, zum Sterbelager hin. An August vorbei, der ihn vergebens aufzuhalten suchte, drang er in die Wohnzimmer ein. Im zweiten sah er Helene, die dort eben mit gefalteten Händen fassungslos umherirrte; die Thür zum dritten stand ein wenig offen, wo offenbar der Kranke lag. Der Anblick der Frau, die er so elend gemacht hatte, übermannte ihn; er jammerte

Digitized by Google

laut auf, sich selbst verwünschend. Da sie ihn nun erschrocken ansah, mit einem geisterhaften Blick nach dem Sterbezimmer, ward er wohl augenblicklich still. Die Verzweiflung war aber zu groß in ihm; er wankte zur offenen Thür, legte sein Gesicht gegen den Pfosten und schluchzte wie ein Kind.

„Still! Still!" murmelte Helene nur. „Ja, ja!" flüsterte er; ballte seine Fäuste und schlug sich damit gegen die Kehle, um sie still zu machen. Hatte Franz das laute Schluchzen geweckt? Waren diese Klagelaute in die schlaftrunkene Betäubung eingedrungen, in der ihn der nahende Tod gefangen hielt? Franz kam zu sich; man hatte es kaum mehr erwartet. Er sah neben seinem Bett die Gräfin auf den Knieen; sie war auf die Nachricht seiner schweren Erkrankung von Rom gekommen. Er sah auch Neidhardt an der Thür; bei dessen halberstickten Schluchzen begriff er, so hinmatt er war, welches Herzeleid den Unglücklichen hergetrieben hatte. „Neidhardt!" rief er mit seiner schwachen Stimme. „Ludwig! Ludwig!" verbesserte er sich.

Neidhardt schwankte ins Zimmer herein; vor seinen Augen zitterte, was so ruhig dalag, der Mann unter seiner weißen Decke, mit dem todgeweihten Gesicht. Es glühte im Fieber, war aber doch eher bleich als rot, schaurig edel anzusehn. „Vergieb mir!" wollte Neidhardt sagen; in seiner großen Seelennot brachte er es aber nicht heraus. Nicht weit von der Gräfin, die eben aufstand, warf er sich hart auf die Kniee hin und drückte sich die Bettkante in die Stirn hinein.

Digitized by Google

Ich bin eine Beſtie! dachte er. Ich bin ein Scheuſal! Ich bin ein Mörder! Er wagte aber nicht, es laut zu ſagen, um dieſe feierliche, furchtbare Stille nicht zu ſtören.

„Was thuſt du hier, Ludwig?“ fragte Franz nach einem längeren Schweigen, offenbar ſeine Gedanken ſammelnd. „Biſt du ſchon geſund?“

„Ich wollt', ich wär' tot!“ antwortete Neidhardt, ohne den Kopf zu heben. — „Ich m u ß auch ſterben!“

„Du? Warum?“

„O Franz! Es war ein Judaskuß! Und der — der —“

Der bringt dich um! wollte er ſagen. Pfui! dachte er aber, dieſem Mann ins Geſicht! und ſchwieg.

„Lieber, armer Ludwig!“ erwiderte Franzens vergehende, nicht mehr klangvolle Stimme. „Ich kann nicht viel reden. Kann auch nicht viel denken. Ich ſag' dir aber — und ich beſchwör' dich —: nimm keine Schuld auf dich, die dir nicht zukommt. Haben wir nicht auch ſo genug? Du bateſt mich, halbwachen Geiſtes, dachteſt an keine Gefahr; ich konnt' dir ſagen: ‚Bruder, laſſen wir's; es würd' dich in der Seele ſchmerzen, würd' ich danach ſo krank wie du!‘ Ich konnt' es aber nicht laſſen. Ich allein hab' die Schuld. Klag' mich aber doch nicht an, Helene“ — ſie war eingetreten — „und nun gar dieſen Armen nicht. Es war wie ein Wille Gottes in mir, und ich mußt' es thun!“

Er verſtummte, nach Atem ringend und nach ſeinem ausſetzenden Herzen fühlend.

Digitized by Google

„Ach, mein Franz!“ ſagte Helene nur, die ſich am Kopfende ſeines Bettes niederwarf.

Sein Geiſt ſchien nun ganz zu erwachen; er blickte im Zimmer umher, das er ſeit ſiebzehn Tagen — als die Krankheit ausbrach — nicht mehr verlaſſen hatte. Auch Luiſe, Auguſt, die alten Eckers waren eingetreten, von dem Weinen und Sprechen herbeigezogen; mehr als alle erſchrak Luiſe, als ſie den von Hauſe entflohenen Neidhardt ſah. Bartels und Mine erſchienen in der Thür, wo ſie ſtehen blieben; Mine mit thränennaſſem Geſicht. Bartels ſchüttelte zuweilen den Kopf, wie um zu ſagen: es iſt ja nicht möglich!

„Mein teurer Ludwig!“ begann Franz noch einmal. „Gieb mir dein Wort! Martere dich nicht. Martere Luiſe nicht.“

„Ach, mein Gott!“ ſtöhnte Neidhardt. „Wenn wenigſtens der Wurm, der ich bin, geſtorben wär' und du wärſt geſund! — Aber in drei Wochen biſt du's wieder, wie ich. Das läßt Gott nicht zu. Du haſt noch ſo viel zu thun auf Erden. In drei Wochen, Franz!“

Ein Hauch von Lächeln ging über des Kranken Geſicht. „Was weißt du — oder ich? Hab' ich etwas gethan auf Erden, ſo hab' ich nun vielleicht alles gethan. — Ach, man möchte wohl! möchte fort und fort! Aber das iſt nun der große Verzicht, den Gott von uns fordert; nach all den kleinen Verzichten des Lebens der letzte, große: der Tod. — Ob noch ein neues Leben danach —?“

Er ſchloß die Augen vor Not und Ermatten; er



Digitized by Google

mußte eine Weile warten, eh' er noch einmal sein Denken und seine Stimme in diese Welt hinausschicken konnte. „Das hast du dir vorbehalten, Vater! Das ist dein Geheimnis! — Zu uns sagst du nur, zu jedem, durch den Gang der Welt: Du mein Geschaffenes! aus Liebe zu mir ergieb dich der kalten Hand, die dir das Leben wegwischt von der heißen Stirn; und dein Ich verhauchend, mit eines edlen Kindes Sinn, leg dich in den Schoß, aus dem du gekommen bist, in dem nichts vergeht! — — Ich soll nicht mehr sprechen, scheint mir. Das Fleisch wird schwach. — Was ist denn? Wo seid ihr? — Liebe Gräfin Elisabeth. Sie sind auch gekommen . . ."

Seine Augen sahen sie wieder erkennend an. Sie stand nahe bei ihm. Sie versuchte ihm zuzuflüstern, daß sie gethan hatte, was er von ihr wollte; nun merkte sie aber, daß er so leise Worte nicht mehr verstand. Durch einen Blick, eine Bewegung der Hand suchte sie ihm mehr zu sagen. Er nickte ihr zu. Ein letzter Blick auf sie, groß aufleuchtend, dankte ihr und grüßte sie.

„Vater Ecker!" hauchte er, auch ihm noch dankend. „Freudenstadt!"

Der Alte winkte mit den Händen und schluchzte.

„Bitte, tretet alle zurück."

Sie gehorchten ihm.

„Und scheidet bald aus dieser Luft. Es soll keiner mehr — —"

Er verstummte wieder.

„Franz!" sagte August mit erzitternder Stimme

Digitized by Google

aus der Mitte des großen Zimmers her. „Dein Werk wird nicht untergehn! Ich gehör' auch zu den Deinen, Franz. Wir werden alle den Geist, den du uns gegeben — — Glaub mir!"

Franz nickte dankbar.

Neidhardt, jetzt frei von Schluchzen, durch heilige Andacht zu einer Art von Ruhe gekommen, einen Arm um Luise geschlungen, sprach nun auch noch einmal: „Und dein Traum wird d o ch! Die Millionen, Franz! Die Zukunftskirche!"

Luise nickte neben ihm, seine Worte bekräftigend. Dem hinwegdämmernden Franz erschien ihr Gesicht auf einmal wie das ihrer Schwester Hermine: flüchtige Familienähnlichkeit und die Erinnerung an die jugendlichen Schwarzwaldzeiten flog darüber hin. Alte Freuden und Schmerzen bewegten sich ... „Wo ist meine Lene?" sagte er dann plötzlich. Seine Augen irrten umher. „Ich seh' meine Lene nicht."

Von einer wilden Freude ergriffen, so daß ihr stockendes Herz wieder schlug, stürzte Helene herbei, kniete nochmals nieder. „Rufst du mich noch?" sagte sie in Thränen, leise; er verstand sie doch. „Ja, hier ist mein Platz! Ich kann dich nicht überleben, Franz. Küß mich, ich bitte dich, ich fleh' dich an! Laß mich mit dir sterben!"

„Nein," antwortete er, noch deutlich, „du giebst mir dein Wort, daß du lebst. Diese andern wollen mein Werk nicht verlassen, und d u wollt'st es thun? mein bester Kamerad? — Ich bleib' immer bei dir, Lene. Meine Liebe, mit zwei goldenen Flügeln,

Digitized by Google

ſchwebt hier um dich her. — Gelob mir's! Gelob mir's!"

Sie weinte lauter. Nach einer Weile erſt überwand ſie ſich. Es verſchwand faſt in den Thränen, aber nicht ganz: „Ich gelobe dir's! Weil du's willſt!"

Es ſchien, als hätte ihn nun eine letzte geheime Sorge verlaſſen und als hielte ihn nun nichts mehr feſt: ſo ſtill ward ſein Leben. Er reichte nur noch die Hand hinaus; Helene ergriff ſie. Hand in Hand mit ihr wollte er vergehn. Sein Geiſt erloſch in tiefer Betäubung; die Bruſt atmete noch eine Weile, das Herz pochte noch. Es war die feierliche, bange, ſchmerzvoll ergebene Stille der Erwartung im Zimmer, die auch ein Gottesdienſt iſt.

Endlich ſchien das gedämpfte Licht des Tages auf ein vom Tod beruhigtes, verklärtes Geſicht. Helene ſah ſich mit ihm allein. Sie betrachtete es, als ſchlief' es nur. Sie konnte noch nicht zum reinen Schmerz, zum Elend kommen. Mit einer ſchauernden, von Thränen überfloſſenen Seligkeit fühlte ſie: ich hab' mit ihm gelebt! Ich war ſeine Frau!

Digitized by Google

# Schriften von Adolf Wilbrandt

aus dem Verlage der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

**Fridolins heimliche Ehe.** Dritte Auflage.
Geheftet 2 M. 50 Pf. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

**Meister Amor.** Roman. Zweite Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Novellen aus der Heimat.** Zweite Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Hermann Ifinger.** Roman. Fünfte Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

**Der Dornenweg.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Die Osterinsel.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

**Die Rothenburger.** Roman. Fünfte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Vater und Sohn und andere Geschichten.** Zweite Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Hildegard Mahlmann.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Schleichendes Gift.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Digitized by Google

**Die glückliche Frau.** Roman. Vierte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Vater Robinson.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Der Sänger.** Roman. Vierte Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

**Erika. Das Kind.** Erzählungen. Dritte Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Feuerblumen.** Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Franz.** Roman. Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Die Maler.** Lustspiel in drei Aufzügen. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

**Die Tochter des Herrn Fabricius.** Schauspiel in vier Aufzügen.
Zweite Auflage. Geheftet 2 Mark. Eleg. geb. 3 Mark.

**Der Meister von Palmyra.** Dramatische Dichtung. 8. Aufl.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

**Die Eidgenossen.** Schauspiel in fünf Aufzügen.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

**Hairan.** Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

**Gespräche und Monologe.** Sammlung vermischter Schriften.
Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

**Neue Gedichte.** Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

**Beethoven.** Dichtung. Eleg. kart. mit Goldschnitt 1 M. 50 Pf.

Digitized by Google

833.7 .W665FR C.1
Franz; roman
Stanford University Libraries
3 6105 048 206 010

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.



G. E. STECHERT & CO NEW YORK

Digitized by Google